S_1_787.

[Les merveilles de la nature chez les différents peuples].

305155

Natur = Wunder

und

Länder=Merkwürdigkeiten.

Ein Beitrag

zur

Verdrängung unnützer und schädlicher Romane.

Von

Sam. Chrph. Wagener.

Zweiter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin,
in der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff.
1803.

Inhaltsverzeichniß

zweiten Theils.

BIBLIOTHEQUE ROYALE ... 1839

Seite

6. Schweiz.

Die schöne Bergstadt Plurs wird von dem Berge Conto verschüttet ; ; ; ; ; 1

Der Berg-Einsturz an der Straße von Servoz 12

Periodische Quellen ; ; ; ; ; 15

Der Rheinfall bei Schafhausen ; ; ; 16

Der Staubbach bei Lauterbrunn ; ; ; 34

Der Grindelwald im Bernschen ; ; ; 37

Der, eine Schneelauine begleitende, Sturmwind wirft einen Wald um ; ; ; ; 41

Der Gletscherspalten-Auswurf ; ; ; 44

Ein Brunnen, d. d. Nachts mehr Wasser giebt, als am Tage, und jährlich eine Zeitlang ausbleibt 55

Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor ; ; ; ; ; ; ; 57

7. Italien.

Gährende Erde ; ; ; ; ; ; 58

Wasser und Erde, welche Flammen geben ; 59

Die periodische Quelle bei Bergamo ; ; 61

Höchst merkwürdige Entdeckung uralter Erdoberflächen in Modena ; ; ; ; ; 62

Der Steinregen zu Siena ; ; ; ; 68

Der Erdbrand in der Traviser Mark ; ; 72

Der Aeolusberg im Kirchenstaat ; ; ; 74

Die Kunstarotte bei Foligno ; ; ; ; 77

Der unter der Erde in Steinkohlen verwandelte Baum ; ; ; ; ; ; ; 78

Das feuerspeiende Italien ; ; ; ; 79

Der Vesuv im Sommer 1794 ; ; ; ; 87

Die Liparischen Inseln ; ; ; ; ; 98

Der, alle sieben Minuten Feuer u. Steine auswerfende, Vulkan auf Stromboli ; ; 101

Ein Luft-Vulkan Siciliens ; ; ; ; 106

Der aufbrausende See in Val di Noto ; ; 111

Der kochende See bei Mofetta ; ; ; 116

Die Insel-Geburt des Adriatischen Meers ; 118

8. Ungarn.

Der unterirdische Strom, den man im Felsengange eines Stollen rauschen hört ; ; 123

Dünste in der Erde, die sich entzünden ; ; 124

Brennendes Quellwasser ; ; ; ; ; 125

Seite.

9. Gallizien.

Die Salzwerke von Wieliczka . . . 126
Der wunderbare Berg 147

10. Türkei.

Der unterirdische Garten auf Antiparos . . 150
Grotte zu Policandro 152
Grotte auf Samos 156
Labyrinth des Berges Ida 157
Das versteinerte Holz der Donaubrücke Trajans 160

11. Schweden.

Bei einem Erdbeben fährt, statt des Feuers, Wasser aus der Erde 166

12. Dännemark.

Ursprung der Unfruchtbarkeit Jütlands . . 170

13. Norwegen.

Unterirdisches Wallfischgerippe zu Friedrichshall 171
Gediegenes Silber 172

14. Lappland.

Die Heereszüge der Bergmäuse, und das Verschwinden der Rennthiere 176

15. Island.

Der brüllende Berg 179

16. Sibirien.

Elephantenzähne weit von dem Vaterlande dieser Thiere 181
Russische Salisseen und Salzberge . . . 182
Ein Erdbrand am Tomflusse 186
Die Bärenjagd 188

17. Nordpol.

Das älteste aller menschlichen Denkmähler . 194

18. Mittelländisches Meer.

Santorin und einige andre Inseln treten aus dem Meere hervor 197

B.

Asien.

1. Kaspische Meeresküste.

Der kochende See bei Baku 201
Das ewige heilige Feuer 203
Der Beratheerquell 207

2. Persien.

Der brennende Berg 210

Seite.
Ein Luftvulkan auf dem Berge Jugtopa . . . 214
Der Wunderbrunnen 216

3. Klein-Asien.

Dreimalige Verwüstung des ganzen Landes durch unterirdisches Feuer 219

4. Azorische Inseln.

Unterirdisches Feuer drängt neue Inseln und Klippen aus dem Meere hervor 221

5. China.

Symbol der Bramanen Indiens 226
Regierungsform 231
Beschreibung der Stadt Kanton 233
Cultur des Bodens 236
Eine schreckliche Gewohnheit 236
Der Kaiser von China 237
Wissenschaften und Künste in China . . . 238
Kongfutzee und seine Sekte 247
Sitten und Gebräuche 249
Kleidung 251
Die Mandarinen 252
Leichenbegängnisse 253
Religiöse Secten 254
Körperbau der Chinesen 256
Handel 257
Charakter der Chinesen 258

6. Ostindien.

Der Steinregen in Zeilan 258
Das wüthende Heer oder die Teufelsstimme . . 261
Die Küste Malabar 265
Die Volksklassen auf Malabar 266
Surate's religiöse Tänzerinnen 268
Sesostris Eintheilung in Stämme oder Kasten 270
Die Heirathen der Indier 282
Heirath auf den Variam u. das Kannigadanam 285
Leichenbegängnisse in Ostindien 287
Sprache und Schreibart der Indier . . . 296
Indiens Götter 298
Glaubenslehren 302
Gottesdienst 304
Heilige Bücher 306
Tempel 307
Mönchswesen in Indien 311
Indiens Tugendübung und Meinung von der Seelenwanderung, d. Paradiese u. d. Hölle 313
Der Ganges 317

Seite.
System der Indier über die Schöpfung der Welt 320
System der Indier über das Alter und die Dauer der Welt 324
Indiens Tagewählerei 327

C.

Afrika.

1. Atlantisches Meer.

Ein aus der Luft gefallener Sandregen 330
Eine merkwürdige Wasserhose an der Küste 332

2. Senegal.

Eine schwimmende Insel 334

D.

Amerika.

1. Das Mittägliche.

Wirkung der Ebbe und Fluth tief in das feste Land hinein 336

2. Westindien.

Die Menschenracen i. d. Europäisch. Besitzungen 341

3. Brasilien.

Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts 343

E.

Australien.

Die Insel Otaheite 344
a. Naturgüter 345
b. Einwohner 346
c. Kleidung der Insulaner 349
d. Wohnungen 351
e. Speisen 352
f. Häusliches Leben 354
g. Zeitvertreib 357
h. Künstliche Handarbeiten 358
i. Religion 363
k. Regierungsform 366
l. Leichenbegängnisse 367

6. Schweiz.

BIBLIOTHÈQUE DE LA VILLE LYON 1893

6.

Schweiz.

Die schöne Stadt Plurs wird von dem Berge Conto verschüttet.

Plurs, ein reicher, durch Handlung und Manufakturen blühender Ort im Velteliner Lande, ward mit allen seinen Einwohnern beinahe ganz und in einem Augenblick verschüttet. Zweihundert und fünf und zwanzig gut gebauete, Palästen ähnliche, Häuser zu Plurs und acht und siebenzig schöne Häuser zu Schilano, einem nahe dabei gelegenen Dorfe, wurden, sammt ungefähr zweitausend vierhundert und dreißig Einwohnern, von einem Theile des Berges Conto bedeckt. Wenn der, im Vertematischen Hause noch aufbehaltene Grundriß, den Guler, Scheuchzer, Herli-

berger und Porta haben nachzeichnen und in Kupfer ſtechen laſſen, anders ächt iſt, ſo muß Plurs ein prächtiger Ort geweſen ſeyn. Angenehme Spatziergänge unter Linden- und Kaſtanien-Alleen, geſchmackvolle, mit Colonaden in korinthiſcher Ordnung gezierte marmorne Kirchen, Klöſter und Palläſte, niedliche, in kühlende Schatten einladende, Luſthäuſer und Grotten, in anmuthigen Gärten verſteckt, große mit Springbrunnen und paſſenden Statüen prangende Plätze, die, alle dieſe Schönheiten noch mehr belebende und erfriſchende, Maira, die ausgebreitete Handlung nach der Schweiz, nach Deutſchland und Italien, die dadurch erworbenen großen Reichthümer, die aus denſelben entſpringende Pracht und Ueppigkeit ihrer Bewohner, erwarben ihm den Beinamen des Rhätiſchen Tirus mit allem Recht. Zürich, Bern, Genf, Neufchatel, waren damals ſchon mächtiger, größer, und ihre Einwohner durch Heldenthaten berühmter: aber Handlung und Manufakturen blüheten dort nur wenig, obſchon Zürich Spedition der Waaren beſorgte. Nur Sankt Gallen wetteiferte in frühern Zeiten mit Plurs.

Bloß der Lavetzſtein-Handel, der jetzt kaum achttauſend Thaler einträgt, brachte damals, nach noch vorhandenen Kataſtern, mehr als neunzig-

tausend Thaler reinen Gewinn, und die Seiden- und Baumwollen-Spinner, Weber und Färber zu Cleve, und in den benachbarten Thälern, verarbeiteten jährlich, für Rechnung der Plurser Fabrikanten, über dreißig tausend Pfund roher Seide, und zwanzig bis zwei und zwanzig tausend Pfund Baumwolle.

Von allen mühsam erworbenen Reichthümern, von allen Denkmälern der Industrie, der Kunst und der Prachtliebe, welche hier angehäuft waren, sieht man heut zu Tage nichts mehr, als eines der Vertemati-Franchischen Schlösser, welches weit genug vom Flecken entfernt war, um nicht vom Berge begraben zu werden, eine Kirche und einige Grotten. Kleine Weinberge, Waizenfelder und Wiesen, und hie und da eine stille Jasminlaube, ein Feigenwäldchen, ein Roßmarienbäumchen, eine Buchsbaumhecke, sind an die Stelle jener Kinder der Pracht getreten, und scheinen ganz dazu gemacht zu seyn, den aufmerksamen Reisenden zu ernstlichen Betrachtungen über jene schreckliche Katastrophe einzuladen. Es hatte folgende Bewandtniß mit derselben:

Sonnabends, den 25sten August 1618, fiel ein mit Donner und Blitz begleiteter fast beispielloser Platzregen, der bis Donnerstags den 30sten August anhielt, und nur selten auf eine Viertel-

stunde unterbrochen wurde. Donnerstags war der Himmel sehr heiter, ein angenehmer Nordostwind verjagte die Nebel, alles freute sich des schönen Tages, und eilte in die lachenden Fluren. Allein in der nämlichen Donnerstagsnacht schlug plötzlich der Wind um, Gebirge von schwarzen Wolken wälzten sich über den Comersee her, und leerten sich in gewaltigen Güssen, bis am 3ten September, unaufhörlich aus. Dienstags den 4ten September war wieder ein schöner, heiterer Tag, jedermann wünschte sich Glück zur Wiederkehr des lieblichen Wetters, und die Weinpflanzer und Verkäufer berechneten sorgfältig die Folgen der ungewöhnlichen Nässe: denn langanhaltende Regen sind hier in dieser Jahrszeit, wo die brennende Sonne oft alles versengt, eine Seltenheit. Nachmittags, zwischen drei und vier Uhr, rissen sich auf der linken Seite der Maira, ohnweit Schilano, einige sogenannte Schlüpfe (kleinere Erdmassen) von dem Berge Conto los, verwüsteten die dort gelegenen Weinberge, und bedeckten mehrere, unterhalb Plurs, gegen Cleve zu gelegene Häuser. Die Einwohner von Uscioni, einem oberhalb Plurs gelegenen, kleinen Dorfe, bemerkten und theilten auch ihre Bemerkung den Plursern mit, daß der Conto, in der Gegend der Lavetzgruben, schon seit mehreren Jahren verschie-

dene Riſſe bekommen hätte, und daß ihre Kühe dieſen Theil des Berges oft mit ängſtlichem Gebrüll verließen. Zu Plurs, wo die Einwohner klüger und aufgeklärter zu ſeyn ſich einbildeten, weil ſie reicher waren, achtete man auf das bei Schilano geſchehene Unglück nicht, weil an dieſem Orte ſchon mehrmals dergleichen Erdſchlüpfe ähnliche Verheerungen verurſacht hatten, Plurs aber bis dahin verſchont geblieben war.

Mehrere Bauern von Roncaglia und Uſcioni kamen athemlos nach Plurs, und baten ihre Gönner und Freunde, ſich eilends zu entfernen aber man ſpottete ihrer kindiſchen Furcht. Die Alten umgaben die Spieltiſche. Die leichtſinnige Jugend überließ ſich den Freuden der Liebe und des Weins. Mandolinen, Guitarren und Geigen ertönten von allen Seiten. Kinder warfen auf den Gaſſen und Plätzen die Bocia unbekümmert zum Ziel.

Der Mond glänzte in vollem Lichte am aſurfarbenen Himmel, die ganze Natur ſchien wartend zu ſchweigen, als plötzlich eine ungeheure Maſſe des nahen Conto ſich losriß, gigantiſche Felſen mit Wäldern bekrönt, blitzſchnell auf Plurs niederſtürzten, den ganzen Ort bedeckten, und ſeine glücklichen Einwohner in ihren eigenen Wohnungen begruben: ſo daß nur wenige mit dem Leben

davon kamen, besonders nur diejenigen, welche sich auf dem Felde verspätet hatten.

Die Erde bebte weit und breit. Die Clever und alle Nachbarn rings umher wußten lange nicht, was sie aus diesem entsetzlichen Krachen machen sollten. Sie sahen einen mit Feuer vermischten schwarzen Dampf himmelan steigen, sie glaubten ein starkes Bombardement zu hören, Staubwolken fielen zu Cleve, eine gute halbe Stunde von Pluvs, nieder und bedeckten die Straßen, die Maira blieb zwei volle Stunden gänzlich aus: und man brachte die Nacht in tödtender Angst und Unruhe zu, weil man den wüthenden Ausbruch des Flusses und gefahrvolle Ueberschwemmung, oder gänzliche Zugrundrichtung der Stadt befürchtete. Alles floh mit Weib und Kindern auf die benachbarten Anhöhen, und war in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Aber allmählig bahnte sich der Fluß einen Weg durch den Schutt, bildete anfangs einen kleinen See, grub sich schlängelnd in sein vertrocknetes Bett, und erschien, zwar trübe doch ruhig, zu Cleve.

Gleich mit Anbruch des Tages sandte der biedere Ritter von Sprecher, dieser glaubwürdige, genaue, unpartheiische und wahrheitsliebende Annalenschreiber seines Vaterlandes, damals regierender Kommissar der Grafschaft Cleve, eine Menge

Arbeiter nach Plurs, um, wo möglich, noch einige der Verunglückten zu retten: denn er vermuthete das, was wirklich geschehen war. Aber welche Scene der traurigsten Verwüstungen erblickten sie! Wo, noch vor wenigen Stunden, das schöne, reiche, stark bevölkerte, stolze Plurs gestanden hatte, sahen sie nichts als aufeinander gethürmten Schutt, hier und da zerstreut liegende Felsenmassen, jähe Tiefen, überhängende Höhen, eine menschenleere Einöde, traurige Bilder einer gänzlichen Zerstörung. Wo der Schutt am niedrigsten zu liegen schien, maß man mehr als sechszig Schuh. Nicht einmal die Spitze des Glockenthurms der Hauptkirche war sichtbar. Der Thurm der protestantischen Kirche Sankt Maria, welche sich am linken Ufer der Maira befand, war, sammt der Glocke, an das entgegengesetzte Ufer hinübergeworfen. Die Glocken von Sankt Cassian und Sankt Johann grub man in der Folge stückweise aus der Erde. Am linken Ufer der Maira hingegen fand man einen mit dem Lumagischen Wappen versehenen Marmorstein, der über dem Portal eines auf der rechten Seite des Flusses gestandenen Hauses befindlich gewesen war. Das Thal, in welches der Berg hinabstürzte, war enge: der Schutt thürmte sich also zuerst auf der entgegenstehenden Bergseite, wälzte sich dann um, und fiel

wieder auf die Seite zurück, von woher er gekommen war. Der ganze Bergfall erstreckte sich eine halbe Stunde weit in die Länge, die Breite begriff nicht viel über vierhundert Schritt, und die Höhe ließ sich nicht genau bestimmen. Jede Arbeit zur Rettung der Unglücklichen war vergebens. Wer vermag die Empfindungen der herbeieilenden Clever auszudrücken? Welch' ein, alle Gefühle bestürmender, Gedanke, ihre Anverwandten, ihre Freunde, ihre Mitbürger, zerquetscht, verstümmelt, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, unter ihren Füßen begraben zu wissen, ohne ihnen helfen, ohne sie retten zu können? Der einzige Trost, der ihnen übrig blieb, war eine mitleidsvolle Thräne auf das ungeheure Grab ihrer Brüder und Schwestern.

Der Gastwirth Francesco Furno, und der Mauermeister Simon Ramada, befanden sich eben auf dem Heuberge Roveno, als die Ihrigen verschüttet wurden und entgingen so dem allgemeinen Untergange, ob sie gleich Weib und Kind, Haus und Hof einbüßten. Der sprachlose Battista von Planta von Schilano hatte in einem benachbarten Obstgarten Pfirschen gepflückt, und verlor nichts als seine Schuhe, welche im Schutt begraben wurden. Johann Peter Vertemann, Fratinolo oder Giudeo genannt,

begab sich gegen Abend, in Gesellschaft seiner ganzen Familie nach Santa Croce, um dort sein Heu einsammeln zu lassen. Weil er die Thüre seines Hauses zu verschließen vergessen hatte, schickte er deshalb seine Tochter zurück, und sie ward eine Beute des Todes. Die erste Person, welche man des folgenden Tages beim Nachgraben fand, war die Tochter des gleichfalls umgekommenen Podesta von Plurs, Andreas Nasani. Auf sie folgte die Tochter eines gewissen Johann Anton Galisoni, und endlich Lorenz Scandalera, der, mit der Serviette vor der Brust, am linken Ufer der Maira zu Nacht gespeiset hatte, und an das rechte Ufer geworfen ward. Einen Säumer aus dem Oberalpstein, Jan Christoffel genannt, der zu Plurs Wein eingehandelt hatte, fand man unter einem Feigenbaum, eine abgebrochene Feige in der Hand, bis an den Nabel im Schutt vergraben, vom gewaltigen Druck der Luft vermuthlich erstickt. Erst nach drei Monaten stieß man beim Ausgraben auf Wilhelm Vertemann und auf eine Köchinn. Diese hielt ein Stückchen Brodt, von dem sie abgebissen hatte, unter dem Arm, und in der Hand eine Henne: und jener saß vor seinem Schreibtische, mit der Feder in der Hand. Die reiche Familie Vertemann verlohr sieben erwachsene Personen

männlichen Geschlechts. Nicolo Vertemann hatte zu Sankt Mauitz im obern Engadin, den Sauerbrunnen getrunken, und war erst am nämlichen Tage von dort zurückgekehrt. Giovanno Battista traf, gleichfalls um diese Zeit, von seinem Sommersitze zu Roncaglia und Octavio von Delebio daselbst ein. Einige von der Messe zu Bergamo zurückkommende Kaufleute wurden, nahe bei der Stadt, vom Bergfalle bedeckt. Mehrere Einwohner der benachbarten Dorfschaften bezeugten eidlich, daß die Bienen zu Castasegna, Villa, Scatange und Pirari, an diesem Tage haufenweise ihre Körbe verlassen hätten, einige Minuten herumgeschwärmt, und dann todt zu Boden gefallen wären. Dies muß vermuthlich den mephitischen Dünsten zugeschrieben werden, von denen die Luft ohne Zweifel, vor dem Einsturze des Berges, angefüllt war.

So schrecklich und schauderhaft dieser Vorfall an und für sich selbst war, und so sehr ihn die damaligen Priester und Lepiten bei dem abergläubischen Volke zu benutzen, und als ein fürchterliches Beispiel der strafenden Gerechtigkeit Gottes auszuposaunen sich bemühten, so wird doch wol keiner unsrer Leser zweifeln, daß dieses Unglück dem Laufe der Natur gemäß, erfolgen mußte.

Der Berg Conto besteht aus leimichter, trock-

ner, unzusammenhängender Erde, die in perpendikularen und parallelen Schichten mit Felsen untermischt, daliegt. Bei Regenwetter trennt das durchdringende Wasser die Schichten, die, weil sie sich isolirt auf einem abhängenden Grunde befinden, bei dem geringsten Anstoß, schon durch ihre eigene Schwere, in Bewegung gesetzt werden, und sich eine nach der andern losreißen. Wahrscheinlich stürzt der ganze Conto nach und nach ein, und wird endlich das Thal ausfüllen. An dem Theile des Berges, der über Prosto liegt, sieht man eine tiefe, sich jährlich vergrößernde Spalte, die diesem Dorfe die gleiche Gefahr droht, welche Plurs den Untergang gebracht hat. Auf der Stelle, wo Plurs stand, wächst ein leichter angenehmer Wein, der zu den besten der Grafschaft gezählt wird, und selten mißräth. Gerade gegenüber befindet sich unstreitig einer der schönsten, wo nicht gar der schönste Wasserfall der ganzen Schweiz, Acqua fraggia genannt, der sich von dem Berge Savone herunterstürzt, und den deutsche Reisende noch mehr als den Staubbach besungen haben würden, wenn er so glücklich gewesen wäre, auf ihrem Wege durch die Schweiz zu liegen. Noch heut zu Tage sieht man öfters Arbeiter hier, welche Kostbarkeiten suchen: und alle wünschen besonders auf den Platz zu stoßen,

wo die an silbernen und goldnen Gefäßen so reiche Pfarrkirche stand, welche aber höchst wahrscheinlich unter dem Bette der Maira zu suchen ist.

Der Berg-Einsturz an der Straße von Servoz.

Der Naturforscher Vitalliano Donati ward im Jahre 1751 vom Könige von Sardinien nach der Schweiz abgeschickt, um einen brennenden Vulkan, welcher sich an der Straße eröffnet haben sollte, in Augenschein zu nehmen. Er reis'te mit vielen Zweifeln gegen die Wahrheit der Begebenheit; indessen in der Hoffnung, einen Vulkan zu finden, wo ihn niemand vermuthete, machte er dennoch mit vielem Vergnügen seinen Weg, um diese unerwartete Erscheinung zu beobachten. Nach einer ununterbrochenen Reise von 4 Tagen und 2 Nächten, kam er endlich zum nähern Anblick des Berges. Er fand ihn gänzlich mit Rauch umgeben. Tag und Nacht rissen sich in einemfort Felsstücke von erstaunlicher Größe herab, und verursachten ein Getöse, das dem lauten Donner glich. Alle Bauern aus der Gegend waren geflüchtet, und getrauten sich kaum, in einer

Entfernung von 2 Meilen, Beobachter dieſes ſchrecklichen Einſturzes zu ſeyn.

Alle benachbarten Felder waren mit einem Staube bedeckt, der einer Aſche glich, und an einigen Orten bis auf 5 Meilen weit vom Winde fortgeführt wurde. Jedermann ſagte, man habe zuweilen einen Rauch geſehen, der bei Tage roth geweſen ſey, und in der Nacht Flammen von ſich gegeben habe. Dieſe Wahrnehmungen zuſammengenommen machten, daß niemand zweifelte, hinter dieſer Nacht von Rauch brenne ein feuerſpeiender Berg. Unſer Naturforſcher unterſuchte jetzt die angebliche Aſche genauer, und fand, daß ſie nichts als ein Staub eines zu Pulver gewordenen Marmors ſey. Er gab genau auf den Rauch Achtung, ſah aber keine Flamme, bemerkte auch keinen Schwefelgeruch, und weder die Bäche noch die Quellen umher, die er unterſuchte, gaben das geringſte Zeichen von ſchwefelichter Materie. Hierdurch überzeugte er ſich, daß hier nichts von entzündeter Schwefel-Materie ſey, und begab ſich hierauf, wiewohl allein und ohne Begleitung, (wahrſcheinlich wagte ſich keiner mit ihm) in die Rauch-Wolken hinein, und an den Rand des Abgrundes. Hier ſah er ungeheure Felſen, welche ſich in dieſen Abgrund ſtürzten, und wurde gewahr, daß der Rauch nichts weiter ſey, als Staub, der

von dem Falle der Steine aufstieg. Jetzt fing sich das vulkanische Wunder an aufzuklären. Er suchte ferner, dachte nach, und fand die Ursache des Einsturzes dieser Felsen.

Er sah, daß ein großer Theil des Grundes, unter dem sich trennenden Berge, aus Erde und Steinen bestand, die nicht Lagen- und Schichtweise geordnet waren, sondern ohne Ordnung untereinander lagen. Hieraus muthmaßte er, daß in eben diesem Berge schon ähnliche Einstürze müßten vorgegangen seyn, nach welchen der, in diesem Jahre herabgefallene große Fels, ohne Unterstützung, und in einem beträchtlichen Ueberhange geblieben war. Dieser Fels bestand aus horizontalen Schichten, davon die zwei niedrigsten aus Schiefer, oder einem blättrigen leichtbrüchigen Gestein, ohne festen Zusammenhang, bestanden. Die zwei höhern Schichten aber glichen dem Marmor von Porto Venere, der aber durch viele, queer durch die Schichten gehende Spalten zertheilt war. Die fünfte Schicht bestand ebenfalls aus einem Schiefer, mit senkrechten Blättern, die ganz getrennt waren, und machte die ganze obere Fläche des herabgefallenen Berges aus. Auf dieser obern Fläche waren drei Seen, deren Wasser beständig in die Oeffnungen der Schichten eindrang, sie immermehr voneinander absonderte, und auf diese

Art ihre Grundpfeiler untergrub. Der Schnee, welcher in diesem Jahre in Savoyen höher als bei Menschen-Gedenken gefallen war, hatte diese Gewalt noch so sehr vermehrt, daß dadurch der Sturz von wenigstens drei Millionen Cubik-Klaftern Felsenmasse, verursacht wurde, die allein schon genug wären, einen großen Berg zu bilden.

Nach diesen Untersuchungen beruhigte unser Naturforscher die ganze Gegend, befreite sie von der Angst vor einem vulkanischen Ausbruch, versprach ihnen, daß der Einsturz in kurzer Zeit aufhören würde, machte seinen Bericht über diese Begebenheit an den König, und so erreichte die Schreckensscene ihre Endschaft.

Periodische Quellen.

Es giebt zwar auch in Deutschland, Italien und Frankreich hier und da periodische Quellen, aber ganz vorzüglich gehören sie in der Schweiz zu Hause. Gewöhnlich fangen sie daselbst des Morgens an, und hören des Abends auf zu fließen. Der treuherzige Alpenhirte nennt sie Wunderbrunnen, und glaubt, daß sie um seinetwillen gerade zu der Zeit fließen, wo er und

ſein Vieh derſelben bedarf. Aber was iſt natürlicher, als daß ſie fließen wenn die Sonne den Alpenſchnee ſchmilzt, und zu fließen aufhören, wenn jene untergeht? —

Der Rheinfall bei Schafhauſen.

Nachdem wir, ſagt Meiners in ſeinen Briefen über die Schweiz, die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmſten Straßen der Stadt, und die Stadt ſelbſt von der Anhöhe, wo vormals eine Burg war, beſehen hatten, fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bei dem Schloſſe Laufen ankamen, und auf die erſte Laube geführt wurden, wo man dieß Schauſpiel der Natur überſieht, erſtaunten wir, nicht über die Größe der Erſcheinung, ſondern darüber, daß ſie ſo weit unter unſerer Erwartung war. Wir ſahen Ströme von weißen ſchäumenden Waſſer queer durchs ganze Bette des Fluſſes herabfallen, und hörten ein heftiges Getöſe; allein weder Augen, noch Ohren wurden ſo überraſcht, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen hätten empfinden ſollen, die ſo viel Erwartungen

tungen von dem, was wir vor uns sahen, rege gemacht hatten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hineingebaut ist, da hörten und sahen wir Dinge, die unsre Ohren nie gehört, unsre Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde; ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden; so konnte ich mich doch nicht eher losreissen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsre Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor

dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen gränzenden Erstaunen erholte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesem ersten Versuche und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die, eine jede andre sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unsrer Gedanken, übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft,

womit dieſe Wellen, die aus ihrem, ſchon Jahrtauſende geſchlagenen Bett hervorragenden Felſen zerſprengen und ſich ſelbſt zernichten zu wollen ſcheinen; dann die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getöſen und Geſtalten, womit die Wellen in ſich ſelbſt hinein und wieder heraus ſtrudeln; gerade dieſes, was am meiſten Bewunderung und Erſtaunen hervorbringt, läßt ſich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch dieſe noch weniger, als durch jene, ausdrücken. Zwar iſt kein Menſch im Stande, in Worten die Größe deſſen, was er geſehen hat, nach Würden zu beſchreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabei empfunden hat. Dies alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felſen, von und an welchen der Rhein herabſtürzt, die Geſtalt und Farbe der Wellen u. ſ. w., alſo nur das, was da ſeyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem ſo ſeltenen Phänomen zu machen, in einem verſtümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzuſtellen. Auch die glücklichſten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das beobachtete, was der Künſtler beobachtet hat, keine

treue Darstellung des hinreissenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormals sah, von Zeit zu Zeit aufzufrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde Weges vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bei Schafhausen, wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reissend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuh an einer steilen, aber unebenen Felswand herunterschießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwei Felsen hervor, unter welchen der zweite der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede, ihn von neuem angreifende, Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil

ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beim ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bette des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andre Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen

führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deswegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen, glatten und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bei einem unvorsichtigen Tritt unter dem Fuße verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräslichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmals viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich hinübergebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dies konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorhergesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder andre Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmal geahndet, daß wir nämlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoß getroffen werden konnten. Wir erreichten aber glücklich das andre Ufer, und übersahen nun frei-

lich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Waſſerfalls mit Einem Blick; allein dies Schauſpiel war doch mehr neu und ſeltſam, als groß und Bewunderung erregend, indem man ſchon zu weit entfernt iſt, als daß man die Kraft und Geſchwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir gingen in den Drathzug, der im Waſſerfall ſelbſt angelegt iſt, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch naſſes Gras und Buſchwerk durcharbeiten mußte, ſo ſtieg ich doch an dem Rande des Katarakts hinab, welchem ich jetzt am nächſten war. Hier iſt der Sturz des Waſſers immer noch heftig, aber doch ſo weit unter dem entſetzlichen Falle an der entgegengeſetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt ſahen wir die Majeſtät des ganzen Falls viel beſſer, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlaſſen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung uns alles viel näher gebracht, und ſowohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem herabſtürzenden Waſſer ſieht, ſehr gehoben wurden. Regenbogen ſahen wir nicht; allein dieſe entbehrte ich am leichteſten, weil man ſie eben ſo

gut bei künſtlichen Cascaden, und doch bei keinem Waſſerfall ſo ſchön und prächtig, als am Himmel ſelbſt ſehen kann. Auf der Rückfahrt ſchien es uns immer, als wenn wir dem Waſſerfall viel näher kämen, als wir ihm bei der Abfahrt vom Zürcher Ufer geweſen wären: eine Täuſchung, die unſtreitig daher entſtand, weil wir das ganze furchtbare Schauſpiel jetzt gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monats, da wir ihn ſahen, iſt der Fall am ſchönſten, weil der Rhein alsdann am waſſerreichſten iſt. Früher ſchmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen ſpäter iſt das meiſte weggeſchmolzen, was ſich den letzten Winter von ſchmelzbarem Schnee geſammelt hat. Im Winter ſind alle Seen und Flüſſe in der Schweiz am kleinſten, und alsdann iſt der Rhein unmittelbar unter dem Fall ſo ruhig, das man bis an den zweiten und größten Felſen hinanfahren kann, welches jetzt eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabſtürzenden Stroms und ſo hoch das Felſenbett iſt, von welchem er herunterfällt, ſo haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute verſichert, daß Lachſe es oft verſuchen, gegen den Fall hinanzuſpringen. Sie ſollen gleichſam auf oder an den hervorſtehenden Klippen Ruhepunkte nehmen, und

zuweilen in mehreren Absätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurückgetrieben und verwundet, oder gar zerschmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, worin wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herabschießenden Wellen hinuntergleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den seltsamen Versuch anstellte, wurde in so viel Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibsel eines Kahns erkennen konnte. Viele Reisende sind der Meinung, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck haben würde, wenn das Wasser sich nicht an einer schiefen Wand herunterwälzte, sondern von dem obersten Rande einer senkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und sich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöst'e. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch diese gewünschte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzt in ein so hohes Erstaunen setzt. Es würde eine zwar kostbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Cantons übersteigende Unternehmung seyn, die Felsen im Rhein-

bette so weit zu sprengen, daß der Fluß schiffbar würde; allein so etwas wird vermuthlich niemals ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Personen, die jetzt vom Ein- und Ausladen und dem Transporte der vorbeigehenden Waaren leben, auf einmal ihre Nahrung verlieren würden.

Bern.

Bern ist die niedlichste und reinlichste Stadt, die ich kenne. Sie hat gerade und breite Gassen, und ist gut gepflastert. Durch alle Hauptstraßen sind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Canäle geführt, die mit Quadersteinen ausgesetzt sind, und in welchen beständig lebendiges Wasser in einer solchen Fülle, und mit einem so starken Falle fließt, daß man es in der Nacht wie das Rauschen von Bächen hört. Diese Canäle sind nicht nur bei einem entstehenden Brande von dem größten Nutzen, sondern sie führen auch alle flüssige Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieses desto gewisser geschehe, haben die beiden Hälften der Straßen, welche durch die Canäle voneinander getrennt werden, einen sanften Abhang gegen die letztern. In Bern ist man also sicher, daß man in den

Hauptstraßen nicht durch stinkende Gossen beleidigt werde, die den Aufenthalt in den meisten großen Städten, besonders in der heißen Jahrszeit, so ungesund, und das Gehen durch die Straßen für empfindliche Personen so ekelhaft und unleidlich machen. Alle Hauptstraßen werden den Tag über ein oder mehreremale von den sogenannten Schellenwerkern, oder den Gefangenen, beiderlei Geschlechts, gesäubert, die um ihrer Thaten willen entweder auf ewig oder nur auf gewisse Jahre zu öffentlichen Arbeiten verdammt sind. Diese Verbrecher räumen im Winter den beschwerlichen Schnee und Koth, und im Sommer den noch beschwerlichern Staub weg, und begießen oder besprengen täglich mehreremale nicht nur die Straßen, sondern auch die bedeckten Gänge an beiden Seiten der Häuser. Diese Polizeianstalt ist um desto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbaut ist, und also nach einer langen Dürre einen unerträglichen, und der Gesundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Alle Häuser (einige entfernte Nebengassen ausgenommen) sind, meistens aber erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, massiv gebaut, und einander nicht nur in Ansehung der Materialien, sondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterschei-

den ſich nur durch die ungleiche Breite und Tiefe, wodurch die ſo angenehme Gleichförmigkeit nicht geſtöhrt wird. Wenn man das Erlachiſche, und vielleicht noch ein oder das andre Gebäude ausnimmt, ſo hat Bern keine Pallaſt-ähnliche Privathäuſer, aber dagegen auch keine elende zuſammenfallende Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer iſt, neben den ſtolzen Wohnungen der Reichen und Ueppigen ſtehen, und das Auge des Kenners ſowohl, als des Menſchenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern ſie ergötzen können. Die Häuſer der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit und eine größere Gleichheit ihrer Bewohner, als man bei einer genauern Unterſuchung antrifft. Unter allen Häuſern, (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenſtraße ausnehmen) gehen Arcaden, oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im Sommer vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen ſicher iſt. So groß die Bequemlichkeit dieſer Arkaden, beſonders für die Fußgänger iſt, ſo haben ſie doch auch wiederum ihre Nachtheile. Zuerſt hindern ſie, daß das erſte Stockwerk, oder weil dieſer Ausdruck zweideutig iſt, derjenige Theil des Hauſes, der an der Erde liegt, (rez de chaussée) faſt niemals von den Beſitzern oder ihren Bedien-

ten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel sind. Die untersten Theile der Häuser sind daher entweder an Handwerker oder Krämer und Kaufleute vermiethet, und wenn man also in den Arcaden oder sogenannten Lauben spaziren geht, so hat man an der einen Seite eine fast ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein andrer Nachtheil der Arcaden scheint mir dieser zu seyn, daß die Schönheit der Häuser und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nämlich in den Lauben selbst geht, so erblickt man weder von den Häusern, unter welchen man sich befindet, noch von denen, welche gegenüberstehn, irgend einen angenehm in die Augen fallenden Theil, sondern an beiden Seiten dunkle oder niedrige Boutiken. Sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beiden Reihen der Häuser hinunter, so entdeckt man zwei Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuser ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichsam Auswüchse haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgestalt dieser Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt starke, aber gerade und schön gearbeitete Säulen brauchte. Der Boden der Arcaden ist fast immer um einige

Fuß über die Straße erhoben, und vor jedem Hauſe ſind deswegen mehrere Stufen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann.

Schweiz überhaupt.

So ſtrenge die Sittenzucht auf dem Lande auch iſt, ſo hat man es doch bisher nicht verhüten können, daß ſich die Bauern bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten betrinken; und noch weniger hat man den ſogenannten Kilpgang oder die nächtlichen Beſuche abſchaffen können, welche die ländlichen Liebhaber bei ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag abſtatten. Im deutſchen Gebiete des Cantons Bern kommen die Bauern faſt niemals in großen Haufen zuſammen, ohne daß nicht ſolche Zuſammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigſten geſchieht dieſes an Märkten, und am Tage des Verkaufs von Zehenten, wo viele Bauern ſich ſchon auf dem Amthauſe betrinken, (denn an ſolchen Tagen wird ihnen Wein und Brod vom Landvoigte gereicht) und diejenigen, die dieſes nicht thun, das Verſäumte in der Schenke nachholen. Ich ſelbſt habe ein ſolches Bacchanal in Nidau erlebt, und zu

meiner großen Verwunderung den erstaunlichen Unterschied des nüchternen und betrunkenen Schweizer-Bauern bemerkt. In seinem natürlichen Zustande ist der Schweizer-Bauer still, langsam und bedächtlich im Gange, Reden und in Handlungen, und so gesetzt und ernsthaft, daß man ihn, seiner Miene nach, oft für elend oder niedergeschlagen halten könnte. Sobald er aber die Begeisterung des Weingottes fühlt; so wird er lärmend, und oft zänkisch und gewaltthätig, und es ist deswegen nichts seltenes, daß Saufbrüder sich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Bauerkerl die sich sträubenden Mädchen ins Wirthshaus, und bei solchen Einladungen gehört es fast mit zur Etiquette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerrissen wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauern, wenn sie so betrunken sind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Psalmen zu singen anfangen. Sie heben, wie man mir sagt, meistens mit dem 42sten Psalm an, und gehen dann zu dem 25sten, 27sten und 103ten Psalm fort. Sie singen diese Psalmen nicht aus Andacht, sondern weil sie meistens nichts anders zu singen wissen. An Bettagen aber, die nirgends heiliger als in der Schweiz gefeiert werden, dürfen die Bauern heilige Lieder nur in der Kirche singen; denn an

dieſen Tagen iſt es allen Gaſtwirthen verbothen, an Einheimiſche Wein auszuſchenken.

Der Kilpgang iſt ein Ueberbleibſel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz giebt es noch viele andre Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber, ohne Nachtheil ihres guten Namens, vor der feierlichen Verbindung glücklich machen. Die Ehre eines Bernſchen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn ſie Beſuche von einem Liebhaber annimmt, ſondern ſie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn ſie ihre Anbeter wechſelt, oder ihrem zuerſt begünſtigten Liebhaber untreu wird. Weil hier die vertraulichſten Verbindungen zwiſchen zwei unverheiratheten Perſonen meiſtens gute Abſichten zum Grunde haben, und durch die Gewohnheit gleichſam geſetzmäßig geworden ſind, ſo werden ſie auch nicht geheim gehalten, ſondern gemeiniglich ſind beiderſeitige Eltern und das ganze Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kilpgange iſt eine ganz eigene Art von Eiferſucht entſtanden, die in Deutſchland noch weniger als der Kilpgang ſelbſt, bekannt iſt. Die jungen Bauernkerl ſind auf ihre Mädchen zuweilen nicht ſo ſehr, als auf die Ehre ihres Dorfs eiferſüchtig, und ſie rächen ſich daher oft auf eine grauſame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebiet einbrechen, und Mädchen in ihrem Diſtrikte beſuchen.

Einen

Einen solchen ungebetenen Mädchenräuber fieng man einst in einem Heunetze, und hieng ihn nackt eines Sonntagsmorgens an einem Baume auf, der am Kirchwege stand. Einem andern band man im Emmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange fest, und peitschte ihn mehrere Stunden Weges mit Nesseln fort. Der Kilpgang ist noch immer so allgemein, daß selten ein Bauermädchen verheirathet wird, das nicht schwanger wäre. Noch seltener trägt es sich zu, daß ein Liebhaber sich weigert, das geschwängerte Mädchen zu heirathen. Erfolgt aber diese Weigerung doch einmal und kann nicht von triftigen Gründen unterstützt werden: so werden beide dennoch vom Chorgericht in die Kirche geführt und zusammengegeben. Diese Strenge, die ich in einem jeden andern Lande tadeln würde, ist in einem Lande, wo der Kilpgang so allgemein ist, heilsam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht geschändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergiebt es sich aber zuweilen, daß zwei Personen, die man mit Gewalt miteinander verheirathet hat, gar nicht zusammen passen, und sich einander unglücklich machen würden; so trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unschuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dies ist freilich ein Mißbrauch,

aber ein ſolcher, den ein anderer, nämlich der Kilpgang, nothwendig macht.

Der Staubbach.

Ungefähr eine halbe Stunde vor dem, im Kanton Bern gelegenen Dorfe Lauterbrunnen, erblickten wir zum erſtenmal den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen, faſt unbeweglichen und nirgends unterbrochenen, Säule von ſchäumendem Waſſer, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Leinens, das man von dem Felſen herabgelaſſen hätte, ähnlich iſt. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhauſe abgeſtiegen waren, und dies war Abends um 6 Uhr, eilten wir, ſo geſchwind wir konnten, dieſem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange, ſowohl von vorn als von beiden Seiten, allein wir ſtimmten alle in dem Urtheile zuſammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel gröſſer, als ſeine Verdienſte ſey, und daß man ihm zu viele Ehre erweiſe, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bei Schafhauſen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man ſowohl vor dem Pfarrhauſe, als auf der Gallerie deſſelben,

immer vor Augen hat, gewährt zwar ein neues, wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt; bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich beim Rheinfalle in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so groß und seelenerhebend wird, und wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man eben so ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher, als die des Rheinfalls. Denn man schätzt die erstere, wie ich glaube etwas übertrieben, auf neunhundert Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach sich herabstürzt, ganz allein da stünde, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bei, da man seit dem Eintritte in das Lauterbrunner-Thal beständig von eben so hohen oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch überdies rund um sich her viel höhere Berge, besonders die unersteigliche Jungfrau vor sich sieht, deren niedrigster Fuß sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabschießt. Selbst das Geräusch, was der zerstäubende und sich wieder sammlende Bach verursacht, ist so ge-

ringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, was der in ziemlicher Entfernung und in der Tiefe strömende Fluß Lütschenen hervorbringt. Wenn aber der Bach bei anhaltendem Regen, oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so soll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsstücke herabrollen, die durch ihre wiederhohlten Fälle von Einer Wand auf die andre, ein unaufhörliches Donnern verursachen.

Am Abend besuchten wir den Staubbach noch einmal, und als der Mond so hoch heraufkam, daß er ihn erleuchten konnte, so wurden wir auf einmal durch das schönste und prächtigste Schauspiel überrascht, das mich mit dem Staubbach gleichsam wieder aussöhnte. Der Bach schien durch das Licht des Mondes wenigstens noch einmal so breit und voll, als wir ihn bei Tage gesehen hatten, und die ganze Wassersäule glänzte, als wenn eine unbeschreiblich reiche Masse des reinsten Silbers an der Felswand herabflösse. Dieser Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach sich nur beim Mondscheine in seinem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach schimmerte fast noch stärker als der große,

und goß ſich wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab. Die Regenbogen, die man beim Mondſcheine in dem größern Bache ſehen ſoll, fanden wir nicht; ſtatt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigſtens keine Farben unterſcheiden konnte.

Der Grindelwald im Bernſchen.

Eisthäler ſind große Strecken oder Maſſen von ewigem Eiſe, womit der Grund zwiſchen zwei Ketten von Schneegebürgen angefüllt iſt; ein ſolches Eisthal iſt z. B. dasjenige, von welchem ſowohl die Grindelwald- als die Haßlithal-Gletſcher ausgeſtoßen werden. Dies Eisthal iſt das größte, oder eins der größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimſel anfängt, und in einer Länge von mehr als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Berner Berge bis dahin fortläuft, wo dieſe letzteren mit den Walliſer Bergen zuſammenſtoßen. Solche Eisthäler ſind zuweilen ganz eben, meiſtens aber wechſeln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchſchnit-

ten sind. Derjenige Theil des Eisthals, den man vom Grindelwald aus entdeckt, ist vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren gesehen hat, so kann man sich eine ziemlich annähernde Vorstellung von einem Eisthale machen. Von diesen Eisthälern sind die Gletscher verschieden. Diese letztern kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche die Eisthäler zwischen den Oeffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen sie liegen, herausstrecken. Sie sind mehrere hundert oder auch tausend Schuh breite, nicht allein unebene, sondern auch nach allerlei Richtungen gespaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger schiefen Fläche herabhängen. Je steiler die Felswand ist, an welcher ein Gletscher herabhängt, desto höher sind die Eispyramiden, in die er zerschnitten ist, und die durch fürchterliche Spalten oder Abgründe voneinander getrennt werden. Diese Spalten entstehen aus dem geschmolzenen Wasser, welches im Sommer auf dem Eisthale herabrinnt, sich ein immer tiefer und tieferes Bette gräbt, und zuletzt die schiefe Eistafel, fast in lauter einzelne, oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen und Gestalten unendlich verschieden sind, und denen man es kaum ansieht, das sie ehemals ein zusammenhangendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletſcher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, deſſen Wogen durch einen plötzlichen Froſt in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletſcher viele Aehnlichkeit mit den großen Eismaſſen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme übereinander treibt, nur daß die Eisſtücke an dem Geſtade ſolcher Flüſſe nicht ſo pyramidaliſch als die Eismaſſen der Gletſcher ſind. Wegen der gräßlichen Schlünde, welche die eigentlichen Gletſcher nach allen Richtungen durchſchneiden, ſind die letztern, entweder gar nicht, oder doch nur Gemſen und ihren Jägern, und auch dieſen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletſchers iſt viel ſchmutziger, als das, was man auf Strömen und Seen ſieht, weil die Eisthäler durch die Gletſcher als Canäle oder Oeffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren.

Der aus den Gletſchern hervordringende Wind iſt nur in ihrer Nachbarſchaft und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden iſt. Alsdann ſtrebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeſchloſſene kältere Luft, ſich mit der äußern in Gleichgewicht zu ſetzen, und ſtrömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms ſo lange hervor, bis die, den Gletſcher umgebende

Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Gletscherwind ist also gemeiniglich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen fast ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Diese, gleichsam periodischen, und mit Eistheilchen geschwängerten Winde, die täglich aus allen Oeffnungen der Eisthäler und Gletscher hervorbrechen, sind gewiß eine wichtige Miturſache, daß die Schweiz ein viel weniger warmes Klima hat, als andre Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen. Der Vorgrund des Gletschers ist nicht bebaut, sondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Gesträuchen und Stauden bewachsen. Beides geht so nahe an den Gletscher hinan, daß auch wir mit der Einen Hand das Eis berühren, und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwischen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vordersten Reihe von Eispyramiden, ist ein kahler mit Grand und einzelnen Eisstücken angefüllter Platz, der gleichsam der Spielraum des Gletschers ist, und daher entstand, daß sich der Gletscher in den letzten Jahren zurückzog.

Der, eine Schneelauine begleitende, Sturmwind wirft einen Wald um.

Die ungeheuern Schneebälle, die man auf den Schweizer-Gebürgen Schneelauinen nennt, und die im Stande sind, die fürchterlichsten Zerrüttnngen anzurichten, gehören zwar vorzüglich dort zu Hause, wo sie von den Eisgletschern, und von jedem Berge, an dessen Fuße es Sommer ist, während daß sein Rücken gefrornen Schnee trägt, herabstürzend, oft Menschen und Vieh verschütten; eben dieses findet aber auch in den Savoyischen Eisgebürgen Statt. Auch hier häuft sich der Schnee nach und nach zu einer ungeheuern Masse an, bis endlich, oft auf die kleinste Erschütterung, ein riesenmäßiger Klumpe herabstürzt. Dieser rollt dann mit solcher Wuth ins Thal, daß der dadurch erregte Wind Hirtenhäuser so leicht, wie Spreu wegweht. De Lüc, Gruner, Scheuchzer, Bourrit, und andre Reisebeschreiber, so wie die Tagebücher der Schweiz, sind voll von den Erzählungen der Lauinen-Verwüstung. Aus diesem Grunde pflegen die Reisenden zwischen den Gebürgen ihren Maulthieren die Schellen abzunehmen; weil man glaubt, die Erfahrung gemacht zu haben, daß die bloße Erschütterung der Luft, die der Klang dieser Schellen er-

regt, die Schneeklumpen aus dem Gleichgewichte und zum Herabstürzen bringe.

Bei Thusis und im Thale Avers im Bündner Lande, wo die Gebirge sehr steil sind, hängen die Glocken kaum ein Paar Schuhe von der Erde, damit die Erschütterung ihres Schalles keine Schnee-Lauinen losreiße. An vielen Orten hat man aus ähnlichen Besorgnissen gar keine Glocken. Indessen schießen Reisende zuweilen ein Gewehr los, um die etwa schon lockern und zum Fallen bereiten Schnee-Massen früher zum Herabstürzen zu bringen, damit sie nicht zu einer Zeit fallen, wo sie selbst darunter begraben werden würden.

Gewöhnlich verursacht eine fallende Lauine auf ihrem Wege einen Druck der Luft, der jenem Sturmwinde gleich ist, den das plötzliche Herunterfallen verdickter Wolken hervorzubringen pflegt. Aber noch niemals habe ich solche große Verheerungen von ihnen gesehen, als diejenigen, die man uns auf dem Berge Sixt zeigte *). Die Gemein-Weide liegt nämlich unten an einem sehr jähen Abhange, der aus heruntergefallenem Schutte der obern Felsen entstanden ist. Dieser Abhang und die auf ihm stehenden Felsen machen eine sehr weit

*) Herrn de Lüc's Reisen durch die Eisgebirge von Savoyen.

ausgebreitete Erhöhung aus, welche über 3000 Fuß senkrecht beträgt. Fast die ganze Oberfläche wird mit Schnee bedeckt, der daselbst durch die Winde aufgehäuft wird. Wenn die Dicke desselben nicht sehr beträchtlich ist, so schmilzt er nach und nach, ohne herabzustürzen, weg. Aber im Winter des Jahres 1769 und 1770 fiel eine so große Menge Schnee, daß seine Last, als die Kälte die Theile desselben in Staub verwandelt hatte, sich auf einmal über die Gemein-Weide herstürzte, und in derselben so anhäufte, daß der Schnee über den weiter unten gelegenen Abhang hinabfiel. Die Wirkung der, durch diesen Fall der Schneelasten zusammengepreßten, Luft war so entsetzlich, daß der Sturmwind sich durch den, an der abhängigen Seite des Berges stehenden Tannen- und Buchenwald, einen Weg durchbrach, und auf selbigem nicht einen einzigen Baum stehen ließ. Er hemmte den Lauf des Giffre, der sonst ins Thal fließt, und riß auf der entgegengesetzten Seite eine große Menge Bäume und Hütten nieder, die viel fester gebauet waren, als selbst jene, welche auf der Gemein-Weide von den Lauinen zertrümmert und bedeckt wurden.

Der Gletscherspalten-Auswurf.

Bourrit, in der Schilderung seiner Reise nach den Savoyischen Eisgebirgen, machte die Bemerkung, daß oft die Körper der, in den Eisspalten Verunglückten, unter den Gletschern hervorgetrieben werden. Er schreibt dies dem geschmolzenen Wasser zu, welches diese Körper hervortreiben soll. So kam einstmals die Leiche eines Knaben unter dem Gletscher bei dem Grimsel zum Vorschein, ohne daß man die geringste Nachricht gehabt hätte, daß seit langen Jahren jemand daselbst verunglückt wäre; bis sich ein Greis besann, daß vor achtzig Jahren ein Knabe von seiner Verwandtschaft hier herum in einer Spalte versunken sey. Der Körper hatte sich in dieser Eisgrube vollkommen gut erhalten. Auch Walcher in seinen Tyroler Eisbergen, führt ein ähnliches Beispiel von einem Knaben an, der schon 23 Jahr auf die Art begraben war.

Mehr Licht in der Sache giebt Paula Schrank. Er meint, daß das Wasser wol zuweilen am Fuße der Gletscher Körper ausspülen könne, wenn aber auf großen Höhen derselben todte Körper, oder wol gar Holz und Steine ausgeworfen würden, so müsse dies am wahrscheinlichsten durch Hülfe eines Luft-Ausbruches gesche-

hen, und dieſe Meinung iſt ſo paradox nicht, als ſie vielleicht manchen dünkt.

Daß die unter der Eisdecke befindliche Luft oft in heftigen Winden durch alte Spalten, oder durch das Eis ſelbſt hervorbreche, und es ſogar in neue Spalten zu zerberſten zwinge, hat ſchon Gruner weitläuftig dargeſtellt.

Altmann erzählt: das Eismeer im Grindelwalde befinde ſich oft in ſolcher Bewegung, daß einige darübergehende Hirten ſich wegen der Erſchütterung hinſetzen müßten. Er ſchreibt dies der Luft unter dem Eiſe zu, und ſagt, daß dieſer unterirdiſche Wind gewöhnlich ſey. Auch wiederholt er die Erzählung der Anwohner der Savoyiſchen Eisberge: daß ſich das Eis oft in großer Bewegung befindet, welches diejenigen, die drüber gehen, ſehr merklich ſpüren. Und Gruner endlich erzählt von einem ſeiner Freunde, der über einen ungeheuern Gletſcher reiſen mußte, folgende Begebenheit.

Es war in der Mitte des Heumonds, und ein ſo ſchöner, heller Tag, daß kein Wölkchen zu ſehen war, und doch dünkte es ihn, als er ſich auf der oberſten Höhe des Skaletta-Berges befand, als ob es zu ſchneien anfinge. Als er weiter hinauf kam, ſahe er ganz deutlich, daß dieſer Schnee aus einer großen, unergründlich tiefen

Spalte des Gletschers ausgetrieben wurde, wo eine so grimmige Kälte herausstieg, daß man hier in kurzer Zeit, und in der Mitte des Sommers hätte todt frieren können.

Eine andre Erscheinung, sagt Paula Schrank, sind die Steine, die manchmal auf der Mitte, oder auf irgend einem Theile der Oberfläche des Gletschers erscheinen, da man auf diesem Platze, einige Tage zuvor, keine Spuren davon bemerkt hatte. Vielen ist es noch ein Räthsel, wie diese Felstrümmern dahin kommen. Der gemeine Mann läßt sie durchgehends aus der Tiefe des Gletschers durch die Spalten heraufkommen. — Die Kälte, sagt der Aelpler, reißt die Steine in die Höhe, und wirft sie mit Gewalt bei den Oeffnungen der Spalten heraus. Dies wollten mich auch die Anwohner des Pinzgauer-Gletschers versichern.

Paula Schrank führt ferner an, daß bei dergleichen Einwürfen andere sich dadurch helfen wollten, daß sie annähmen, die Steine, welche auf der Mitte des Gletschers lägen, wären dahin gekommen, als er noch niedrig gewesen sey; wie er sich aber gehoben und gewölbt hätte, wären die Steine von ihm mit aufgehoben worden. Aber er urtheilt davon sehr richtig, daß sich dies nur auf den falschen Wahn gründe, daß die Gletscher

von unten aufwärts wüchsen. Nichts sey gewisser, als daß die Gletscher von oben her durch den alljährigen Schnee, den die Sonne nur zum Theil wieder wegschmelzen könne, beträchtlich zunehmen, und daher müssen diese Steine auch mit jedem Jahre unter dem neuen Zuwachse vielmehr begraben werden; nimmermehr aber würden sie sich alle Jahre auf der Oberfläche des Gletschers unverändert zeigen können. Die Hauptschwierigkeit, welche erklärt werden muß, liegt vornehmlich darinn, daß man dergleichen Steine an Stellen findet, wo wenige Tage zuvor keine bemerkt wurden.

Es kann im Ganzen nicht geleugnet werden, daß Steine von beträchtlicher Größe von nahen Felsengebürgen stürzen, und im Eise des Gletschers durch neuen Schnee bedeckt, folglich dadurch unsichtbar werden können. Liegen diese Steine nicht tief unter der Oberfläche, so kann auch wol zuweilen in etlichen Tagen, bei starker Sonnenhitze, so viel Eis wegschmelzen, daß sie auf der Oberfläche sichtbar werden können. Sollten sie aber auf eine andre Art, durch eine von unten herauf wirkende Gewalt, aus der Tiefe auf die Oberfläche geschleudert worden seyn, so müßte man in solchem Falle nothwendig, besonders wenn sich dies in dem Zeitraume von etlichen Tagen zugetra-

gen haben ſollte, verhältnißmäßige große Spalten oder Oeffnungen, nach der Größe der Steine, oder andere Spuren einer vorhergegangenen Gewaltthätigkeit gewahr werden. Denn es iſt eben ſo wenig zu leugnen, daß wirklich große Steine noch auf eine andere Art, auf die Oberfläche des Gletſchers gebracht werden können.

Daß die Gletſcher öfters todte Körper von Menſchen und Vieh durch die Spalten auswerfen, iſt bei Grunern ſelbſt angemerkt; daß dies auch mit Steinen, Holz und Sand geſchehn, iſt ebendaſelbſt angemerkt worden. Daß auch endlich eine unter der Eisdecke befindliche Luft oft in heftigen Winden durch das Eis breche, und es zerberſte, hat ebenderſelbe umſtändlich dargethan. Ich glaube daher nicht mehr, als dieſe Sätze nöthig zu haben, um einige nicht ganz unwahrſcheinliche Urſachen des Auswerfens der Steine zu finden. Nur dann kann die von Gruner angegebene Urſache des Auswerfens todter Körper die wirkliche ſeyn, wenn ſie ganz unten am Ausgange des Gletſchers, wo dieſe Maſſe des Eiſes gewöhnlich nur von einer mäßigen Dicke iſt, ausgeworfen wurde. Dort wird das viele unten verſammlete Waſſer die Eisdecke aufzuheben im Stande ſeyn. Aber nimmermehr kann das Waſſer unter dem Gletſcher ſo entſetzlich anwachſen, und ſo gewal-

tig

tig wirken, daß es auf einer beträchtlichen Höhe des Gletschers, wo die gräßlichen Spalten oft eine, keinem Auge erreichbare Tiefe des Eises zeigen, auch noch die Decke heben sollte. Das Wasser, das an einer solchen Stelle, in der Tiefe des Gletschers befindlich ist, kann wol einige Schuhe hoch in die Spalte hinaufgedrückt werden, wenn es zu sehr anwächst; aber so eine Eismasse, wie in einem Gletscher über ihm liegt, wird es nimmermehr heben können. Aus Gruners angegebener Ursache kann ich mir das Ausspülen todter Körper, aber nicht das Auswerfen erklären. Wenn also solche durch Spalten ausgeworfen wurden, darin sie ehedem umgekommen sind, so kann dies nur sehr selten am Ausgange des Gletschers geschehen seyn, weil es dort so sehr gefährlich nicht seyn würde, in eine solche Spalte zu fallen, da dort die Eisdecke von keiner beträchtlichen Tiefe ist. Ist es aber an der Höhe des Gletschers geschehen, so kann das Aufheben der Decke nur sehr selten von jener Ursach erfolgt seyn. Es müssen also noch andre Ursachen vorhanden seyn, wodurch Steine, Sand und todte Körper aus den Spalten ausgeworfen werden. Daß durch die unter der Eisdecke eingeschlossenen Dünste manchmal heftige Winde unter ihr entstehen, die mit Gewalt aus den Spalten brechen, sogar neue Spalten zu

machen im Stande ſind, wo ſie nicht ſchon gebahnte Straßen finden, das hat Gruner gezeigt. Setzen wir nun, es dringe ſo ein Wind unter der Decke heraus, er finde eine Spalte, wodurch er ohne Widerſtand ausbrechen könnte — es ſtehe ihm aber ein Stein, ein Sandhaufe, oder ein todter Körper, der durch die Spalte hineingefallen, und in derſelben ſtecken geblieben, ohne bis auf den Grund gekommen zu ſeyn, im Wege: ſo wird gewiß ein ſolcher Wind, wenn er ſchon fähig iſt, Spalten im Gletſcher zu machen, noch viel leichter Steine, Sandhaufen und todte Körper, die ihm im Wege liegen, mit ſich fortreiſſen und vor ſich hinauswerfen können. Daher mögen auch wol manche Reiſende geſehen haben, daß ein Stein einige Klafter hoch in die Luft flog und auf dem Gletſcher liegen blieb. Ich finde gar nichts Widerſinniges in dieſem Auswerfen der Steine. Entſteht durch einen Wind wirklich eine Spalte, und es iſt in der Gegend derſelben ein Stein eingefroren, der jetzt tief im Eiſe liegt, ſo wird ihn der Wind auf die nämliche Art losreiſſen, und zur Spalte hinausſchleudern können. Man wird ſich darüber um ſo weniger wundern, wenn man ſieht, welche Menge loſer Steine manchmal unter dem Gletſcher liegt. Ich ward davon am Fuße des Wareggerkäſes überzeugt, wo ich die Stelle,

die der Gletscher, der jetzt abnahm, eingenommen hatte, mit Steinen überdeckt fand. Das, was in Erdbeben und bei Vulkanen unterirdisches Feuer, und die dadurch mit Gewalt ausgedehnte Luft thun, das wird auch hier eine Menge, der durch andre Ursachen unter dem Gletscher in Bewegung gebrachten, Dünste bewirken. Man weiß, daß die Wanderer auf den Gletschern öfters gewaltiges Beben der Eisdecke beobachtet haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die unter dem Eise verschlossene Luft nie stärker in Bewegung gesetzt werden könne, als beim Fortrücken des Gletschers. Denn er kann keinen Schritt vorwärts machen, ohne daß manche alte Höhle ausgefüllt, oder verschlossen, und manche neue wieder geöffnet wird. Dies aber muß beim Fortrücken des Gletschers nothwendig eine heftige Bewegung der in ihm eingeschlossenen Luft hervorbringen, die auch zu manchem Steinwurf die Ursache werden kann.

Ein Freund, der von Salzburg aus, vor mehreren Jahren, über Mittersill und den Felbertauern nach Matrai reisete, hat bei seiner Rückkehr von diesem Orte, wo er sich einige Wochen aufhielt, folgende Bemerkung am Schlosser-Käse gemacht. Dieser weitläuftige Gletscher liegt den Reisenden, wenn sie den südlichen Fuß

des Felbertauerns erreicht haben, an der rechten Seite. Am Fuße des Gletschers liegen die Schlösseralpen. Mein Freund bemerkte auf seiner Rückreise von Matrai, daß an dem Rande mehrerer Spalten, viele Steine und ganze Haufen Sand und Erde lagen: da doch einige Wochen vorher, bei seiner Durchreise, von alle diesem nichts zu sehen war. Dazu versicherte er, daß alle diese Steine und Sandhaufen nimmermehr durch einen Sturz von einem Seitenberge hätten an ihre Stelle gebracht werden können. Und warum wären sie gerade am Rande der Spalten liegen geblieben, wenn sie durch einen Fall von oben her dahin gekommen wären? Dies dünkt mich ein unumstößlicher Beweis zu seyn, daß alle diese Steine und Sandhaufen durch eine Art Erdbeben zu den Spalten herausgeworfen wurden.

Durch das angeführte Zeugniß wird es allerdings sehr wahrscheinlich, daß große Felsenstücke und starke Haufen Steingruß, durch mächtige Windstöße aus der Tiefe des Gletschers heraufgeschleudert werden können. Daß solches aber allerdings auch durch Wasser geschehen könne, welches Paula Schrank nicht zugeben will, das läßt sich durch folgende ganz neue Zeugnisse beweisen. Herr Bernhard Friedrich Kuhn, Verfasser des Versuchs über den Mechanismus der Gletscher,

in Höpfners Magazin, für die Naturkunde Helvetiens, 1ſter Bd., erzählt bei Gelegenheit, da er vom Fortrücken der Gletſcher und den begleitenden Folgen handelt, folgende eigne Beobachtung. (S. 129) „Im Herbſte 1783 war ich ſelbſt Zuſchauer eines ſolchen gewaltſamen Auftritts, der mir Gelegenheit gab, das Fortſchreiten der Gletſcher mit aller Genauigkeit zu unterſuchen. Ich war auf das ſogenannte Eismeer im Grindelwald, am Rücken des Mettenbergs, hinaufgeſtiegen, und ſchon eine ziemliche Strecke auf demſelben fortgegangen; auf einmal entſtand gegen Oſten, am Fuße des Schreckhorns, ein heftiges Getöſe, das wie ein Donnerſchlag unter meinen Füßen durchlief. Im gleichen Augenblicke wurde das Eisfeld gewaltig erſchüttert, und zwei äußerſt heftige Stöße — denen eines horizontalen Erdbebens ähnlich — folgten ſich Knall auf Knall, in der Richtung des unterirdiſchen Getöſes nach. Verſchiedene zu meiner Seite, auf abſchüſſigem Boden ruhende Felsblöcke, kamen in Bewegung, und rollten in die nächſten Vertiefungen hinunter. Ein Paar nahegelegene ſehr weite Schlünde, ſchloſſen ſich plötzlich zu, und warfen das darinn ſtehende Waſſer mit vielem Geräuſche in die Luft aus. Ich ſelbſt wurde durch die Heftigkeit der Stöße zu Boden geworfen.“

Sollte es hierbei nun unmöglich seyn, daß durch eine solche, mit der stärksten Gewalt herausgepreßte Menge Wasser, Steine von beträchtlicher Größe oder eine ganze Menge Sand sollten mit ausgeworfen werden können? Folgende andre Beobachtung mag die Wirklichkeit nachdrücklich beweisen. In dem Versuche einer Beschreibung des Grindelwaldthales, in Höpfners Magaz. f. d. Naturkunde Helvetiens, erzählt der Verf. S. 9. ff. als Augenzeuge, daß im Jahre 1775 ein schwüler Südwind, nachdem er einige Tage angehalten, auf den südlichen Gebürgen eine Menge Schnee und Eis aufgelöset hätte. „Die daraus entstandenen Ströme, (schreibt er,) welche sich durch die unter dem untern Grindelwald-Gletscher befindlichen Eisgewölbe herabwälzten, rissen auf ihrem Wege große Felsstücke und Eisschollen mit sich fort, und verstopften damit alle Oeffnungen, durch welche sonst das Wasser unter dem Eise hervorlief. Dadurch wurde eine erstaunliche Menge Wassers unter dem Eise zurückgehalten; es schwoll durch den beständigen Zufluß aus den obern Eisthälern so lange auf, bis es endlich auf der Oberfläche des Gletschers mit einer Heftigkeit hervorbrach, die keine Feder zu schildern vermögend ist. Der Strom sprang wol eine Minute lang, unter dem fürchterlichsten Gebrülle, wie eine

dicke Säule in die Luft auf, schleuderte die größten Eisschollen und Felsenstücke in die Höhe, und stürzte mit unaufhaltsamer Wuth über das benachbarte Land hin, das in wenigen Augenblicken, mit Felsentrümmern, Eisschollen und unfruchtbarem Kies und Sande, bis zu der Tiefe einiger Klafter belegt war. Unter den Felsen, die der Strom mitgeführt hatte, waren viele, deren körperlicher Inhalt einige hundert Kubikfuß betrug u. s. w."

Ein Brunnen, der des Nachts mehr Wasser giebt, als am Tage, und welcher jährlich eine Zeitlang ausbleibt.

Der Verfasser einer Beschreibung der schweizerischen Eisgebürge redet von einem Brunnen bei Engstler im Canton Bern, bei welchem sich ein zweifaches Ausbleiben des Wassers ereignet; das eine ist täglich, das zweite jährlich nur einmal zu beobachten. Dieser Brunnen fängt gegen den Wonnemonat nur an zu fließen, und giebt die Nacht hindurch mehr Wasser als am Tage.

Der gemeine Mann glaubt, daß diese Quelle ein besonderes Geschenk der Gottheit sey, damit seine Heerden, welche um diese Zeit auf dies Ge-

birge getrieben werden, Wasser fänden. Allein in den Augen des Naturkundigen verschwindet hierbei alles Wunderbare: denn dieser begreift, daß dieses blos von der Wärme der Sonne herrührt, welche gegen diese Zeit in den niedrigern Gebirgen das Eis zu schmelzen anfängt; denn auf den höhern Gebirgen bleibt es immer unverändert liegen. Der Umstand, daß diese Quelle des Nachts stärker fließt, als am Tage, könnte wunderbarer und schwerer zu erklären scheinen. Allein es rührt dieses unstreitig von der stärkern oder schwächern Wirkung der Sonne, auf die mit dieser ungeheuren Eismasse bedeckten Gebirge, her. Weil nun eine gewisse Zeit nöthig ist, damit die Sonnenwärme wirksam werde, und sich den entfernten Theilen mittheile, — so geschieht es, daß die Wirkungen dieser Wärme einige Stunden nach ihrer größten Heftigkeit, welche Nachmittags um drei Uhr einzutreten pflegt, sich äußern. Einige Stunden nach Sonnenuntergang schmilzt das Eis am meisten. Wenn man ferner die Länge des Weges in Betrachtung zieht, welche das Eiswasser in diesen gebirgigen Gegenden unter dem Eise hin nehmen muß, so wird es nicht mehr wunderbar scheinen, daß das Wasser nur gegen Mitternacht am häufigsten fließt.

Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor.

Im Jahre 1751 hatte ein Einwohner aus dem Marktflecken Enans, nahe bei Neufchatel, einen geschwollenen Ochsen, den er endlich schlachten mußte. Verschiedene Personen standen dabei, um zu sehen, wie das Fleisch des kranken Thieres beschaffen seyn würde. Der Fleischer riß mit Gewalt den Vormagen des Thieres heraus, und zerriß bei diesem gewaltsamen anatomischen Versuche, unversehens den Pansen, Wanst oder Unterleib des Thieres. Sogleich drang aus der Oeffnung mit Geräusch eine Flamme hervor, welche lebhaft auf drittehalb Ellen aufloderte. Sie verbrannte dem Fleischer Augenbraunen und Haare, und seine Augen litten so sehr, daß er lange Zeit hernach kein Licht vertragen konnte. Einem jungen Mädchen, welches ihm mit der Lampe leuchtete, waren alle Haare verbrannt, und sie wäre vielleicht noch übler zugerichtet worden, wenn ihre Mutter nicht, zu schneller Tilgung des Feuers, ihre Schürze über den brennenden Kopf der Tochter zu werfen, entschlossen genug gewesen wäre. Die Flamme dauerte drei Minuten lang fort, und wurde immer kleiner. So wie sie anhielt, nahm auch die Geschwulst

des Wanstes ab, und im Schlachtorte verbreitete sich ein unerträglicher Gestank.

7.

Italien.

Gährende Erde.

Bei Agrigent, Modena, Parugia, und auf einigen Inseln um Maltha giebt es Gegenden, wo die Erde in einer beständig aufwallenden Bewegung ist. Zuweilen entstehen daselbst kleine, ellenhohe Hügel, die sich endlich öffnen, zusammenfallen, und sodann ein Loch bilden, aus welchem nach der Zeit trübes, nach Schwefel riechendes Wasser fließt. Diese Hügel liegen, nach Baco's Bericht *), gemeiniglich sechs bis sieben Fuß von einander entfernt; in zwei bis drei Jahren verschwinden sie wieder gänzlich, und es entstehen an ihrer Statt andere. Ueberhaupt ist diese Erschei-

---

*) In seinem Museo di Fisica et di Experience dreißigste Beobachtung.

nung hier in den Gegenden, wo man Bergöl sammelt, ziemlich gemein.

Da man die beträchtlichsten Aufblähungen und Erhebungen des Erdreichs bei sich ereignenden Erdbeben bemerkt hat, so ist es wol ziemlich gewiß, daß sie durch unterirdischen Brand veranlaßt werden. Dergleichen verschlossenes Feuer entwickelt oder verdünnt die Luft, und diese sucht sich Oeffnungen, wo sie den wenigsten Widerstand findet.

Wasser und Erde, welche Flammen geben.

Bei den Ruinen der verschütteten Stadt Velleja, im Parmesanischen, ist eine Quelle, welche sich auf der Oberfläche entzündet, wenn man ein brennendes Licht daran hält; aber nicht weit davon ist ein kleiner Strich Landes, wo zuweilen, besonders bei trübem Himmel, Flammen herausfahren, ohne daß man sie angezündet hat. In dieser Gegend findet man ebenfalls Bergöl. Zu Pietra Mala, fünf und zwanzig Meilen von Bologna, brechen unaufhörlich, bei Tage und bei Nacht, sichtbare Flammen aus der Erde hervor. Der Platz, über welchem sich diese Flammen erheben,

hat, nach Ferber *), nur drei Ellen im Durchschnitte, und das Feuer stößt um und zwischen den darauf liegenden kleinen Steinen hervor, wovon die thönernen und mergelartigen hart, die kalkartigen aber mürbe gebrannt werden. Diese Flammen sind sehr zart, klar und weißgelb, wie von einem brennenden Oel, und haben einen schwachen Geruch von Bergöl, durch dessen Verbrennung sich ein feiner Ruß an die lose liegenden Steine absetzt; sie steigen eine Elle hoch über die Erde, haben nicht die geringste Spur von Schwefel-Säure, und sollen nach Regen stärker, in trocknem Sommer aber schwächer werden. Etwas weiter hinauf im Thale, an derselben abhängigen Seite des Berges, ist noch ein anderer dergleichen Schornstein, von brennendem Bergöl, und zwar größer, und von weiterm Umfange, als der vorgedachte, aber von so schwacher Flamme, daß sie des Tages kaum sichtbar ist.

Weiter hin, wo das Thal sich endigt, und der Boden nach der größten Landhöhe aufwärts steigt, ist eine kleine Pfütze, Aqua Buja genannt, deren kaltes Wasser beständig mit aufsteigenden Blasen zu sieden scheint und mit bergöligten Theilen

*) Ferbers Briefe aus Welschland. Prag, 1773. S. 340.

an der Oberfläche bedeckt ist. Bei Annäherung einer Fackel, oder einer Kerze, entzünden sich die letztern, und brennen so lange fort, bis ein starker Wind oder Regen die Flamme auslöscht.

Die periodische Quelle bei Bergamo.

In Bergamo befindet sich am Fuße des Sandberges Misma, eine Viertelstunde vom Flusse Serio, in einer ziemlichen Erhöhung, eine Höhle, aus welcher eine periodische Quelle fließt, die sich fast alle halbe Stunden verändert. Wenn diese Quelle ganz zu fließen aufhört, so folgt darauf ein schwacher Wind, der aus dem Innern herausbläset; hierauf hört man ein Geräusch, das dem Geräusch des aufwallenden Wassers, welches mit Gewalt durch eine Oeffnung getrieben wird, ähnlich ist; hernach sieht man, weil die Quelle nicht gar tief ist, das Wasser wieder hervorsprudeln, und oft drei Fuß hoch steigen; dann setzt es sich nach und nach wieder, doch stets mit einigem Gemurmel, und die Quelle bleibt wieder aus.

Einen andern ähnlichen Zeitbrunnen giebt es nahe bei Casmigo, und auch nicht weit vom Serio entfernt. Man nennt ihn den Drachen.

Er zeigt sich in einer Viertelstunde siebenmal; der niedrigste Punkt des Wassers beträgt drei Zoll, die übrigen Veränderungen desselben waren aber ungleich und weniger beträchtlich.

Höchst merkwürdige Entdeckung uralter Erdoberflächen.

Die besondre Beschaffenheit und Lage des Herzogthums Modena hat Gelegenheit gegeben, daß wir von einer dreimaligen verschiedenen Bewohnung der Oberfläche der Erde die zuverlässigsten und überzeugendsten Beweise und Kennzeichen gefunden haben. Dieses Herzogthum besteht eigentlich in einer großen, sich auf viele Meilen erstreckenden Ebene, welche von allen Seiten mit Gebirgen eingeschlossen ist. In dieser ganzen Ebene, oder diesem platten Lande, muß man sehr tief, und wenigstens hundert und zwanzig Fuß eingraben, um sich Brunnen zu machen, und darinn Wasser zu erlangen. Es ist merkwürdig, daß unter diesem ganzen Herzogthume hundert und zwanzig Fuß tief unter der Erde sich ein großer See befindet, welcher allen Brunnen, die man gräbt, ihr Wasser giebt. Dieses ist daraus klar und of-

fenbar, weil, wenn man hundert und zwanzig Fuß tief in die Erde eingegraben hat, ſich alsdann allenthalben ein allgemeiner, verſchiedene Fuß dicker Felſen, oder ſogenannter Zechſtein befindet. Dieſer muß durchgearbeitet werden, weil unter demſelben das Waſſer ſteht. Die Erfahrung hat die Brunnengräber gelehrt, daß ſie Vorſicht gebrauchen müſſen, wenn dieſer Stein bis auf einige Zoll durchgearbeitet iſt. Denn, wenn die endliche Oeffnung des Steins geſchieht, ſo dringt das Waſſer mit ſolcher Heftigkeit in den neugegrabenen Brunnen, daß ſich der Arbeiter, welcher den letzten Schlag thut, um den Stein zu durchbrechen, kaum zeitig genug retten kann. Gemeiniglich ſetzt ſich derſelbe auf einen Knebel oder Queerholz, welches unten an dem Seile, welches man zum Herauswinden der Erde gebraucht hat, und welches oben durch eine Winde regiert wird, befeſtiget iſt. Der Arbeiter öffnet alsdann durch einen ſtarken Schlag mit dem Hammer den bis auf einige wenige Zoll durchgearbeiteten Zechſtein, und giebt durch Zucken mit dem Seile das Zeichen, daß er ſchleunig heraufgewunden werde, weil alsdann, nach gemachter Oeffnung, das Waſſer einige Mann hoch mit der größten Gewalt in den Brunnen eindringt. Daß aber hundert und zwanzig Fuß tief unter dieſem ganzen Herzogthume ſich nur ein

einziger See befinde, welcher allen Brunnen Waſſer giebt, erhellt ſichtbar aus dem Umſtande, daß man in dem ganzen Herzogthume ſogleich wiſſen kann, wann das Waſſer in einen neugegrabenen Brunnen eingelaſſen wird. In allen übrigen Brunnen des Herzogthums fällt in eben dem Zeitpunkte das Waſſer merklich nieder, bis es mit dem neugegrabenen Brunnen wieder einen wagerechten Stand erlangt.

Dieſes beweiſet, daß dieſe Brunnen unter der Erde den genaueſten Zuſammenhang miteinander haben, und daß es ein einziger großer unterirdiſcher See ſey, welcher allen dieſen Brunnen Waſſer giebt. Bei Gelegenheit, dieſe Brunnen zu graben, hat man nun die allerunbezweifeltſten Beweiſe und Kennzeichen gefunden, daß unſer Erdkörper vor der jetzigen Bewohnung bereits zu drei verſchiedenen Mahlen bewohnt geweſen iſt. Dieſes iſt es, was in unſerer gegenwärtigen Geſchichte des Erdkörpers allzu wichtig iſt, als daß es nicht den Leſern umſtändlich mitgetheilt werden ſollte.

Wenn man in dem Herzogthume Modena zwanzig bis dreißig Fuß tief in den Erdboden eingräbt; ſo findet man ſehr häufig allerlei Rudera und Grundmauern von Gebäuden, wie auch allerlei Geräthſchaften, die ſowohl zum Bau der Häuſer, als zu andern Bequemlichkeiten der Menſchen

gebraucht

gebraucht werden. Einige Schriftsteller, die uns diese Nachrichten von der Beschaffenheit des Herzogthums Modena mitgetheilt, und darüber Betrachtungen angestellt haben, sind der Meinung gewesen, daß man diese ersten Spuren eines bewohnten Erdkörpers noch zu unsrer jetzigen Zeitrechnung und Bevölkerung der Erde rechnen müsse. Sie sagen, es fänden sich in alten Geschichtschreibern einige Nachrichten, daß die Gebirge um das Herzogthum Modena herum in alten Zeiten, und ungefähr zu der Zeit, da Rom noch Könige hatte, einige feuerspeiende Berge gehabt hätten. Es könnte also gar wohl seyn, daß dadurch diese Gegend verwüstet, und mit der Asche und der Lava, oder den Feuerströmen aus diesen feuerspeienden Bergen auf funfzehn bis zwanzig Fuß hoch bedeckt worden wäre. Allein dann müßte sich beim Eingraben die Lava vorfinden und entdecken lassen. Diese Lava ist von allen andern Steinarten leicht zu unterscheiden, und man hat sie gar nicht verkannt, als man zu unsern Zeiten die ehemalige Stadt Heraclea wieder aufgegraben hat. Man findet aber nicht die geringste Nachricht, daß sich in der funfzehn- bis zwanzig Fuß tiefen Erde, womit diese Ruinen von Gebäuden bedeckt sind, etwas von einer dergleichen Lava gefunden hätte. Es ist auch in der Geschichte nicht bekannt,

daß sich seit den Zeiten der römischen Könige in dieser Gegend eine Ueberschwemmung ereignet hätte; von dem bloßen Staube aber, oder von der Versammlung der Pflanzengewächse, kann in einer Zeit von zweitausend und etlichen hundert Jahren kein Erdreich über diesen Ruinen entstanden seyn, welches funfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe ausmachte, zumal, wenn man erwägt, daß das Herzogthum Modena seit länger als zweitausend Jahren bewohnt gewesen, und immer in dem gegenwärtigen Zustande, was seine Bewohnung und Bevölkerung anbetrifft, geblieben ist.

Doch, dem sey wie ihm wolle, wenn auch diese ersten Ruinen oder Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche der Erde zu unsrer jetzigen Zeitrechnung auf irgend eine Art gerechnet werden könnten; so ist doch solches, in Ansehung der beiden folgenden Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche, ganz unmöglich. Wenn man nämlich noch vierzig Fuß tiefer bei dem Brunnenmachen eingräbt; so findet man wiederum überall die Kennzeichen einer ehedem bewohnt gewesenen Oberfläche der Erde. Es zeigt sich ein durch die Bearbeitung schwarz gewordenes Erdreich von mehr als einem Fuß Tiefe. In diesem schwarzen fruchtbaren Erdreiche erkennt man deutlich die versteinerten Wurzeln, sowol von Pflanzengewächsen, als von Gebüschen, die ehe-

dem in dieser Oberfläche des Erdkörpers ihre Nahrung gefunden haben. Ja, was noch mehr ist, man hat einen vollkommnen Feigenbaum mit vielen noch daran sitzenden Feigen versteinert gefunden, der noch jetzt in dem Naturaliencabinet des Herzogs von Modena aufbewahrt wird. Es ist offenbar, daß diese zweite Bewohnung der Erde nicht zu unsrer Zeitrechnung gehören kann. Denn was für einen unermeßlichen Zeitraum muß man voraussetzen, ehe diese zweite Bewohnung mit vierzig Fuß Erde bedeckt worden ist, um der dritten Bewohnung Platz zu geben, die noch jetzt funfzehn bis zwanzig Fuß tief unter der Oberfläche der Erde verborgen ist?

Allein, dieses ist nicht genug. Wenn man noch fünf und zwanzig bis dreißig Fuß tiefer in den Erdboden eingräbt; so finden sich alle Spuren und Kennzeichen einer dritten bewohnten Oberfläche des Erdkörpers: ein abermaliges schwarzes fruchtbares Erdreich, in welchem sich die Wurzeln der Pflanzengewächse, die diese Oberfläche ehedem hervorgebracht hat, versteinert befinden. Man findet überdieß auf und in dieser ehemaligen Oberfläche viele eiserne Geräthschaften, die zum Ackerbau und zur Wirthschaft dienen. Was aber insonderheit bemerkt zu werden verdient, ist, daß man eine versteinerte Korngarbe auf dieser dritten

Bewohnung der Erde gefunden hat, die nicht allein noch zusammengebunden gewesen ist, sondern an welcher auch alle Halme und Aehren sowohl, als die versteinerten Röggenkörner in den Aehren noch deutlich zu erkennen und durch geschickte Bemühung von einander abzusondern gewesen sind.

Es ist hieraus ganz klar und offenbar, daß vor unsrer jetzigen Zeitrechnung Italien wenigstens zweimal bewohnt gewesen ist, und daß diese Bewohnungen und Bevölkerungen durch die Veränderungen der Pole, und durch die dadurch verursachte Austretung der Meere in das vorhin feste Land, wiederum verwüstet und vernichtet worden sind.

Der Steinregen zu Siena.

Der Ritter Hamilton zu Neapel erzählt bei Gelegenheit der Beschreibung des fürchterlichen, im Junius 1794 erfolgten, Ausbruchs des Vesuvs, Folgendes: „Ich muß noch eine ausserordentliche Erscheinung anführen, die ungefähr 18 Stunden nach dem stärksten Ausbruche des Vesuvs, am 15ten Juni, bei Siena im Florentinischen bemerkt worden ist, wiewohl ich nicht

für gewiß behaupten möchte, daß sie mit jenem Ausbruche selbst in einer wirklichen Verbindung gestanden habe. Ich verdanke die Nachricht davon dem Grafen von Bristol, Bischof von Derry, der mir vom 12ten July 1794 darüber folgenden Brief geschrieben hat: „Während eines heftigen Donnerwetters fielen ungefähr 12 Steine von verschiedener Größe und Schwere mehreren Gegenwärtigen vor die Füße. Diese Steine haben durchaus nichts mit den verschiedenen Steinarten gemein, die im Sieneſischen gefunden werden. Der Zufall ereignete sich 18 Stunden nach dem schrecklichen Ausbruche des Vesuvs, und dieß sonderbare Zusammentreffen läßt uns die Wahl zwischen zwei Erklärungsarten, wovon uns die eine fast in eben so viel Schwierigkeiten verwickelt, als die andre. Entweder sind die Steine in der feurigen Wolkenmasse erzeugt worden, die auch das fürchterliche Gewitter hervorbrachte, oder sie sind vom Vesuv ausgeworfen, und, was freilich eben so unglaublich ist, in einer paraboliſchen Richtung von 250 engliſchen Meilen fortgeſchleudert worden. Unſre hieſigen Naturforſcher ſtimmen mehr für die erſte Erklärungsart. Ich bezweifelte natürlich zuerſt die Wahrheit der Erſcheinung ſelbſt, aber ſie wird von ſo vielen Augenzeugen beſtätigt, daß ich ihren Ausſagen nichts entgegenzuſetzen weiß, und

so befinde ich mich in einem Labyrinth von Zweifeln ohne Ausweg.“ So weit der Brief vom Grafen von Bristol. Er hatte diesem ein Stück von der größten Steinmasse, die, als sie noch ganz war, gegen 5 Pfund gewogen hatte, beigefügt. Eine andre, die ich auch gesehen habe, ist unzerstückelt nach Neapel geschickt worden. Diese wog ein Pfund. Die Oberfläche aller der Steine, deren Fall aus den Wolken in der Gegend von Siena erwiesen ist, hat eine schwarze Farbe, und ist offenbar ganz frisch verglas't mit allen Zeichen, daß sie einem ungewöhnlichen Grade von Hitze ausgesetzt waren. Zerbricht man sie, so haben sie inwendig eine lichtgraue Farbe mit schwarzen Flecken und schimmernden Punkten gemischt, in welchen die Kenner Schwefelkies finden. Daraus folgt, daß hier nicht an Lava zu denken ist, die dadurch aufgelöst worden seyn müßte. Nun finden sich aber, so weit der Augenschein dies bestimmen kann, gerade solche Steine in Menge um den Vesuv herum. Als ich vor Kurzem den Berg bestieg, suchte ich darnach um die neuen Crater herum, konnte aber wegen der dicken Lage von Asche, die alle Auswürfe des Berges überdeckt hatte, keine finden. Sollten sich dergleichen Steine mit verglas'tem Ueberzuge noch finden, so wäre, wie ich auch dem Lord Bristol geant-

wortet habe, die Frage entschieden; es müßte denn bewiesen werden, daß grade um diese Zeit, wie die Steine im Sieneſiſchen Gebiete niederfielen, ein näherer Vulkan dergleichen habe auswerfen können, ein Fall, der um ſo leichter gedenkbar wäre, da der Berg Radicofani in einer Entfernung von ohngefähr 50 engl. Meilen von Siena ganz unbezweifelt vulcaniſcher Art iſt. Bei dieſer Gelegenheit machte ich den Lord Briſtol noch auf einen andern Einfall von mir aufmerkſam. Es iſt nemlich erwieſen, daß während des letzten Ausbruchs des Veſuvs die Aſche noch viel weiter fortgetrieben wurde, als die Entfernung beträgt, in welcher die Steine im Sieneſiſchen Gebiete fielen. Wäre es nicht möglich, daß ſie ſich im Wirbel der Rauchwolken eben ſo aneinander gehängt hätten, wie Hagelkörner zu größern Eisklumpen ſich vereinigen? Und könnte nicht die äußere Verglaſung von dieſen agglomerirten und verhärteten vulkaniſchen Klumpen durch die Wirkung der (in dieſen Eruptionswolken ſo außerordentlich wirkſamen) electriſchen Materie hervorgebracht worden ſeyn? Der berühmte Pater, Ambrogio Soldani, Profeſſor der Mathematik zu Siena, läßt jetzt eine Abhandlung über dieſe Steine drucken, worin er, wie ich höre, außer allen Zweifel zu ſetzen ſucht, daß ſie ſich

ohne alle vulkanische Einwirkung in der Luft selbst erzeugt haben."

Der Erdbrand in der Traviser Mark.

Aus einem, von dem berühmten Pater Frisi, öffentlichem Lehrer auf der hohen Schule zu Pisa, geschriebenen Briefe ersieht man, daß im Anfange des Frühlings 1784, die Traviser Mark, und besonders der Marktflecken Lovia, von Feuern in Schrecken gesetzt worden sind, die dem Erdbrande ähnlich waren. Diese Feuer, sagt der Pater, entstanden an der Oberfläche selbst, die sie ergriffen, und vornehmlich an Strohdächern und den aus Rohr geflochtenen Zäunen. Sie entstanden zu keiner bestimmten Zeit, sondern bald bei Tage, bald bei Nacht. Weder Feuchtigkeit noch Wind, ja selbst nicht der häufige Regen, welcher im Frühjahr fiel, konnte sie unterdrücken. Man bemerkte sie niemals in eingeschlossenen Orten, sondern allezeit im Freien, und verschiedene Stellen schienen sie vorzüglich zu ergreifen. In einem einzigen kleinen Dorfe fand es dreißig, und in einem Hause sechszehnmal statt. Man bemerkte während dieser Zeit öfters im freien Felde herumflie-

gende Funken, welche aber, wenn man sich ihnen nahete, verschwanden. Immer war ein starker Geruch von Schwefel, welcher sich in dasiger Gegend sehr häufig findet, ein Vorbote dieses Feuers; die Hähne krähten und die Hunde heulten, welches vermuthlich von dem Schwefel-Geruche herrührte. Uebrigens hat man, nach der Bemerkung des Pater Frisi, diese Erscheinung in der dasigen Gegend mehr als einmal beobachtet. Der berühmte Riva hat ein Verzeichniß von denjenigen Feuern geliefert, die zu Gottinge, Rossan, Rainou und Gallire, welche Orte etwas seitwärts von Lovia liegen, zu andern Zeiten ausgebrochen sind. Indessen findet sich doch zwischen den von Riva beobachteten und jenen, vom Pater Frisi beschriebenen, einiger Unterschied. Die erstern brachen nur bei trockner Witterung aus, dahingegen die letztern auch bei feuchtem Wetter entstanden. Zu Riva's Zeiten beobachtete man fliegende Flammen; Frisi hingegen gedenkt blos der Feuerfunken, und die Flamme schien bei den, von ihm beschriebenen, Feuern aus den Körpern selbst zu entstehen, welche davon ergriffen wurden. Ein einziges Feuer erschien zu Riva's Zeit am Tage, und keins entzündete die aus Rohr geflochtenen Zäune. Der Boden der Traviser Mark ist übrigens überhaupt genommen sehr fruchtbar,

ob man gleich an einigen Orten vielen groben Sand und andere fremdartige Theile antrifft, welche durch Ueberschwemmungen eines Baches dahin gebracht werden.

Der Aeolusberg im Kirchenstaat.

Dieser Aeolusberg erstreckt sich zwischen Sanct Gemini und Torni, von Morgen gegen Abend, auf acht italienische Meilen. An seiner linken Seite liegt das Städtchen Ciesis, an seiner rechten das Städtchen Sparti. Künstlich hat ihn die Natur aus Steinbrocken aufgeführt, zwischen deren Ritzen im Sommer, vier Stunden Vormittags und vier Stunden Nachmittags, ein ziemlich kalter heftiger Wind hervorbläst, welchen die Anwohner des Berges sehr sinnreich zu ihrem Vergnügen zu benutzen wissen. In ihren Landhäusern sieht man nämlich Köpfe mit offenen Mäulern, in welchen man bleierne Röhren, mit verschlossenen Hähnen, bis in das Innere des Berges geleitet hat. Bei heftiger Tageshitze des Sommers öffnet man diese Hähne, und die Köpfe blasen sodann kalten Wind in die Zimmer, so lange bis man ihres Windmachens nicht weiter

bedarf; worauf man sodann die Hähne wieder verschraubt. Noch nutzbarer aber leitet man diesen kalten Wind in Speisekammern und Keller, um Speisen, Früchte und Getränke in nöthiger Kühlung zu erhalten.

Vor allen Dingen ist wol zu merken, daß der ganze Aeolusberg hohl, und mit Schlusten, die tief in die Erde hinabgehen, versehen ist. Die Oberfläche des Berges besteht aus Felsbrocken, die von der aufliegenden Sonne so durchgeheizt werden, daß weder Menschen noch Vieh um die Mittagsstunde am Berge ausdauern können. Dieser Umstand hilft vorzüglich den Weg zur Erklärung des anscheinenden Wunders bahnen.

Bekanntermaßen dehnen die Feuertheile die Luft aus und machen sie dünner; dieß ist ein Erfahrungssatz, durch dessen Hülfe man luftleere Räume macht. Wenn nun zu Mittage die Gluth der senkrechten Sonnenstrahlen die Felsenbrocken des Aeolischen Berges durchheizt, und die Luft um den Berg her bis zu einem sehr hohen Grade verdünnt, so stürzt die schwere und dichtere kalte Luft, die tief in der weiten aeolischen Höhle, unverändert von den Sonnenstrahlen, in ihrer winterlichen natürlichen Kälte liegt, durch die Ritzen des Berges, aus der Höhle heraus, und vertheilt sich in den von der Sonne verdünnten Luftraum

um den Berg her. Ihr Ausbruch durch die engen Ritzen des Berges, erregt einen ziſchenden Wind, der mit der verſtärkten Sonnenhitze gegen den Mittag immer ſtärker hervorbricht, und mit der abnehmenden Hitze gegen den Nachmittag, allmählig wieder abnimmt; bis gegen Abend die innere und äußere Luft wieder im Gleichgewichte ſind und jetzt ſich aller Wind gänzlich legt. Dieß iſt der Grund, warum die Aeolus-Höhle nur 4 Stunden Vormittags und 4 Stunden Nachmittags bläſt.

So wie zur heißen Jahrszeit die Luft aus den engen Oeffnungen der Höhle hervorſtößt, eben ſo dringt ſie zur Zeit des Winters aus ganz ähnlichen Gründen durch dieſe Oeffnungen hineinwärts, und zwar mit ſolcher Kraft, daß ein Schnupftuch, oder ein anderer leichter Körper, wenn man ihn vor eins der engen Windlöcher legt, mit mehr oder weniger Schnellkraft, nach Verhältniß des Grades der Kälte der äußeren Luft, in dieſe Oeffnung hineinfährt. Es iſt natürlich, daß dieſe Abwechſelung der Wärme und der Kälte nur langſam von ſtatten gehen kann, da die Luftzüge nur ſehr enge Aus- und Eingänge vorfinden.

Die Kunſtgrotte bei Foligno.

De Maraldi beſchreibt in den Schriften der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1710 eine natürliche Grotte, welche man entdeckte, da man den Grund zu einem Hauſe legte, welches der Marcheſe Eliſei, drei Meilen von Foligno im Kirchenſtaate, bauen ließ. Sie hat eine unregelmäßige Geſtalt, iſt 30 bis 40 Fuß hoch und 10 bis 12 Schritt breit. Ihre Mauern haben einen ſchönen Ueberzug von einem gelblichen Marmor, und in gewiſſen Entfernungen voneinander befinden ſich Säulen von eben der Materie in halb erhabener Arbeit. Von der Höhe des Gewölbes ſteigen andre ähnliche Säulen bis zur Erde, an fünf und zwanzig Fuß oder nur bis zu gewiſſen Entfernungen, herab, wovon die kürzeſten zwei bis drei Fuß lang ſind. Der Fußboden iſt ungleich und beſteht aus breiten, dünnen, übereinanderliegenden Marmorplatten, die zuweilen hohl liegen, ſo daß man beim Hinübergehen durchbricht. Macaldi leitet die Verſteinerungen von einem benachbarten kleinen Fluſſe her, deſſen ſchwefelhaltiges Waſſer aus den Erdlagen, durch welche er gieng, Thon und Sand mit ſich genommen habe, welche in Verbindung mit dem Schwefel in eine Steinmaſſe übergegangen wären.

Der unter der Erde in Steinkohlen verwandelte Baum.

Man grub bei dem Dorfe Nonantola einen Brunnen, und kam in der Erde auf einen horizontal liegenden Baum, der ganz schwarz war. Unter diesem waren noch andre Bäume von gleicher Farbe. Der Grabende hatte schon so tief gegraben, daß er kein Tageslicht mehr von oben herab bekam; dennoch bemerkte er noch kein Wasser. Hierauf ließ er sich ein Licht herabgeben, und sogleich entstand mit Geräusch durch den ganzen Brunnen eine Flamme, die ihm Haut und Haare verbrannte, und sich mit einem starken Knalle endigte.

Wahrscheinlich war dieser schwarze Baum mit den andern darunterliegenden, zu Steinkohlen geworden, wie ähnliche Bäume, die man in der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts bei Dresden, und neuerlicher in Ostfriesland, ausgrub, und hatte durch seine steinölichten Ausdünstungen die Luft mit brennbaren Theilen geschwängert, die sich an dem herabgelassenen Lichte entzündeten.

Das feuerspeiende Italien.

Die Art der Entstehung feuerspeiender Berge ist jederzeit folgende: Es öffnet sich an einem niedrigen Orte im flachen Boden ein Feuerschlund. Die Oeffnung desselben wirft eine Menge brennender Materien aus, welche zum Theil als Laven herabfließen, zum Theil in die Luft aufsteigen, und in Gestalt eines Hagels herabfallen. Diese Materien bilden einen Kegel, eben so, wie durch das aufgeworfene Erdreich der Maulwurfshügel, oder durch den herabfallenden Sand der kleine Hügel im untern Theile einer Sanduhr entsteht. Der Kanal, durch welchen diese Materien gehen, bleibt in der Mitte dieses Kegels allezeit offen, so lange die Ausbrüche dauern. Wenn Oeffnungen auf einem Berge entstehn, so sind es wahrscheinlich alte und nur aufs neue geöffnete Feuerschlünde: ein ganz neues Feuer bricht allezeit da, wo die Rinde am dünnsten ist, d. i. in den Plänen und Thälern, nicht in den Bergen aus, wofern sich nicht daselbst schon alte, ehedem geöffnete Kanäle finden. Die feuerspeienden Berge selbst aber, deren Materien ohne Ordnung und feste Verbindung übereinander liegen, lassen sich sehr leicht vom Feuer durchdringen. Daher eröffnen sich zuweilen Feuerschlünde an den Berg-

Seiten, stürzen die Berge ein, und benehmen ihnen dadurch einen Theil ihrer regelmäßigen conischen Gestalt. Indessen lassen sich an ihnen fast jederzeit die Spuren eines großen zum Grunde liegenden Kegels, und so vieler kleinen Kegel, als Seiten-Oeffnungen entstanden sind, wieder finden.

Der Vesuv, oder wenigstens die ganze um denselben liegende Masse vulkanischer Berge, erhebt sich mitten aus einer Plane, mit einem ringsherum gleichförmigen Abhange, macht für sich ein einzelnes Gebirge aus, und steht 6 bis 7 Meilen von der Kette der Apenninen ab. Diese Masse ist augenscheinlich das Werk einer einzigen Oeffnung, welche ehedem im Mittel gestanden hat. Eine große Catastrophe aber hat den alten Gipfel eingestürzt, welcher auf die Seite gefallen ist, auf welcher sich jetzt der eigentlich sogenannte Vesuv befindet. Ein Theil des Randes der ehemaligen Oeffnung ist stehen geblieben; dies sind die Berge Somma und Ottajano, welche den eigentlichen Vesuv in Form eines Halbkreises auf der Nordseite umgeben, und von ihm durch das halbkreisförmige Thal Atrio del Cavallo abgesondert sind. Die neue Oeffnung ist auf der Südseite entstanden, und hat daselbst den eigentlichen Vesuv gebildet.

Man

Man könnte die Epoche dieser Revolution füglich in das Jahr 79 der christlichen Zeitrechnung setzen, und sie dem großen Ausbruche zuschreiben, der Herculanum und Pompeji verschüttete, dem ältern Plinius das Leben kostete, und von dem jüngern in seinem Briefe an den Tacitus beschrieben wird. Man kann die schrecklichen Wirkungen desselben, die ungeheure Menge ausgeworfener Materien, welche eine dreitägige Finsterniß verursachten, ganze Städte begruben, und in einem Umfange von 5 Meilen alle Felder bedeckten, kaum einem bloßen Ausbruche der gewöhnlichen Oeffnung zuschreiben. Plinius erzählt, die Küste des Meeres sey mit ganzen Stücken des Berges so bedeckt gewesen, daß die Flotte seines Onkels nicht habe landen können. So viele Materie, Dämpfe und Asche konnte die gewöhnliche Oeffnung des Vulkans nicht auf einmahl fassen, sie zerriß daher, und ihre Stücken rollten ins Meer hinab. Mit dieser Idee stimmen auch einige Ausdrücke der alten Geschichtschreiber sehr wohl überein.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt es gewiß, daß die heutige Oeffnung nicht diejenige ist, die den Somma, Ottajano und die Masse des ganzen Gebirgs gebildet hat, und daß der Kegel im Atrio del Cavallo, welcher ungefähr

auf der halben Höhe des Berges liegt, erst seit der Entstehung der neuen Oeffnung gebildet worden ist. Um von der Entstehung solcher Berge zu urtheilen, darf man nur die Beschreibungen der jetzigen Oeffnung des Vesuvs miteinander vergleichen, welche sich von Zeit zu Zeit ändert. Ich will hier diese Oeffnung so beschreiben, wie sie de Lüc im Jahr 1757 gefunden hat.

Vor den letztern Ausbrüchen war der Gipfel, wie ein Trichter, 150 — 200 Schuh tief ausgehöhlt, daß man leicht hinabsteigen konnte. Jetzt ist die Höhlung mit den Laven von 1751 und 1754 ausgefüllt, welche sich keine Oeffnung an der Seite durchbrechen konnten, also in den Trichter aufstiegen, und ihn bis an die Ebene des niedrigsten Theils von seinem Rande ausfüllten, wo sie gegen Süden und Südwesten einen Ausgang fanden. Der gegenüberstehende Rand ragt noch 4 — 5 Toisen über die Lava hervor, und der Umfang der Oeffnung hält 2400 Schritt. Der Vulkan hat noch ein Loch behalten, welches mitten durch die Laven hindurchgeht; dieses hat einen neuen Kegel, ein wenig westwärts vom Mittelpunkte gebildet, der schon 50 Schuh hoch ist und in der Mitte einen Trichter von unregelmäßiger Gestalt hat, dessen Rand etwa 150 Schuhe im Durchmesser halten mag.

Als ich dieſen Gipfel das erſtemal beſtieg, war die Oeffnung des kleinen Kegels mit dickem Rauch erfüllt, welcher Rauch durch den Kegel ſelbſt, wie durch ein Sieb, hervordrang. Im Innern des Berges hörte man von Zeit zu Zeit ein Krachen, das dem Donner ähnlich war. Bei dieſem Krachen nahm der Rauch zu, brach zuweilen in Flammen aus, und drang ſelbſt durch die Riſſe der Laven im großen Trichter. Nicht weit vom Fuße des kleinen Kegels war eine neue Lava ausgebrochen, welche über die alten hinwegfloß, und ſie bis zum Glühen erhitzte, wie man durch die Spalten ſehen konnte. Ich verſuchte auf den Kegel zu ſteigen, allein die Stöße waren ſo heftig, daß ſie mich zurücktrieben; auch wäre es vergeblich geweſen, mich der Gefahr auszuſetzen, weil doch der Trichter ganz mit Rauch angefüllt war. Eben dieſer Umſtand verhinderte mich noch einigemal, das Innere der Oeffnung zu ſehen.

Endlich gelang es mir am 17ten Febr. 1757, da ich wegen einiger beſondern Beobachtungen über die Laven auf den Berg geſtiegen war, dieſes ſchreckliche Schauſpiel zu erblicken. Drei neue Bäche von Lava und verſchiedene daraus verbreitete Aerme überzogen faſt den ganzen Gipfel, der über und über zu glühen ſchien. Der Ueberfluß von Materien hatte am Fuße des kleinen Kegels

eine neue Oeffnung gemacht, über der sich ein neuer Kegel bildete, den ich zusehends wie einen Maulwurfshügel wachsen sah. Die herausgetriebenen Materien trieben die vorigen von der Spitze hinweg, diese rollten an den Seiten hinab, und dienten den folgenden zur Unterstützung. Diese Materien kamen schmelzend aus dem Vulkan, sobald sie aber an die Luft kamen, wurden sie hart, und bildeten einzelne Stücken. Die große Oeffnung des Hauptkegels warf fast ohne Aufhören brennende Materien aus. Zum Glück aber drang ein starker Wind von der Seite her, wo der Rand der Oeffnung am niedrigsten ist, in das Innere des Trichters ein, und theilte von Zeit zu Zeit den Rauch. Dies ließ mich hoffen, etwas vom Grunde des Schlunds erblicken zu können; ich stieg daher, des entsetzlichen Krachens und der brennenden Ausbrüche ohngeachtet, bis an den Rand des Trichters. Das entsetzliche Schauspiel, das sich meinen Augen öffnete, so oft der Wind die Rauchwolke zertheilte, kann ich mit keinen Worten beschreiben, und habe jetzt Mühe, mich selbst zu überzeugen, daß es Wirklichkeit gewesen sey.

Der Grund des Kegels bestand aus einem großen Feuerheerde von glühenden Schlacken, welche durch 2 Oeffnungen ausgeworfen wurden.

Die Schlacken, welche wieder zurück in den Crater fielen, häuften sich über der Lava an, und die Dämpfe hatten sich nur 2 Oeffnungen vorbehalten, deren 7 — 8 Schuh hohe Wände gleichsam 2 Schornsteine bildeten. Die eine ganz in der Mitte hatte 5 — 6 Schuh, die andre gegen Nordwesten 12 — 15 Schuh im Durchmesser. Die kleinere tobte am stärksten, und warf unaufhörlich brennende Dämpfe mit einem Geräusch, wie von kochendem Wasser, aus. Von Zeit zu Zeit hörte man krachende Stöße, wobei die Erde unter meinen Füßen bebte. Dieß Krachen schien im Boden des Abgrundes anzufangen, und mit ungemeiner Geschwindigkeit heraufzukommen, und brach endlich in einen Knall aus, der den stärksten Donnerschlag übertraf. Die Lava sprützte dabei auf 100 Schuh weit in die Höhe, mit flammenden Dämpfen und dem Brausen eines Sturmwindes begleitet. Zugleich wurde der Rauch dicker, stieg in wirbelnden Windungen bis an die Wolken auf, und drang zugleich häufiger durch die Zwischenräume des Kegels selbst. Nach und nach ward auch ein Theil des untern Feuerheerds selbst in die Luft erhoben, vermuthlich durch plötzliche Stöße der darunterliegenden Lavasäule. Einigemal geschahe dies ganz nahe an der Seite wo ich stand: alsdann fielen die glühenden Steine auf allen Sei-

ten neben mir nieder, und ich mußte sehr aufmerksam seyn, um ihnen auszuweichen. In diesen Augenblicken des Krachens und der Ausbrüche ward ich, aller Begierde zu sehen und alles Muths ungeachtet, vom Schauder ergriffen, und durch eine unwillkührliche Bewegung einige Schritt zurückgetrieben: inzwischen hielt ich doch länger als eine halbe Stunde an diesem Posten aus.

Die beiden Oeffnungen warfen nicht allezeit zugleich aus; sie konnten also nicht unmittelbare Gemeinschaft mit dem Feuerheerde haben. Die kleinere warf ihre Materien, vermuthlich weil sie so eng war, allezeit höher. Die meiste ausgeworfene Materie war fließende Lava, die ich in der Luft ihre Gestalt verändern, und beim Niederfallen platt werden sahe. Der ganze Kegel besteht aus solchen ausgeworfenen Materien. Einige Stücke davon sind rund und sehr dicht, andere länglicht, manche sind zackicht, leicht und voller Blasen. Die kleinsten Stücke machen das aus, was man Asche nennt; es ist eigentlich sehr klein zerstückte Lava, mit Bimstein vermischt.

Der Bimstein, diese sonderbare Schlacke der Vulkane, besteht ohne Zweifel aus geschmolzenen Materien; er wird aber nicht eher weiß und leicht, als bis er eine Zeitlang der Luft und der Sonne ausgesetzt gewesen ist. Die Liparischen Inseln,

besonders Stromboli, liefern ihn in großer Menge. Wenn die Schlacken einmal Bimstein geworden sind, so schwimmen sie auf dem Wasser, und der Wind führt sie von den Küsten aus an den benachbarten Strand.

Der Kegel ist schwer zu besteigen, weil diese Materien auf seiner äußern Fläche nur locker und ohne Zusammenhang übereinanderliegen. Inwendig in der Oeffnung sind sie durch die von den Dämpfen abgesetzten Salze und Schwefel stärker verbunden. Von diesen Salzen und Schwefel rühren auch die Farben her, die man fast immer auf der Oberfläche der Laven antrifft, und welche von den aus der Lava selbst aufsteigenden Dämpfen erzeugt werden.

Der Vesuv im Sommer 1794.

Bis jetzt nennt die Geschichte hauptsächlich drei Ausbrüche dieses Vulkans, die sich durch fürchterliche Größe, durch eine, Grausen erweckende, Erhabenheit, und durch eine gewisse Majestät und Pracht in ihren Verwüstungen, vor allen andern auszeichnen. Wahrscheinlich werden diese dereinst auch selbst in der großen Geschichte dieses Berges,

wenn die Zeit das Andenken an die kleinen Feuerwerke, die er zur Unterstützung der Zeitungsschreiber und Journalisten zuweilen abbrennen läßt, längst wird verwischt haben, noch als Hauptbestimmungspunkte für den großen Gang dieses Naturwerks zu seinem endlichen Zweck stehen bleiben. Der erste ist der, durch welchen im 79sten Jahre des ersten Jahrhunderts der ältere Plinius umkam, und Herkulanum und Pompeji verschüttet wurden; der zweite, der vom December 1631, wobei die See so zurücktrat, daß der Hafen von Neapel wie vertrocknet da lag; und der dritte, der vom Junius 1779, den wir jetzt beschreiben wollen.

Dieser große Ausbruch, wobei eine ungeheure Menge Lava auf einmal ausgeworfen wurde, hatte den Kegel des Vulkans gleichsam bepanzert, und ihm einen solchen Grad von Festigkeit gegeben, daß seit der Zeit fast alle Schwächung der innern Kraft durch kleine Entledigungen fast gänzlich aufhörte. Sieben Monathe vor dem Ausbruche war der Berg ungewöhnlich ruhig; auch fehlte sogar die sonst gewöhnliche Rauchsäule. (Ein berühmter Naturforscher, der sich zur Zeit des Ausbruchs in Neapel befand, äußerte die sinnreiche Muthmaßung, die wol einer ernstlichen Prüfung werth wäre, daß dieser gänzliche Man-

gel der Rauchsäule nicht sowohl einer Verstopfung der Oeffnung, als vielmehr einem Einsaugen atmosphärischer Luft möge zuzuschreiben seyn.) — Einige Tage vor dem Ausbruche bemerkte man um den ganzen Berg eine dicke Luft, einen Dunst, der Sonne und Mond ein röthliches Ansehn gab. — Die Quellen nahmen ab; man mußte die Brunnensäulen verlängern; manche Brunnen vertrockneten ganz. Man bemerkte es, achtete aber nicht viel darauf. Zwischen dem Crater und der Stadt Torre del Greco, zeigten sich Ausbrüche von Rauch, hier und da mit Getöse: auch dieses achtete man nicht. Am 12ten Junii sehr viel Regen, und die Nacht ein heftiger Stoß vom Erdbeben. Der Königl. Pallast zu Caserta, eines der solidesten Gebäude in Europa, mit seinen 18 Fuß dicken Mauern ward so erschüttert, das alle Klingeln in demselben anschlugen. — Am 15ten Junii wieder Erdbeben, aber schwächer als das erste: eine Feuer-Fontäne mit Rauch und Knall in der Mitte des Abhangs des Kegels. Ein Lavastrom schien an dem steilen Kegel des Vulkans bergauf zu fließen. Wahrscheinlich ein stark gegen den Horizont geneigter, verdeckter Canal von flüssiger Lava, der endlich durch den Druck sein Gewölbe von unten nach oben zu aufschlitzte, und so dem entfernten Auge aufwärts zu fließen schien.

Eine Feuer-Fontäne folgte jetzt der andern. Es ließen sich deren funfzehn in der Richtung nach Resina und Torre del Greco, zu gleicher Zeit zählen, und manche mochte der Rauch verdeckt haben. Hier und da stiegen an der Seite des Berges die glänzendsten Flammen in der Form von Cypressen auf, die an Höhe den Vesuv selbst übertrafen. Keine Beschreibung vermag von dieser Feuerscene einen Begriff zu geben, so wenig als von dem fürchterlichen Getöse, womit sie begleitet war. Letzteres glich einem Gemische der lautesten Donnerschläge mit dem steten Feuer aus schwerer Artillerie, und dieses verbunden mit einem ununterbrochenen tiefen und hohlen Toben, glich dem Brüllen der Meereswellen in einem heftigen Sturme. Hierzu kam noch ein drittes Getöse, das dem Gebläse einer großen Feuereſſe glich, oder dem Sausen einer Menge zugleich aufsteigender Raketen. Steine, deren einen man beim Messen zehn Fuß hoch und fünf und dreißig Fuß im Umfange befunden hat, wurden zu einer unglaublichen Höhe hinaufgetrieben, und trugen mit zu den Erschütterungen der Luft und der Erde bei, wovon die Häuser in Neapel einige Stunden hintereinander bebten, alle Thüren und Fenster rasselten, und die Glocken anschlugen. Es war ein feierlich-schrecklicher Moment. Der volle

Mond, der vorher glänzend schien, stand nun da, roth wie in einer totalen Mondfinsterniß, und verschwand endlich ganz. Das Schreckliche dieser Scene wurde noch vermehrt durch das Wehklagen eines zahlreichen Volkes und das Gemurmel betender Processionen, die durch die Straßen von Neapel zogen; überall hörte man ein dumpfes: ora pro nobis.

Während der ganzen Zeit zeigte der eigentliche Crater des Vesuvs keine Spur von Feuer oder Rauch. Am 16ten um 4 Uhr des Morgens fing er an; und aus einer Oeffnung nahe dabei ergoß sich die Lava nach Ottajano zu, und verbrannte einen Wald, durch den sie floß; jedoch erreichte sie, trotz aller ihrer Schnelligkeit, die Weinberge und das übrige bebaute Land nicht. Um 5 Uhr endlich konnte man deutlich sehen, wie die Lava, die zuerst an der Südseite ausgebrochen war, die See erreichte, und sich in dieselbe zu ergiessen anfieng, nachdem sie den größten Theil der Stadt Torre del Greco zerstöhrt hatte. Es fiel eine schwarze, grobe, sich rauh wie Seesand anfühlende Asche, da die, welche einige Tage darauf, sowohl da als in Neapel, fiel, lichtgrau war, und sich zart, wie Spaniol oder gepülverte Chinarinde, anfühlte. Obgleich keine Wolke damals am Himmel war, so fielen doch

mit der Asche große Regentropfen von salzigem Geschmack, und die gepflasterte Heerstraße war so naß, wie nach einem großen Regen. Professor Emanuel Scotti, zu Neapel, der über diesen Ausbruch geschrieben hat, schreibt dieses Wasser einer Verbrennung von entzündbarer Luft mit dephlogistisirter zu. Die Breite der Lava, die Torre del Greco zerstörte, betrug nach den Messungen des Herzogs della Torre, da wo sie in die See floß, 1204 englische Fuß; über die Oberfläche der See ragte sie 12 Fuß hervor, und eben so tief erstreckte sie sich unter derselben; in die See hinaus reichte sie 626 Fuß. Wenn man also alle diese Dimensionen überall gleich groß annehmen kann, so sind, bloß in die See allein, über 18 Millionen Cubikfuß Lava geflossen. Und was ist diese Kleinigkeit gegen die übrige Masse, die an der Seite des Berges hinauf erstarrte, und die Häuser und Straßen von Torre del Greco mit ihrem Guß einpanzerte. Zwei Tage nach dieser Ergiessung fand Sir William Hamilton, auf 300 Fuß von jenem neugegossenen Vorgebirge ab, die See noch rauchend und wie in einem Kessel kochend; das Pech, womit der Boden seines Boots belegt war, schmolz und schwamm umher; das Boot selbst fieng an leck zu werden, und sie mußten eiligst das Ufer zu erreichen suchen,

um nicht zu ſinken. Als die Lava zuerſt in die See trat, trieb ſie das Waſſer zu einer ungeheuern Höhe auf, hauptſächlich aus einem Becken, welches zwei ſich vereinigende Arme von Lava zwiſchen ſie formirt hatten. Hier flog das Waſſer mit großer Gewalt und einem lauten Knall auf. Eine Menge geſottener Fiſche trieb umher, und mehrere Tage hintereinander während des Ausbruchs war auf eine halbe deutſche Meile vom Ufer kein Fiſch zu finden; auch fanden die Taucher alle Schaalenthiere am Boden der See auf eine große Strecke hinaus abgeſtorben.

Am 18ten Junii, da der Wind einige Augenblicke den Gipfel des Veſuvs von dem Rauche ſäuberte, der ihn eingehüllt hatte, bemerkte man deutlich, daß ein großer Theil ſeines Craters nach Neapel zu eingeſtürzt war. Vermuthlich geſchah dieſes am Morgen dieſes Tages um 4 Uhr, da man einen heftigen Stoß von Erdbeben zu Reſina und andern Orten am Fuße des Berges verſpürte. Nun eröffnete ſich ein Schauſpiel, das an Größe und Majeſtät alles überſteigt. Aus der erweiterten Oeffnung, die nicht viel weniger als zwei engliſche Meilen (ungefähr 10000 Fuß) im Umfange betragen konnte, arbeiteten und thürmten ſich Rauch und Aſche in Wolken auf Wolken immer höher und höher, dicht und finſter hinauf,

bis endlich eine Wolkensäule da stand, deren Höhe Sir William Hamilton auf 25 Meilen schätzte, also, die englische Meile nur zu 5000 Fuß gerechnet (sie beträgt eigentlich 5280), 125000 Fuß *). Der Vesuv, ihr Säulenstuhl, der selbst über 3600 Fuß über die See erhaben ist, schien ein Maulwurfshaufen dagegen. In dieser ungeheuren Wolkenmasse fuhren beständig Blitze hin und her, wahrhafte Wetterstrahlen, nur größer als die von gewöhnlichen Gewittern; also ganz

*) Obgleich diese Messung Sir Williams nur ganz obenhin angestellt ist, indem er die Distanz der äußersten Spitze der Säule vom Crater des Vesuvs mit der der Insel Caprea nach dem Augenmaße verglich: so erhält doch das Ausserordentliche des Resultats hinlängliche Glaubwürdigkeit durch die Messung des Abbé Braccini, der im Jahre 1661 bei dem diesem so ähnlichen Ausbruche die Elevation einer ähnlichen Säule mit dem Quadranten maß, und daraus ihre Höhe zu 30 Meilen berechnete. Im englischen Text steht durchaus das Wort mile ohne nähere Bestimmung. Da aber die englische und italienische Meile sich wie 10: 11⅓ verhalten, und eine von beiden gewiß verstanden wird, so hat die Zweideutigkeit auf den eigentlichen Zweck dieser Schlüsse keinen Einfluß.

wie sie der jüngere Plinius in seinen berühmten Briefen an Tacitus beschreibt, Fulguribus et similes et majores. Die ganze Säule war Ein Donnerwetter. Das Haus des Marquis von Berio zu St. Jorio, wurde von einem dieser Blitze getroffen, und Fenster und Thüren eben so davon zersplittert, wie von nichtvulkanischen Wetterstrahlen; auch ließ er eben den Schwefelgeruch zurück. Einmahl schien sich die Wolke gegen Neapel hin zu neigen, und da dachte Sir William an das Schicksal von Herkulanum und Pompeji, das nun dieser Hauptstadt drohte. Indessen der Wind drehte sich, aber zu Somma fiel die Asche so dick, daß Menschen, die nicht in steter Bewegung blieben, Gefahr liefen, dadurch festgemauert oder begraben zu werden. Die Finsterniß war selbst am Mittage so groß, daß man sich auch bei den Lichtern und Fackeln kaum finden konnte: denn es war nicht der Schatten einer entfernten Decke, in dem man wandelte, sondern man war von der Ursache des Schattens selbst umgeben; man erfuhr da völlig was dem jüngern Plinius und seiner Mutter bei dem berichteten Ausbruche unter Titus begegnete. Wir nehmen nur noch kurz einige zerstreute merkwürdige Ereignisse zusammen.

Die reichen Weinberge von Torre del Greco,

die den bekannten Wein, Lacrima Christi, geben, und auf 3000 Morgen ausmachten, wurden zerstört; für jetzt wenigstens.

Die gefallene Asche aber ist so fruchtbar, daß Erbsen, die man in einem Tellervoll dieser Asche säete, schon am dritten Tage keimten, und fernerhin besser fortwuchsen, als sonst im fruchtbarsten Boden.

Die Asche, die am dritten Tage der Eruption fiel, leuchtete im Dunkeln so, daß die Segel und Hüte der Matrosen, auf die sie fiel, phosphoreſcirten.

Bei der offenbar äusserst electrischen Luft zeigten sich Wirbelwinde in Form von Wasserhosen, die die Asche aufhoben und fortführten. In der Nähe von ihnen hörte man ein seltsames Getöse.

Die Bewegungen des Berges schienen Fieber-Paroxismen ähnlich, wie man auch schon bei andern Ausbrüchen bemerkt hat. Sie hielten eine gewisse Periode, und waren immer am heftigsten bei Tages-Anbruch, um Mittag und um Mitternacht.

Von der Menge der Asche, die zu Somma fiel, giebt folgende Erfahrung des Abbé Tata einen Begriff. Er nahm von einem Feigenbaume, der noch stehen geblieben war, einen kleinen Zweig ab, der nicht mehr als drei Blätter und zwei unreiſe

reife Feigen hatte, wog ihn, und fand sein Gewicht mit der anklebenden Asche 31 Unzen, ohne dieselbe kaum 3 Unzen.

Mit diesem Auswurfe von Asche ergossen sich ungeheure Ströme von Morast aus Asche und Wasser über die Gegend. Es ist der gemeine Glaube, daß der Vesuv diesen Morast so, wie er ist, ausspeie. Es verhält sich aber schwerlich so, sondern jene Ströme werden durch die Regengüsse aus der electrischen Wolke erzeugt. Dieses Wasser, das die gewöhnlichen Canäle nunmehr durch eine fettige Asche verstopft findet, kann weder in die Erde dringen, noch gehörig abfließen, sammelt sich daher oft zu großen Sümpfen, die endlich ihre Ufer durchbrechen und so jene Ueberschwemmungen an Orten verursachen, wo man sie am wenigsten erwarten sollte.

Ein königlicher Gärtner von Portici, der den Vesuv, sobald es einigermaßen thunlich war, bestiegen hatte, wollte den Crater ganz voll kochenden Wassers gesehen haben. Allein der Ritter Macedonio, Intendant von Portici, dachte, er könne dem Schrecken, den ein solches Gerücht über die ganze Gegend verbreiten würde, nicht besser vorbeugen, als wenn er Leute hinaufschickte, auf deren Treue und Wahrheitsliebe er sich verlassen könnte.

Demzufolge gieng Signor Giuseppe Satto mit Begleitung hinauf, und fand die Aussage des Gärtners schlechterdings ohne allen Grund. Er fand nichts als einige flüchtige Spuren Koth, den offenbar der Regen an verschiedenen Stellen des Craters zusammengespült hatte.

Die Lipariſchen Inſeln.

Die Lipariſchen Inſeln liegen ein wenig nordwärts von Sicilien. Sie führten ehedem den Namen der Aeolſchen: man glaubte, wegen der schrecklichen Stürme, die zuweilen von ihnen ausgehen, daß Aeolus die Winde in ihnen verschloſſen habe.

Die Inſel Vulkano hat, von der Weſtſeite angeſehen, die Geſtalt eines abgekürzten Kegels. Die Fläche des Schnitts hat im Durchmeſſer etwas mehr, als die Hälfte des Durchmeſſers der Grundfläche. Sein Abhang iſt daher ſehr ſteil, auch iſt er von vielen Graben durchſchnitten.

Ich ließ mich, ſagt de Lüc, von einem unſrer Schiffer, der ein Liparote war, auf den Vulkan führen. Nachdem wir eine halbe Stunde geſtiegen waren, kamen wir in eine enge Schlucht,

welche mit dem untern Theile des Craters zusammenhieng. Diese war ganz mit Schwefeldampf angefüllt, welchen der Wind dahin getrieben hatte. Mein Führer gab mir stammelnd zu verstehen, daß wir ohne Gefahr nicht weiter kommen könnten, weil uns der Dampf beide ersticken würde. Bei mir aber behielt die Neugierde die Oberhand; ich gab ihm ein Zeichen umzukehren, hielt den Athem an mich, und lief, so schnell ich konnte, durch den Dampf hindurch, welcher aufhörte, sobald ich in den Crater eintrat. Dieser bestand aus einer großen ovalen Pläne, welche ich sogleich, jedoch nicht ohne Furcht, durchlief, weil ich aus dem Schall meiner Tritte, und aus dem Winde, der aus verschiedenen Oeffnungen in derselben hervordrang, schließen konnte, daß der Boden nicht fest sey. Der kleinere Durchmesser dieser Pläne hält 5 — 600, der größere 8 — 900 Schritt. Sie ist ringsum mit steil angehäuften vulkanischen Materien umgeben, deren Höhe gegen Süden und Osten 150 — 200 Schuhe beträgt. Dem Eingange in den Crater gegenüber befindet sich an der Stelle, wo der Umschluß desselben am höchsten ist, die Oeffnung, aus welcher der stärkste Rauch aufsteigt. Sie besteht aus einem Trichter, der ungefähr 60 Schritt im Umfange hat, aus welchem eine 15 — [illegible] Schuh dicke Säule von

BIBLIOTHÈQUE DE LA VILLE LYON *1893*

Rauch aufsteigt, die man schon vom Meere aus deutlich unterscheiden kann. Man hört dabei ein Geräusch wie von kochendem Wasser.

Ich kam nunmehr wieder in den östlichen Theil der Pläne zurück, wo der vom Winde zerstreute Schwefeldampf Alles verhüllte, so daß ich nicht sehen konnte, woher dieser Dampf seinen Ursprung nahm. Indem ich diesen Ort zu entdecken suchte, hörte ich das Geräusch eines heftigen Windes, der aus irgend einer Oeffnung zu kommen schien. Ich glaubte, diese an dem vom Dampfe verhüllten Orte zu finden, und gieng weiter, als ich sie auf einmal ungefähr 3 Schritt weit von mir entdeckte. Hier erschrak ich über die Gefahr, der ich mich ausgesetzt hatte. Die Oeffnung bestand aus einem 5 bis 6 Zoll breiten Loche, in einem etwa $2\frac{1}{2}$ Schuh tiefen Trichter, woraus die Luft so heftig, als aus dem Blasebalge in einer Schmiedeesse, hervordrang. Ich warf einige Stücke Lava hinein, welche das Loch vergrößerten, wodurch die Heftigkeit des Windes ein wenig geschwächt ward. Von der hineingeworfenen Lava hörte ich, sobald sie durchgefallen war, nicht das Geringste mehr. Diese Entdeckung zeigte mir, wie dünn das Gewölbe sey, auf dem ich gieng; ich beschleunigte daher meine Rückkehr, traf meinen Führer, der mich erwartet

hatte, wieder an, und stieg mit ihm ans Meer hinab.

Der alle sieben Minuten Feuer und Steine auswerfende Vulkan auf Stromboli.

Regellosigkeit ist gewöhnlich eine Haupteigenschaft der Vulkane. Aber so wie allenthalben Ausnahmen statt finden, so auch hier bei dem merkwürdigen Vulkan auf der Insel Stromboli, der seine Stein- und Feuerladungen regelmäßig alle sieben Minuten von sich giebt. Die ganze Insel Stromboli endigt sich in einem Berge mit zwei Spitzen, an dessen nordwestlichen Seite der Crater des Vulkans nicht auf der Spitze, sondern in der Hälfte der Höhe des Berges liegt. Dieser Berg ist etwa tausend Schritt hoch, und an seiner nordöstlichen Seite bis zum Drittel seiner Höhe mit Weingärten bedeckt; weiter hinauf ist er öde, und mit löcherichten Steinen und Schlacken bestreut.

Auf dem Gipfel der höchsten Spitze sieht man über den Feuerschlund hin, man entdeckt sein Inneres ganz, und sieht ihn unter seinen Füßen sich von seinen Auswürfen entbinden. An mehreren

Orten des Gipfels dringt der Dampf aus kleinen, etwa einen Zoll weiten Oeffnungen des Berges hervor; ein Zeichen, daß der Berg aus einer Anhäufung leichter Brocken besteht, durch welche hin und wieder der Rauch zu dringen vermag. Als sich de Dolomieu zu Schiffe der Insel näherte, sahe er die ganze Nacht hindurch richtig alle sieben bis acht Minuten den Auswurf von glühenden Steinen über hundert Fuß himmelan fliegen, jedesmal in Begleitung eines dumpfen Knalles, vor welchem eine röthlich auflodernde Flamme vorher ging, die mit den theatralischen Kampfer- und Weingeistentzündungen viel Aehnliches hatte.

Die ausgeworfenen Steine glüheten hellroth und sprühend, und gaben ein prächtigeres Schauspiel als das herrlichste Feuerwerk. Vom höchsten Gipfel des Berges sahe nach seiner Ankunft de Dolomieu den regelmäßigen Auswürfen des Craters zu, der jetzt unter seinen Füßen lag, kaum funfzig Schritt im Durchmesser hielt, und richtig alle sieben bis acht Minuten seinen Auswurf hervorstieß, zu Anfang nicht ohne Schrecken unsers Zuschauers, bis er endlich sah, daß wol noch hundert Fuß fehlten, wenn ihn der Auswurf erreichen sollte. Eben die lodernde Flamme, die des Nachts bei jedem Auswurfe erschien, sahe jetzt bei Tage aus wie ein weißer Dampf, der sich so

schnell in die Luft verstreute, als wenn er von ihr verschlungen würde. Ein wahres Kennzeichen des Schwefeldampfes, wie man es über Schwefelkammern sehen kann, wenn wollene Zeuge geschwefelt werden, damit sie den gehörigen Grad der Weiße bekommen.

Die ausgeworfenen Steine sahen am Tage schwarz aus, fuhren in verschiedenen Richtungen, und fielen zurück in den Crater, bis sie der Vulkan zuletzt zu Asche zermalmte, und nach und nach statt ihrer andere aus seinem Schlunde hervorwarf. Uebrigens war das Getöse bei jedem Auswurfe nicht sehr stark, und desto unvermutheter erschien jeder Auswurf.

Wahrscheinlich war Stromboli anfänglich ein wahrer Vulkan, der Steine zu Lava und Schlacken schmolz, wovon die Ueberbleibsel noch im Vorrathe vor Augen liegen. Nach und nach verminderte sich sein Vorrath von brennbaren Stoffen, der Crater stürzte zusammen, und wurde von verglaseten Felsen, von Asche und Brocken, von Lava und Schlacken verschüttet. Ein Ueberrest von Schwefelkiesen und Steinkohlen glimmt noch jetzt in der Tiefe, und entwickelt ohne Unterlaß elastische schwefelichte Dämpfe. Diese Dämpfe brechen durch die Länge des Weges, den sie durchkriechen müssen, etwas abgekühlt hier und da aus

kleinen Oeffnungen zwiſchen den Brocken als weiſſer Rauch hervor. Aber dieſe Oeffnungen ſind nicht groß genug, um alle Schwefeldämpfe abzuleiten, die ſich aus den noch übrigen entzündbaren Stoffen in die Tiefe raſtlos entwickeln. Dieſe häufen ſich daher im Schlunde des Berges an, und werden endlich ſo mächtig, daß ſie an dem Orte, wo die Laſt von aufliegenden Brocken am dünnſten iſt, durchzubrechen vermögen. Sie heben die Trümmern von Fels und Schlacken, öffnen ſich eine Spalte und fahren hindurch; entzündet, weil ſie unmittelbar vom glühenden Feuerheerde kommen, erſcheinen ſie als Schwefelflamme bei Nacht, und als ein weißer Dampf bei Tage, weil Schwefelflamme, wie die Erfahrung lehrt, zu dünne iſt, um bei Tage ſichtbar zu ſeyn. Sieben Minuten ſind allezeit nöthig, ehe ſich die Dünſte ſo ſehr anhäufen und verſtärken können, daß ſie einen Durchbruch zu machen vermögen, der jederzeit von einem dumpfen Knalle begleitet wird. Daher entſteht dieſe Exploſion richtig alle ſieben Minuten.

Die Urſach, daß der Knall, wie man denken ſollte, nicht lauter gehört wird; iſt die: daß erſtlich die Dünſte nicht viel Widerſtand von den aufliegenden Brocken zu überwinden haben, und dennoch ſtark genug ſeyn können, um eine verhältnißmäßig geringe Laſt, nicht ſchwerer glühen-

der Steine, funfzig Schritt mit sich aufwärts gen Himmel zu führen. Zweitens ereignet sich dieser Knall am stärksten in der Tiefe, zwischen unelastischer Asche, wo er gestümpft wird und nur halbe Wirkung leisten kann. Und drittens hat dieser Vulkan nicht Kraft genug, um eine Erschütterung in einem so tiefen Tone zu geben, die rasch genug wäre, um nicht als dumpfiger Ton, sondern als lauter Knall hörbar zu seyn. Auch scheint mir, aller Einwürfe ungeachtet, dieser Knall, nach Verhältniß der Wirkung, die die Losplatzung auf die auffahrenden Steine thut, stark genug zu seyn, da ihn de Dolomieu in der Nacht vom Schiffe aus hören konnte. Wenn man diesen Knall endlich mit dem vergleicht, welchen der Vesuv hervorbringt, wenn er Steine von vielen Pfunden Meilen weit wegschleudert: so wird man ihn für einen Auswurf von kleinen Steinen, die nur funfzig Ellen hoch fliegen, laut genug finden. Daß ferner die ausgeworfenen Steine glühen, wie man des Nachts sieht, wird bei einer solchen Menge entzündeter Dünste, die im Innern beständig wirksam sind, nicht schwer zu begreifen seyn. Und so wäre denn das wunderbare Schauspiel des Stromboli so gut erklärt, als ein Zuschauer, der nicht hinter die Kulissen des Theaters sehen kann, dieß zu thun im Stande ist.

Ein Luft-Vulkan Siciliens.

Zwiſchen Arragona und Girgenti in Sicilien, liegt ein Berg von thonigter Art, Macaluba genannt. Sein Anſehn gleicht, wie die Geſtalt vulkaniſcher Berge, einem abgeſtumpften Kegel. Auf ſeinem Gipfel, der 150 Fuß über das umliegende Thal erhaben iſt, findet man eine kleine Ebene von einer kleinen halben Viertelſtunde im Umfange, und auf dieſer Ebene lauter kleine Kegel mit abgeſtumpfter Spitze, wovon der größte kaum viertehalb Fuß in der Höhe hält. Jeder hat, wie ein kleiner Veſuv, ſeinen Trichter, und alle zuſammen ſtehen auf einer thonigten Rinde, womit der Berg bedeckt iſt.

Alle Augenblick hebt ſich aus dem Trichter eines ſolchen kleinen Berges ein grauer feuchter Thon, der wie eine aufgetriebene Blaſe bis an den Rand des Trichters ſteigt, ſodann ſich in Geſtalt einer Halbkugel darüber hebt, und eine Luftblaſe ausfahren läßt, die die Urſach der ganzen Bewegung war.

Dieſe Blaſe zerplatzt mit einem Geräuſche, als wenn man den Kork aus einer Flaſche zieht, und wirft den Thon, womit ſie überzogen war, über den Rand des Trichters hin, da er dann an der Seite als Lava herabfließt. Wenn die Luft-

blase ihre Ausfahrt gehalten hat, so fällt der übrige Thon auf den Boden des Craters zurück, und nimmt die vorige Gestalt von neuem an, bis eine andere Luftblase das Spiel abermals endigt. Es ist also hier ein beständiges Steigen und Fallen, das bald schneller bald langsamer aufeinander folgt; die gewöhnliche Zwischenzeit beträgt etwa 2 bis 3 Minuten.

Will man die Luftblasenerscheinung schneller haben, so darf man nur auf die Thonrinde, worauf man steht, einige Stöße thun, dann zaudert sie nicht lange.

Steckt man einen Stock in den Boden eines solchen Trichters, so wird er durch wiederhohlte Stöße herausgehoben. Wirft man trockene Thonstücke in die Oeffnung der größten von diesen Trichtern, so werden sie verschlungen, ohne daß der Trichter ausgefüllt wird. Nur die Oeffnung desselben wird dadurch etwas erweitert.

Solcher kleiner Hügel, wovon einige inwendig feucht sind und Luft ausblasen, andere trocken und keine Luft ausblasen, giebt es auf hundert, die sich täglich verändern. Außerdem giebt es auch Löcher in dem Boden von 1 bis 2 Zoll im Durchmesser, worinn ein trübes salziges Wasser steht, aus welchem beständig Luftblasen wie aus kochendem Wasser fahren.

Dies ist der Zustand des Berges in der trocknen Sommerzeit. Aber zur Regenzeit ändert er sich. Der Thon, der die Oberfläche des Gipfels macht, wird erweicht, die kleinen Kegel lösen sich auf, sinken nieder, und werden dem Boden gleich. Man bemerkt alsdann nichts, als einen mit flüssigem Thone angefüllten, ungeheuern Schlund, dessen Tiefe man nicht weiß, und dem man sich ohne die größte Gefahr nicht nähern darf.

Ein anhaltendes Aufwallen zeigt sich auf der Oberfläche; die Luft, die ausfährt, hat keinen bestimmten Ort zur Ausfahrt, sondern dringt aller Orten ohne Unterschied durch.

Alle diese Erscheinungen gebiert der Berg, wenn er in seinem ruhigen Zustande ist. Aber zuweilen wird er wilder, und die Erscheinungen werden fürchterlicher. Er fängt an aufzubrausen, und die Erde erbebt etliche Meilen weit. Unterirdischer Donner brüllt, und nach einem Kampfe von etlichen Tagen, der sich immer verstärkt, erfolgt endlich unter großem Getöse ein Auswurf von Erde, Schlamm und erweichtem Tone, der oft bis zu einer großen Höhe in die Luft gesprengt wird. Drei- bis viermal binnen 24 Stunden ereignet sich ein solcher Auswurf, wobei sich weit umher ein Schwefelgeruch und ein Dampf verbreitet. Endlich hören alle diese Erscheinungen

auf, und der Berg kehrt zu seiner alten Ruhe zurück. Oft verfließen viele Jahre, ehe sie sich wieder ereignen; oft aber erfolgen sie zwei Jahre hintereinander, oder auch in drei Jahren zweimal, wie in den Jahren 1777 und 1779. Hier ist eine Nachricht von dem Ausbruche im Jahre 1777 von einem Augenzeugen erzählt:

Den 30sten September dieses Jahres hörte man, eine halbe Stunde nach Aufgang der Sonne, ein dumpfes Getöse; es wurde immer heftiger, und übertraf zuletzt den lautesten Donner. Die umliegende Gegend erbebte und riß Spalten auf, die man noch jetzt sieht. Der Hauptschlund, aus dem gemeiniglich Schlamm und trübes Wasser geworfen wird, erweiterte sich auf fast fünf Ellen im Durchschnitt, und eine Art von Dampfwolke stieg aus dem Schlunde, und erreichte in wenig Augenblicken die Höhe von 40 Ellen. Hin und wieder bemerkte man im Auswurfe lichte Streifen, die aber wahrscheinlich nur Scheinflammen waren; denn der Auswurf bestand aus sehr dünnem Thone und Stücken Schlamm, die beim Niederfallen sich über die Erde gleich ausbreiteten.

Ein großer Theil fiel in den Schlund wieder zurück, woher er gekommen war. Der Auswurf dauerte eine Viertelstunde; dreimal kam er wie-

der, und zwar jedesmal nach Verlauf von einer Viertelstunde.

Während der Zeit bemerkte man unter der Erde eine Bewegung und ein Umtreiben größrer Massen, und in einer Weite von drei Meilen hörte man ein Getöse gleich dem tobenden Meere. Jedermann wähnte, der jüngste Tag breche herein, und jeder glaubte, er wäre bestimmt, seinen letzten Seufzer in dem Schlamme auszuhauchen, womit der Hauptschlund ohne Unterlaß die umliegende Gegend überschwemmte. Das Erdreich umher ward durch diesen Schlamm auf drei Ellen höher, und alle benachbarten Thäler wurden damit angefüllt. Obgleich der Thon am Tage des Auswurfs sehr weich und flüssig war, so hatte er doch schon am folgenden Tage seine gewöhnliche Härte, so daß man darüber hingehen, und den in der Mitte befindlichen Hauptschlund beobachten konnte. Endlich legte sich das Wüthen des Berges, aber ein unterirdisches Getöse murmelte noch lange in der Tiefe, und ließ einen neuen Ausbruch befürchten.

Einige haben geglaubt, ein unterirdisches Feuer bringe alle diese vulkanischen Erscheinungen unmittelbar hervor; aber der äußerliche Anschein widerspricht dieser Meinung geradezu. Herr de Dolomieu steckte seinen bloßen Arm in einen von die-

ſen kleinen Vulkanen, und fand ihn inwendig ziemlich kalt, ſo wie auch die herausfahrende Luft nicht warm war. Indeſſen kann doch dieſes Aufwallen des Thones mittelbar von einer durch dergleichen Feuer entwickelten Luft bewirkt werden. In der Nachbarſchaft des Macaluba befinden ſich bis auf eine halbe italieniſche Meile noch mehr dergleichen kleine Luftvulkane. Ihre Wirkung iſt jedoch verhältnißmäßig ſchwächer. Sie ſind daher auch keinen ſo heftigen Ausbrüchen unterworfen als Macaluba. Man nennt ſie Macalubette.

Der aufbrauſende See in Val di Noto.

Dieſer kleine ſehr merkwürdige See, 2 Meilen weſtwärts von der Stadt Palagonia, oder eine Meile von Minco gelegen, iſt von alten vulkaniſchen Bergen umringt, und verbreitet ſich über eine, gegen die Mitte zu etwas abgeſenkte, kleine Ebene. Dieſe Ebene iſt mit einem Halbzirkel von ſteilen Felſen umgeben, wodurch ſie gerade das Anſehn eines zerfallenen vulkaniſchen Craters von ungeheurer Größe bekömmt. In ihrer Mitte, und gleichſam wie in der Mitte eines ungeheuern, an einer Seite gebrochenen, Trichters, liegt der See,

der nicht beständig gleich tief, und also auch nicht beständig gleich breit ist; zur Winterzeit mag er etwa sechszig bis siebzig Klafter breit, und zehn Klafter tief seyn; im Sommer hingegen, bei grosser Dürre, vertrocknet er öfters gänzlich. Aber das Wasser verdünstet nicht blos, sondern verliert sich auch zum Theil und unter gewissen Umständen in den unterirdischen Schluften. Zu der Jahreszeit, wo ihn de Dolomieu sah, nämlich im Mai, bildete er ein Oval, das etwa dreißig Klafter lang, zwanzig breit, und fünf bis sechs Klafter tief war. Er roch stark nach Asphalt, und zwar schon in einer beträchtlichen Entfernung. Die Farbe des Wassers war grünlich, widrig und ekelhaft. Oefters soll dieß Wasser, wie man ihm sagte, ganz laulicht seyn, aber zu der Zeit, da ers untersuchte, hatte es gerade die Temperatur der Atmosphäre. An verschiedenen Stellen bemerkte man ein heftiges und anhaltendes Aufsprudeln des Wassers, und dies ganz besonders gegen die Mitte des Sees. Und eben da ist es, wo das Sprudeln nach ungleichen Zwischenzeiten sich immer erneuert. Das Wasser erhebt sich, und springt dann bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß auf, setzt sich hierauf wieder, um nach einer Zwischenzeit (gemeiniglich 5 bis 6 Minuten) von Neuem aufzusprudeln. Es giebt Zeiten, wo dieses Aufsprudeln

deln bald ſtärker bald ſchwächer zum Vorſchein kömmt; aber niemals bemerkt man dabei ein andres Geräuſch, als das Geräuſch des bewegten Waſſers.

Wenn der See ausgetrocknet iſt, ſo kann man ſich ohne Gefahr ſeiner Mitte nähern, wo ſich verſchiedene tiefe Oeffnungen finden, aus denen ohne Unterlaß eine etwas erwärmte Luft ausfährt, die den Sand und andre Körper, womit man die Oeffnungen verſtopft, ſogleich wieder wegſtößt. — Und eben dieſe Luft oder dieſe elaſtiſchen Dünſte ſind es, die das Waſſer des Sees auf die ſchon beſchriebene Art zum Aufſprudeln zwingen. Die eigentliche Natur dieſer Dünſte konnte de Dolomieu, weil ihn das Waſſer verhinderte, nicht unterſuchen; wahrſcheinlich ſind ſie, wie andre vulkaniſche Dämpfe, von vermiſchter Art.

Der Schlamm auf dem Boden und an den Ufern hat eine ſchwarze Farbe, iſt klebricht und riecht nach Pech. Zuweilen hat man auch etwas weniges von Steinöl auf der Oberfläche des Waſſers entdeckt. Der ganze Boden der kleinen Ebene iſt eine ſchwarze, zähe, harzige, brennbare Erde. Vor einigen Jahren zündete man in dieſer Gegend einige Strohhaufen an; das Feuer ergriff das Erdreich, welches mit einer weißlichen, matten Flamme, gleich der auf dem brennenden Brun-

nen im Delphinate, einige Monate brannte, und nur mit der größten Mühe wieder gelöscht werden konnte (ein eigenthümliches Zeichen einer Flamme von Erdöl): weil das Feuer, so wie man es an einer Stelle tilgte, an einer andern wieder aufging. Seitdem hütet man sich sehr, in dieser Gegend Feuer zu machen. Aus dieser Erscheinung vermuthet de Dolomieu, die Dünste des Sees wären eine brennbare Luft; welches aber hieraus nicht nothwendig folgt. Die Naphta kann in ältern Zeiten durch vulkanisches Feuer in den Boden um den See her übergetrieben worden seyn; und die Dünste des Sees sind allem Anschein nach vulkanische Dämpfe, wie sie aus der Solfatara bei Putzuolo und bei Venosa und aus andern vulkanischen Orten, anderwärts dampfen, ein Gemenge von wässrigten Dünsten, phlogistischer und brennbarer Luft, mit Schwefel- und Erdöltheilchen vermischt und auf alle Fälle zu unrein, um an und für sich eine brennbare Luft zu geben. Aber wenn eben der See nicht ausgetrocknet ist, können sie bei ihrem Durchgange durchs Wasser an einigen Orten gereinigt genug zum Brennen zu Tage kommen; und in diesem Falle können diese Dünste, wenn der See voll Wasser ist, brennbare, und, wenn er ausgetrocknet ist, nichtbrennbare Luft seyn.

Uebrigens trägt die kleine Ebene um den See jährlich eine fruchtbare Erndte. Wenn man über diese Ebene hinreitet, so hört man einen dumpfen Schall; ein deutlicher Beweis einer unterirdischen Höhle, die eben mit einer solchen Decke überlegt ist, wie die hohlklingende Solfatara bei Putzuolo und die bei Venosa, ferner wie das Thal des Arno bei Villamagna in Toskana, wo ein Poltern entsteht, als ritte man auf einer Brücke, wenn man über den Boden dieser Oerter hinweg reitet. Alles dieses sind Anzeigen eines verfallenen vulkanischen Bechers, wovon ein Theil in den umliegenden Bergen übrig ist. Ueberhaupt, meint de Dolomieu, sey viel Aehnliches zwischen diesem See und dem vulkanischen See Agnano bei Neapel; nur daß Letzterer größer ist, und Ersterer weit heftigere und mehr sichtbare Dämpfe giebt. Auch sollen die Dünste unsers Sees den überfliegenden Vögeln tödtlich seyn; so wie man auch die Dünste des dortigen Erdreichs für erstickend hält, doch nur, wenn man sich auf den Boden nieder legt.

An den Ufern unsers Sees Palius finden sich ferner kleine Kegel von Asche und Schlacken, gerade wie zuweilen im Crater des Aetna's und des Vesuv's. Auch tragen die Berge untrügliche Spuren ihres vulkanischen Ursprungs und ho-

hen Alterthums auf sich. Noch zu den Zeiten des Diodor von Sicilien zeigte der Crater, den jetzt unser See füllt, deutliche Spuren des innern Brandes, indem uns dieser Geschichtschreiber erzählt, daß hier Feuer ausfahre, das Wasser warm sey, und man ein fürchterliches Donnern wahrnehme.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser See das Becken eines eingestürzten Vulkans sey, in welchem sich Wasser von den Gebirgen sammlet. Tief unter ihm liegen noch die alten, glimmenden, vulkanischen Trümmer von Schwefelkiesen und Steinkohlen. Hieraus entwickeln sich die elastischen Dünste, die den See in Aufwallung setzen, indem sie durch die Ritzen am Boden dringen. Und in diesen Dünsten wird zugleich aus den unterirdischen Steinkohlentrümmern das Erdöl übergetrieben, welches sich auf dem See zeigt, und den Boden umher durchdrungen hat.

Der kochende See bei Mofetta.

Der merkwürdige aufsprudelnde See bei Mofetta (dem alten Amsankt, Amsancti valles, dessen schon Virgil und Claudian gedenken),

zwiſchen Neapel und Taranto bei Frigent, liegt in einem dürren Thale, und iſt von Hügeln umgeben, auf welchen ein Eichenwald ſteht. Sein Waſſer iſt aſchgrau, die Geſtalt ſeines Beckens oval, und ſein Durchmeſſer nicht über funfzig Fuß. Er kocht an mehrern Stellen, aber in unregelmäßigen Zeitpunkten, jedesmal nach einem vorhergegangenen ziſchenden Geräuſche. Oft ſprudelt das Waſſer über Mannshöhe in ſchiefer Richtung hervor. Eine Menge Dünſte ſteigen beſtändig mit laut murmelndem Getöſe vom Waſſer aufwärts, in Begleitung eines ſo böſen erſtickenden Geruchs, daß Swinburne genöthigt wurde, auf den Wind Achtung zu geben, und, um die Erſtickung zu vermeiden, ſich hüten mußte, in den Wirkungskreis dieſes Geruchs zu kommen. Das Waſſer des Sees ſelbſt iſt geſchmack- und geruchlos. Die an den Seiten über den See hangenden Steine ſind ganz gelb, und von Schwefeldampf und Salmiak gefleckt. An den Ufern rings umher liegt ein weißer Thon, den man nach Puglia führt, um die Schaafe damit zu reiben, wenn ſie räudig ſind. Eben des Thones wegen iſt der See für hundert Ducaten verpachtet.

Alle Anzeigen dieſes Sees geben zu erkennen, daß hier eine unterirdiſche vulkaniſche Entzündung von Schwefelkieſen iſt. Der erſtickende Schwefel-

dampf, der die überhängenden Steine durch seine Säure zerfrißt, und der angelegte, in Dämpfen mitaufgeriebene Salmiak, der ebenfalls im Vesuv und andern vulkanischen Oertern anschießt, sind unleugbare Beweise der unterirdischen glimmenden Schwefelkiese. Die aus denselben entwickelten elastischen Dämpfe setzen das Wasser einmal stärker, das andremal schwächer, in aufwallende Bewegung; entweder weil sie zuweilen häufiger, als zu andrer Zeit, entwickelt werden, oder, weil sie sich vielleicht in den unterirdischen Höhlungen anhäufen, und dann, mit Gewalt durchbrechend, ein stärkeres Sprudeln des Wassers verursachen.

Die Insel-Geburt des Adriatischen Meers.

Im Jahre 1713 ereignete sich unter den vielen kleinen Inseln des Adriatischen Meers, unweit Venedig, ein großes Aufwallen. Das Meer strudelte gewaltsamer Weise in die Höhe. Es wurden Schläge gehört, welche dem Donnern vieler hundert Canonen ähnlich waren, und wovon die benachbarten Inseln, auf viele Meilen weit, wie von dem gewaltsamsten Erdbeben, heftig erschüt-

tert wurden. Endlich sah man Flammen und Rauch aus dem Meere hervorsteigen; zu gleicher Zeit aber verdoppelten sich die Schläge. Mit Flammen und Rauche wurden zugleich viele Steine und ansehnliche Felsenstücke in die Luft geworfen. Dieß geschah mit solcher Gewalt, daß sie einige Meilen weit, bis in die benachbarten Inseln, flogen. Die Bewohner derselben sahen sich demnach genöthigt, die Flucht auf andre weit entfernte Inseln zu nehmen, um ihr Leben in Sicherheit zu setzen.

Indessen dauerte dieses Wüthen eines neuentstandenen Vulkans immer fort, und länger als einen Monat. Wenn es ja zuweilen einige Tage auszuruhen schien, so fingen doch die erschrecklichen Schläge, dieß Feuerspeien und Stein- und Asche-Auswerfen, bald, gleichsam mit verdoppelter Kraft, von neuem an. Endlich wurde Alles ruhig; die Einwohner der benachbarten Inseln getrauten sich aber dennoch nicht, sobald wieder zu ihren Wohnungen zurückzukehren, sondern erst vier Wochen hernach, nachdem alles ruhig gewesen war, faßten sie hierzu Muth. Als sie wieder auf ihre Insel gekommen waren, und nach der fürchterlichen Gegend hinsahen, wo sich eine so außerordentliche Naturbegebenheit ereignet hatte, sahen sie in dieser Gegend etwas Schwarzes von einem weiten Umfange über das Meer hervorragen. Es verstrichen abermahls

verschiedene Wochen, ehe jemand den Muth faßte, sich auf einem Boot oder Kahn näher an diese Erscheinung zu wagen, und zu untersuchen, was es eigentlich sey. Endlich wagte man es; man fand, daß allenthalben Felsen über das Wasser hervorragten, die zum Theil ziemlich hoch waren. Diese Felsen machten einen Bezirk von fast einer halben Meile aus; so wie sie an vielen Inseln als die äusserste Einfassung zu sehen sind. Man wagte es endlich, an diesen Felsen auszusteigen und das Innere derselben zu betrachten; man fand in der Mitte eine große Ebene, mit schwarzem, einer Asche ähnlichem Erdreiche, welches allem Ansehen nach der Schlund oder das Aschenloch des Vulkans gewesen war. Diese Asche fing schon im folgenden Frühjahre an, mit Gras zu bewachsen, und es war also durch diese Naturbegebenheit eine neue Insel entstanden, die schon einige Jahre hernach von den Menschen eben so gut bewohnt wurde, als alle andere Inseln des Adriatischen Meers.

Es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, so geschah eine wiederhohlte Vorstellung eben dieses erstaunlichen, aber in verschiedenem Betrachte prächtigen, Schauspiels der Natur. In einer Gegend des Meers, die nur wenige Meilen von der vorigen entfernt war, ereigneten sich eben die gewalt-

samen Bewegungen des Meers, eben die fürchterlichen Schläge, wovor die Natur zu erzittern schien, eben das Hervorbrechen des Feuers aus dem Meere, eben dieses fürchterliche Stein-, Schlacken- und Ascheauswerfen, das sich viele Meilen rund umher erstreckte, und die Dauer dieses Schauspiels war gleichfalls länger als von einem Monat. Kurz, die Natur schien weiter nichts zu thun, als eben das vorige Schauspiel noch einmal aufzuführen, wenn etwa die Menschen auf die erste Vorstellung nicht aufmerksam genug gewesen wären. Es entstand hieraus eine neue Insel; und es verflossen nicht zwei Jahre, so wurde sie wie die vorige von Menschen bewohnt.

Die Inseln sind nichts anders als Berge in dem Grunde des Meeres. Hier ist also unser Jahrhundert Augenzeuge von der Geburt zweier Berge gewesen. Niemand kann wol den geringsten Zweifel aufwerfen, daß nicht das Feuer die unterirdische Gewalt gewesen sey, welche diese Berge empor getrieben hat. Man müßte die Augen vorsetzlich vor der Wahrheit verschließen wollen, wenn man darauf verfallen wollte, daß irgend eine brennbare Materie, die sich in der Erde unter dem Grunde des Meeres entzündet habe, die Ursache von einer so erstaunlichen Wirkung gewesen sey, wie dergleichen brennbare Materie die

wirkende Urſach von kleinen Erdbeben ſeyn kann. Man mag ſich ein Flötz, ein Stockwerk von dergleichen Materie, ſo mächtig und ſo weit erſtreckend vorſtellen, als man will; kann man ſich wol vorſtellen, daß das Feuer deſſelben mächtig und wirkſam genug geweſen ſeyn würde, alles Waſſer des Meers zu überwältigen, und, ungeachtet der Gegenwirkung des Waſſers, dennoch dieſen Berg in dem Meers-Grunde bis auf die Oberfläche empor zu treiben? würde nicht vielmehr das Meerwaſſer, ſo groß und mächtig auch das brennende Flötz oder Stockwerk geweſen wäre, ſobald ſich das Feuer durch Ritzen und Spalten bis zu dem Meerwaſſer Luft gemacht hätte, alles Feuer gar bald verlöſcht und vertilgt haben?

Nichts, als die unausſprechliche Gewalt des in dem Mittelpunkte der Erde befindlichen groſſen Feuers, war vermögend, alle Gegenwirkung des ganzen Meerwaſſers zu beſiegen, und ſich auch durch das Waſſer bis über die Oberfläche deſſelben Luft zu verſchaffen.

8.

Ungarn.

Der unterirdische Strom, den man im Felsengange eines Stollen rauschen hört.

Das Wasser unter der Erde scheint oft seinen eignen Strom und Zusammenhang zu haben; und bildet daselbst gewiß Seen, die nicht weniger groß sind als die über der Erde. In den Berggruben zu Schemnitz in Ungarn, welche die allergrößte Tiefe erlangt haben, die jemahls Bergwerke auf der Erde erreicht haben können, indem sie bis vierhundert Lachter tief sind, woran man schon seit vierzehnhundert Jahren ununterbrochen arbeitet, hört man in einem Stollen, der weit in den Felsen getrieben ist, sehr deutlich das Vorbeirauschen eines starken Wasserstroms, der von der Seite des Stollens kaum einen Fuß dick entfernt zu seyn scheint, so daß, wenn man diese dünne Scheidewand aus Versehen durchgearbeitet hätte, alle Gruben des Schemnitzer Bergwerks ohne Rettung unter Wasser gesetzt worden wären.

Dünſte in der Erde, welche ſich entzünden.

Als man in dem Salzbergwerke Sowar im Begriff war, die alte, in dem Joſephsſchachte befindliche, und ſeit dreißig Jahren verwahrloſete Grube, Eliſabeth Sinken genannt, wieder in Stand zu ſetzen und zu dem Ende die Salzſohle auszuſchöpfen begann, ſo wurde man einen Stollengang gewahr, und gab dem Hüttmanne nebſt zwei Arbeitern den Auftrag, ſelbigen zu unterſuchen. Der Hüttmann ging voran und ward über ſeinem Kopfe eine ſenkrecht in den Berg gehende Oeffnung gewahr. Er hob ſein Grubenlicht in die Höhe, um ſie zu beleuchten, und genauer zu betrachten. In dieſem Augenblicke entzündete ſich plötzlich die Luft, ſchlug mit großer Wuth auf ſechszig Ellen hoch zum Schachte hinaus, in welchem man die Eimer hinauf wand, verbrannte dem Hüttmanne Geſicht, Hände und Füße, und ſchlug ihn zu Boden. Die beiden Arbeiter waren vor Schrecken zur Erde gefallen, und die Flamme ſtrich über ſie hinweg, ohne ſie zu verletzen.

Nach drei Tagen ſuchte man dieſe feuerſpeiende Gegend mit einer brennenden Laterne genauer zu durchforſchen; aber hier entzündete ſich dennoch die Luft aufs neue, ſchlug mit Flammen

zum Schachte hinaus, und Niemand wagte sich weiter hinab.

Brennendes Quellwasser.

Vier Meilen von Herrmannstadt entspringt am Fuße eines Weinberges eine Quelle, die ungefähr eine Elle breit und anderthalb Ellen tief ist. Das Wasser ist schwärzlich, trübe, und springt eine Spanne hoch in die Höhe, als wenn es siedete; doch ist es immer kalt und tritt niemals über sein Behältniß. Wenn man in einer Entfernung von einer Hand breit Feuer an die Oberfläche des Wassers bringt, so geräth es schleunig in Entzündung, brennt wie Weingeist, mit einer Flamme von drei Fuß hoch, und zündet Holz und andre verbrennliche Körper an. Wenn die Quelle einmal in Brand gerathen ist, so brennt sie sehr lange fort, und läßt sich nur durch hineingeworfene Erde auslöschen. Sie hat, wie die Schwefelwasser, einen etwas säuerlichen Geschmack. Die Flamme darauf aber ist ohne Geruch. Wasser aus der Quelle geschöpft, brennt nicht. — Die Materie im Grunde der Quelle brennt so wenig, als die Erde um dieselbe. Es ist kein Moos, noch

ſonſt ein Gewächs darinn anzutreffen. — Der Weinberg hat eine ſandige Erde, der darauf wachſende Wein iſt von andern nicht verſchieden. So viel man weiß, trinkt kein Menſch oder Thier dieſes Waſſer, da es wegen des beſtändigen Aufwallens immer trübe iſt.

9.

Gallizien.

Die Salzwerke von Wieliczka.

Unter allen Salzvorräthen der Erde iſt vielleicht keiner ſo groß als die ungeheure Salzmaſſe in den im Jahr 1782 bei Grabung eines Brunnens zufällig entdeckten Salzwerken von Wieliczka eine Meile von Cracau.

Die ganze Gegend längſt den Karpathiſchen Gebirgen ſcheint einen ungeheuern Vorrath von Salz zu enthalten. Dieß zeigen nicht nur die Menge von Salzbrunnen, die längſt dem Fuße der Karpathiſchen Gebirge, vom Sanfluß bis an die Czeremuz, welche Pokuzien von der Moldau trennt, ſich finden, ſondern es zei-

gen es noch auſſerdem verſchiedene andre Kennzeichen, die ſich auf phyſiſch-mineralogiſche Beobachtungen gründen. Man geſteht dieſem ungeheuern Salzſtocke, der ſich ununterbrochen von der Wallachei und Moldau her auf beiden Seiten der Karpathiſchen Gebirge, bis Ungarn, Gallizien und Schleſien verbreitet, eine Länge von hundert Meilen zu. Die Breite deſſelben mag immer zehn bis zwölf Meilen ſeyn. Das Salz, welches in den Salzbergen der Wallachei und Moldau ſowohl als in Siebenbürgen gebrochen wird, iſt von der nämlichen Art, wie das Salz zu Wieliczka und Bochnia; ein Beweis des gemeinſchaftlichen Urſprungs aus einerlei Quelle. Wieliczka iſt unter allen dieſen Salzgruben die größte. Bochnia, vier Meilen davon gegen Morgen, und die übrigen kleinern Werke, ſind alle weit unbeträchtlicher.

Die Stadt Wieliczka liegt in einem Thale, das von ziemlich hohen Thon- und Sandbergen, wie von einem Amphitheater umgeben iſt, und nur auf der einen Seite zum Abfluß des Waſſers eine niedre Schluft hat. Die Salzwerke fangen ſich oberhalb der Stadt, einige hundert Schritt gegen Morgen, unter der Erde an, gehen unter der Stadt fort, und erſtrecken ſich auf der Abendſeite derſelben noch etwa tauſend Schritt weit, ſo

daß die Stadt nicht nur fast untergraben ist, sondern die Höhle unter derselben sogar einen größern Umfang einnimmt, als die darauf stehende Stadt über der Erde selbst. Bis jetzt erstrecken sich diese Salzwerke in die Länge, von Morgen gegen Abend, etwa auf 650 Berglachter (zu 5 Ellen) oder auf 3250 Dresdner Ellen. Ihre Breite, von Mittag gegen Mitternacht, ist ungefähr 230 Lachter oder 1150 Ellen, und ihre größte Tiefe 100 bis 130 Lachter, oder 500 bis 650 Ellen. Seit langen Zeiten hat man keinen neuen Schacht oben vom Tage hineingebrochen; indessen zeigen ältere Schachte und Erfahrungen, daß die Erdschichten vom Tage hinein bis auf die Salzmasse in folgender Ordnung übereinander liegen:

1) Die obere Dammerde. 2) Thon. 3) Ein zarter, nasser, laufender Sand, welcher den Bau sehr schmierig macht. 4) Derber schwarzer Letten. 5) Ein weißgraues Gebirg oder Stein, unter welchem unmittelbar das Salz liegt.

Der durch diese Erdschichten gegrabenen Schachte, deren man sich bedient, um in die Grube zu steigen, und das Salz zu Tage (über die Erde) zu schaffen, sind zehn, welche von Morgen gegen Abend folgendergestalt hintereinander liegen: 1) Buzenia. 2) Lois. 3) Bozawola. 4) Regis. 5) Gorska. 6) Danielowiec. 7) Janina.

nina. 8) Seraph. 9) Wodna Gor. 10) Lezno.

Aus den sieben ersten Schachten werden Salzlasten herauf, und Pferde, Hafer, Heu, Holz, Stroh und dergleichen, auch wol Menschen, an Seilen hinabgebracht. Im achten Schachte steigen täglich die Arbeiter auf Leitern auf und nieder. Der neunte wird ausschliessungsweise zur Wegschaffung des Wassers gebraucht, und in den zehnten werden fremde Reisende, die die Werke besehen wollen, hinuntergeführt.

Das Einfahren in die Gruben geschieht auf dreierlei Art:

1) beim Berge Seraph, im Schachte No. 8, auf eilf Leitern, jede von zwölf Ellen, und unter jeder ein Absatz, damit Niemand über zwölf Ellen hoch fallen kann. Diese Fahrt ist der Beschwerlichkeit wegen nur für Bergleute.

2) fährt man beim Berge Danielowic, im Schachte No. 6, welcher der seichteste, und nur 130 Ellen tief ist, am Seile herab, durch Hülfe eines großen Rades, welches Pferde treiben. Zuerst hängt man etliche Knaben mit Grubenlichtern an, und sodann werden alle vier Ellen übereinander einige Reisende neben einander in Gurte gesetzt, die am Hauptseile angeschlungen sind. Die ersten 80 bis 90 Ellen, wo der Schacht im Durch-

schnitte 4 und 1 halbe Elle breit und 6 Ellen länglicht ist, geht die Reise durch Erdreich, welches mit Bauholz ausgezimmert ist, alsdann aber fährt man durch das ausgehauene Salz, wie durch einen steinernen Schornstein hinab. Damit das schwankende Seil nicht anstößt, hält man auf allen Seiten so viel möglich die Stöcke gegen die Seitenwand.

Die Pferde treiben das Rad, oder stehen stille, nachdem man ihnen zuruft; im Falle der Noth aber kann oben ein einzelner Mann, durch Aufheben oder Niederdrücken einer einzigen Stange, Brams genannt, die ganze Maschine aufhalten. Doch dieß geschieht nur im äusserſten Nothfalle, weil sie dadurch einen zu heftigen Stoß bekömmt und meistens schadhaft wird. Der Fremde wird mit einem weißen Grubenkittel bekleidet, und fährt ziemlich sicher hinab; weil die Maschine, die Seile und Gurte, beständig wohl geprüft, und überhaupt, zu Vermeidung unangenehmer Zufälle, alle gehörige Behutsamkeit angewandt wird. Auch die Pferde läßt man auf diese Art in Gurte gehängt hinab. Sie zittern und beben anfangs, fügen sich aber bald geduldig in ihre luftige Schiffahrt. —

3) Man fährt endlich beim Berge Lezno auch auf einer Wendeltreppe von 470 Stufen hinab. August der Dritte, König von Pohlen,

ließ sie anlegen, da er 1744 die Werke besehen wollte. Man unterhält sie für Reisende; die sich aber, des beschwerlichen Steigens wegen, derselben wenig bedienen, sondern meist lieber am Seile einfahren. Doch stieg sie Kaiser Joseph der zweite im Jahre 1773 nicht nur hinunter, sondern auch wieder hinauf, ohne sich über Ermüdung zu beschweren. Auf diese drei Arten reiset man also hinab, bis zu dem ersten Stockwerke, oder wie es dort genannt wird, zur ersten Contignation, deren es jetzt schon vier und in manchen Bergen fünf übereinander giebt. Der Umfang jedes Stockwerks mag ungefähr eine deutsche Meile betragen. Man erweitert diese Stockwerke zwar beständig; doch gräbt man mehr in die Tiefe, weil das Salz je tiefer je besser ist, und durch seine Güte die Unbequemlichkeit und die Kosten der Fracht zum Tage herauf, hinlänglich überträgt. Von Einem Stockwerke zum andern kömmt man auf bequemen Treppen von Holz gezimmert, oder größtentheils auch in gediegenes Salz gehauen. Auf selbigen werden sogar die bis zum ersten Stockwerke hinabgelassenen Pferde weiter hinab in die tiefern Stockwerke geführt. Der Triber geht mit einer Lampe voran, und leitet jedesmal fünf Pferde, die auf gewöhnliche Roskams-Art an den Schweifen gekoppelt sind.

Von den Stockwerken selbst wird man sich ohne anschauende Kenntniß schwerlich einen deutlichen Begriff machen können. Jedes derselben enthält eine Menge nach verschiedenen Seiten und Richtungen laufender Gänge, die auf gleichem Fußboden liegen, wie die Zimmer und Gallerien in einem Stockwerke irgend eines großen Pallastes.

Man stelle sich eine unterirdische Stadt vor, deren verschiedene Gassen und Plätze in Salz gehauen sind. Jetzt stehen deren schon vier übereinander, und ganz unten in der Tiefe ist sogar die Anlage zur fünften. In den neuerlich eingehauenen Werken sind diese Gassen oder Gänge bequemer und geräumiger, als in den ältern; sie sind fünf Ellen hoch und vier Ellen breit. Hier und da sind große Salzmassen weggearbeitet worden, wodurch weite ausgehöhlte Räume, Kammern genannt, entstanden sind, welche die Marktplätze dieser großen gnomidischen Städte vorstellen mögen. — Im Ganzen genommen findet man hier ein wahres Labyrinth, und die Gänge durchkreuzen sich so mannigfaltig, daß jeder, der es ohne Führer besuchen wollte, sich unfehlbar darinn verirren würde. Selbst Bergofficianten, die ihr halbes Leben in diesem unterirdischen Aufenthalte zugebracht haben, sind oft nicht im Stande, sich

wieder herauszufinden, wenn ihnen die Lampe durch Zufall erlischt und sie die Merkmale nicht sehen können, die ihnen aus der Verwirrung helfen würden. Mancher hat hier schon zwölf und mehr Stunden im Finstern herumtappen müssen, bis man ihn endlich durch Aufsuchen oder durch Zufall fand und ihm aus dem Labyrinthe half.

In ältern Zeiten betrieb man die Gewinnung des Salzes ohne Plan, und wie die Bergleute sagen, nur auf den Raub. Man nahm das Salz hinweg, wo man es fand, und machte Hölungen, in welche man die größte Kirche stellen oder ein ganzes Regiment sich schwenken lassen konnte. Dieß verursachte große Einstürze, die man durch starke Unterlagen zu verhindern gesucht hat. Eine solche Unterlage heißt ein Kasten, und besteht aus Baumstämmen, die man im Viereck kreuzweise übereinander, gleich einem Roste gelegt hat. Solch ein Kasten, oder großer Scheiterhaufen, besteht nach Beschaffenheit der Umstände, aus drei- oder viertausend dicken Baumstämmen, hält zwanzig bis dreißig Ellen ins Gevierte, ragt zuweilen über funfzig Ellen aufwärts, bis an die Decke, und kostet, wegen dasiger Theurung des Holzes, zum wenigsten tausend bis zwölfhundert Thaler. Aber auch diese riesenmäßigen Pfeiler sind nicht im Stande, die aufliegende ungeheure Last zu tragen.

Manche sind schon zusammen gestürzt; manche haben sich krumm gebogen, und manche Stämme sind schon so breit gequetscht, daß man den Einsturz des ganzen Haufens gewiß voraus sagen kann. Ueberhaupt sind schon viele der alten Gänge entweder zusammengesunken, oder so baufällig, daß man nur krumm gebückt, oder wol gar auf Händen und Füßen, nicht ohne Gefahr verschüttet zu werden, darunter hinwegkommen kann. Desto besser sind die neuern Gänge, welche die Könige von Pohlen aus churfächsischem Hause, durch Bergofficianten aus Sachsen anbauen liessen. Sie sind nach schon angegebenem Maaße geräumig genug, halten gesunde Luft, und haben, wo sie durch Erdstriche gehen, an beiden Seiten eine gehörige Fütterung von Stämmen. Aber in Gängen, die im bloßen Salze ausgehauen sind, ist diese Fütterung als unnöthig weggelassen.

Wird jetzt eine neue Höhlung oder Kammer ausgehauen, so läßt man zu Ersparung des Holzes Pfeiler von Salz stehen, und behaut die Decke in Form eines Gewölbes, damit sie mehr Widerstand thun kann. Auch nimmt man von dieser Decke so wenig Salz weg als möglich, damit sie desto stärker bleibt, die aufliegenden Lasten zu tragen. Ist ja ein Kasten zur Unterstützung nöthig, so wird er von unreinem Salze und Felsenstücken

erbaut; und nur in deren Ermangelung von Stämmen. Doch werden jetzt die Höhlungen zwischen den Stämmen, welche die Vorfahren leer ließen, mit Salz und unreiner Erde bis an die Decke gefüllt, fest gestampft und mit Wasser öfters übergossen. Hierdurch wird ein solcher Kasten zu einer harten Masse von Salz, ähnlich einem gemauerten Pfeiler, der dreimal mehr trägt als ein gewöhnlicher Kasten, und bei entstehender Feuersgefahr nicht leicht von der Flamme ergriffen wird. Auch für den Luftzug hat man in diesen unterirdischen Gängen gesorgt; in manchen ist er so stark, daß man sie hat mit Thüren verwahren müssen. Nur an den Orten, wo feuchtes Gebirge ist, erzeugt sich zuweilen eine gefährliche Ausdünstung, die in die Höhe steigt, und gemeiniglich in den Winkeln alter Kammern entsteht, wo kein Luftzug ist.

Die Zahl der Arbeiter in diesem Salzwerke beläuft sich oft über tausend; wiewohl selten mehr als fünf- bis sechshundert davon in Arbeit stehen. Die mehresten sind mühseelig arbeitende Bettelleute, weil sie täglich nicht mehr als 4 Groschen, oder 15, 18 bis 20 Kreuzer Kaisergeld verdienen. Die aber Balwanen arbeiten, das ist große Salzklumpen mit Keilen von den Salzmassen absprengen, können täglich 3 bis 5 pohlnische Gulden verdienen.

Unten in den Gruben sind verschiedene große und kleine Kapellen, mit Altären, Säulen, Statüen und andern Zierrathen aus lauter klarem, krystallhellem, gediegenem Salze gehauen. Die größten und prächtigsten Kapellen heißen Corporis Christi und St. Anton. Bei der erstern, die unter dem Berge Seraph liegt, verrichten die Arbeiter ihr Gebet, ehe sie an die Arbeit gehen. Bei der letztern, die unter Danielowiec liegt, thun dieses die Bergofficianten. Morgens und Abends wird von einem besonders bestellten Geistlichen unterirdische Messe gehalten.

Das Salz, welches hier gegraben wird, ist von verschiedener Form und Art. Theils liegt es in einzelnen großen Klumpen, häufig oder zerstreut zwischen Erdarten, und dies nennt der Bergmann, es liegt in Stockwerken; theils liegt es schichtweise wie Stein- und Erdschichten, und dieß heißt der Bergmann Flötzwerk, und sagt: es liegt im Flötzwerk; aber höher hinauf, gegen die Oberfläche, im Stockwerk; und dieß nach den Regeln der Kristallisation. Es vereinigte sich nämlich zuerst das reinere Salz in Krystallen, sank als schwerer wie das unreinere Salz und die erdigten Theile zu Boden, und machte das Flötzwerk; und hierauf erst das unreinere Salz, zwischen Sand und Thon, und zu großen und klei-

nen Kugeln und Klumpen oder Nestern, und machte über dem Flötzwerke das Stockwerk. Diese abgesonderten Klumpen, deren manche oft tausend Schritt voneinander liegen, erschweren hier das Aufsuchen des Salzes sehr. Doch werden meist dazwischen kleinere abgesonderte Kugeln, von der Größe eines Menschenkopfs an, bis auf vier, fünf Centner, bergmännisch Nieren genannt, gefunden. Was man aber eigentlich Stockwerk nennt, sind große ungeheure Klumpen, die mehrere, theils viele hunderttausend, Centner Salz enthalten. Ein einziges solches Stück könnte für den Salzverkauf eines ganzen Jahres hinlänglich seyn; obgleich jährlich fünf bis sechsmal hunderttausend Centner aus den dasigen Bergwerken gezogen werden. Weil aber an mehr als zwanzig bis dreißig verschiedenen Stellen zugleich gearbeitet wird, so sind einige solche Klumpen vorhanden, von denen schon seit hundert und mehr Jahren Salz abgebrochen wird, und die dennoch nicht erschöpft sind.

Alle diese Klumpen liegen im Stockwerke zwischen den drei Haupterdarten Halda, Mydlarka und Zuber. Die beiden ersten sind ein dunkelgrauer, feuchter Letten, und die dritte Art, Zuber, ist ein unreines Salz, mit Sand und Kalk zusammengebacken.

Weiter nach der Tiefe zu aber wird das Salz reiner und liegt im Flötzwerke, das heißt, das Salz geht, wie verschiedene Erd- oder Schieferlagen, in langen und breiten Strichen in einem fort, und je tiefer man hinunterkömmt, desto reiner bricht es, und wird mit Spitzhaken, Schlägeln und eisernen Keulen gewonnen. Je nachdem die Ader stark oder schwach, nahe oder fern vom Schachte ist, wird das Salz in größern oder kleinern Stücken gewonnen, das ist auf Bank- oder Faß-Salz gearbeitet. Nur in den untern Stockwerken wird wegen Unbequemlichkeit des Hinaufbringens, lauter Faßsalz gemacht. Wird da, wo das sogenannte Stockwerk gefunden wird, in das Salz eingehauen, um eine neue Höhlung, bergmännisch Kammer, zu eröffnen, und das Salz daraus zu gewinnen, so geschieht dies folgendergestalt: Man zeichnet an der Salzwand ein längliches Viereck, etwa drei Ellen hoch und zwölf bis sechszehn Ellen lang; so hoch nämlich die Kammer werden soll. Oben, unten und auf beiden Seiten macht man eine Schramme, etwa anderthalb Ellen tief, und auf der obersten Seite etwa eine Elle, an den übrigen drei Seiten aber nur drei Viertelellen breit. In diese, mit der Spitzhacke ausgehauene, Schramme werden hinten am Rücken eiserne Keile getrieben, bis sich das ganze

Stück von der Wand ablöset, und mit Krachen in die untergelegte Bettung von Holz fällt.

Ein solches Stück, welches zwei- bis dreihundert Centner enthält, wird nach Anweisung des Steigers in verschiedene kleinere Stücke, der Breite nach, zerkeilt oder zerhauen, und zu Balwanen (kleinere abgerundete Salzstücke) gemacht. Auf diese Weise wird Ein Stück neben dem andern, aus einer Wand von vier und zwanzig bis dreißig Ellen, herausgeschlagen. Das abgearbeitete, in kleine Stücke zerschlagene, Salz wird von andern Arbeitern in Fässer gepackt, deren jedes fünf Bergzentner hält. Die Pracht einer solchen neuausgehauenen Kammer, wenn sie von Lichtern erhellt wird, ist herrlich, und der schimmernde, spielende Lichtglanz, der von Millionen Salzkrystallen rastlos zurückstrahlt, ist schön bis zum Entzücken.

Was nun den wesentlichen Unterschied des Salzes betrifft; so theilt man dasselbe in drei Hauptgattungen ein, nämlich in Zielona oder Grünsalz, Scybikowa oder Scybickersalz, und Oczkowata oder Krystallsalz.

Das Grünsalz, welches sich in der ersten und zweiten Etage, wo es im Stockwerke liegt, findet, theilt man wieder in Nebenarten, Spiza, Makowka, Liodowata, und Jarka genannt.

Die ersten drei Sorten halten alle, mehr oder weniger, graue Erde, welches man bei der Auflösung im Wasser gewahr wird.

Die letzte Sorte, Jarka, geht gewöhnlich in dünnen Adern durch große Salzklumpen oder Stöcke durch, und macht, daß diese Klumpen, wenn sie losgeschlagen werden, auseinander fallen. Zuweilen stürzen sich auch, eben wegen des wenigen Zusammenhanges dieser Salzart, Klumpen von zwanzig- bis dreißigtausend Zentner von selbst von der Decke herab.

Das Kristallsalz ist das eigentlichste pohlnische Steinsalz, welches im feuchten Erdboden, der klebrigt wie Wagenschmier ist, zerstreut gefunden wird. Es besteht in lauter regelmäßigen Vierecken, von der Größe einer Haselnuß an, bis zu einer starken Mannsfaust. Dies Salz ist weiß und durchsichtig, wie das Fraueneis. Es wird für die Schönfärbereien hauptsächlich benutzt, und der Handel damit erstreckt sich bis England. Der Zentner wird mit fünf Thaler bezahlt. Beim Aufsuchen desselben muß die äußerste Vorsicht angewandt werden, weil es nur an solchen Orten liegt, wo in der Nähe Wasser vorbeigeht, und sich die Arbeiter daher in Acht nehmen müssen, daß sie dem Wasser nicht zu nahe kommen, welches sonst durchbrechen, und sich in die Werke er-

gießen würde. Auch kann man nur zur Winterszeit darnach graben; denn im Sommer entwickeln sich aus dieser Erdart so starke schwefelichte Dünste, daß die Arbeiter besorgen müssen, davon erstickt zu werden.

Ursprüngliches Wasser ist wenig in diesen Salzgruben. Das meiste dringt vom Tage hinein, und wird in Behältern gefangen und ausgepumpt; an vielen Orten sammlet es sich so sehr, daß man im Schachte eine unterirdische Schiffahrt darauf halten kann. Natürlich muß dieses Wasser bei seinem Durchgange von oben herab, durch die Erd- und Salzschichten, Salztheile auflösen und eine Sohle machen, die aber als unnütz wegen der Menge gediegnen Salzes nicht geachtet wird. Das süße Wasser unten in der Grube hat man von oben herabgeleitet, um den Durst, den die salzigen Ausdünstungen verursachen, damit zu stillen.

Dieß Salzwerk bringt jetzt auf siebenmal hundert tausend rheinische Gulden jährlich ein, setzt fast eben so viel hundert tausend Zentner Salz ab, und dennoch sieht man noch nicht, daß dieses Salz in Jahrhunderten zu Ende gehen wird.

Zwei Unglücksfälle nur stehen immer bereit, diese unterirdischen Salzgruben zu vernichten; Einsturz nämlich und Feuersgefahr. Schon 1696 ent-

ſtand durch Verwahrloſung eine unterirdiſche Feuersbrunſt, welche acht Monat lang, und 1744 eine, welche ein ganzes Jahr lang dauerte.

Aber noch häufiger und gefährlicher als Feuersbrünſte, ſind die Einſtürze. In den unterſten Contignationen, wo der Boden zwiſchen jeder faſt hundert Ellen dick iſt, ſind ſie nicht ſehr gefährlich; aber oberwärts, wo die Alten bei ihrem unordentlichen Grundbau zu große Höhlungen gemacht haben, ſind ſie weit nachtheiliger, weil ſie bis an den Tag hinauf die Erde nebſt den darauffſtehenden Häuſern und Bäumen mit ſich hinabreißen. Solche traurige Beiſpiele trugen ſich hier ſchon öfters zu. Vor 50 Jahren fand man in einer Tiefe von hundert Ellen ein verſunkenes Haus, aus welchem die Bergleute nach und nach allerhand Geräthe herausbrachten. Im Jahre 1762, den 20ſten September, fiel eine Fläche von etlichen hundert Schritt im Umfange hinunter, und mit ihr zwei Häuſer. Gleich nach dem Einſturze bedeckte Salzwaſſer die niedrige Gegend, und gab einen unausſtehlichen Schwefelgeruch von ſich. Weil ſich dieſe ſchreckliche Fahrt in den Abgrund am Tage zutrug, ſo verunglückte Niemand dabei. Alles was Leben hatte, entrann vor der Abfahrt der beiden Häuſer.

Da die Stadt Wieliczka faſt ganz unter-

graben ist, so droht noch einem Theile derselben ein gleiches Schicksal; vorzüglich der Gegend der Stadt, über welche die Hauptstraße nach Krakau geht, und wo bei entstehendem Einbruche eine massive Kirche, ein Hospital und zehn bis zwölf Häuser versinken würden. Trotz aller Vorsorge der Salinen-Administration, durch Unterstützung der alten Kasten mit neuen, ist dennoch diese Gefahr noch nicht gänzlich verschwunden, sondern nur auf eine Reihe von Jahren gehemmt.

Geschähe an diesem Orte ein Einsturz, so könnte derselbe leicht den Untergang des ganzen Bergwerks nach sich ziehen; indem über dieser Stelle die niedrigste Gegend der Stadt, und der Hauptabfluß des Wassers ist, welches von den um die Stadt befindlichen Anhöhen herabkömmt, in großer Menge zusammenfließt und nirgends anders abgeleitet werden kann. Alle diese Gewässer würden sich, aller menschlichen Hülfe zum Trotz, unaufhaltsam in den Abgrund des zertrümmerten Bergwerks stürzen, und würden in wenig Jahren die ganze Grube ersäufen.

Schon sind deutliche Anzeigen eines bevorstehenden Einsturzes vorhanden. In einigen Gegenden haben die Salz-Stein-Pfeiler, welche man zur Unterstützung stehen ließ, schon große Risse, und die Baumstämme der Kasten, die eine Elle

im Durchschnitt haben, sind hier und da von der ungeheuern Last schon so breit gequetscht, daß sie nur noch wie dicke Bohlen aussehen.

Die Wirkung eines solchen Einsturzes würde schrecklich seyn. Die ganze Stadt würde davon in eine zitternde Bewegung gerathen, gleich der Bewegung eines Erdbebens. Die gewaltsame Pressung der Luft, die durch stürzende Erdklumpen, eben so sehr, als durch stürzende Schnee-Lauinen in der Schweiz verursacht wird, müßte einen Sturmwind erregen, welcher die fürchterlichsten Zertrümmerungen bewirken, Balken und Bretter zerspalten, Salzmassen von vielen Zentnern, wie Sandkörner, fortblasen und alles Wandelbare mit riesenmäßiger Kraft zu einem festen Klumpen zusammenquetschen würde. So blies der unterirdische Sturm bei einem Einsturze, im Jahre 1745, Batwanen, oder gerundete Salzstücken, von 30 bis 40 Zentner so fest ineinander, daß man sie nur mit Mühe wieder voneinander arbeiten konnte, hob alle Leitern bei seinem Durchgange im Schachte, und riß nach einer Fahrt von vielen hundert Ellen, bei seiner Ausfahrt durch das Mundloch des Schachtes, noch das übergebaute Dach mit sich fort.

Merkwürdig ist noch in diesen Salzgruben die Unverweslichkeit des Holzes und der thierischen

schen Körper. Selbst die Stämme von welchem Tannen- und Fichtenholze erhalten, nach einer Reihe von Jahren, eine größere Festigkeit als sie von Natur haben. Und nicht allein Holz, sondern auch die Körper der Hunde, Katzen ꝛc. wenn sie in die Schachte hinabfallen und verunglücken, verfaulen nicht. Sie trocknen zu Mümien aus, und bleiben an Haaren und Haut unverändert. Allem Anscheine nach werden diese Thiere, eben so wie die Baumstämme, von eindringenden Salztheilen vor der Verwesung geschützt; und dieß macht es wahrscheinlich, daß die unterirdische Luft mit Salztheilchen geschwängert seyn muß. Anderthalb Jahre nach dem großen Brande 1696 entdeckte man einige Menschen, welche in entlegenen Gängen verunglückt waren. Man fand sie in derselben Beschaffenheit, wie sie gestorben waren, und sie glichen völlig den zusammengetrockneten Egyptischen Mumien.

Oefters trifft man mitten im Salze Steine von etlichen Pfunden, und noch häufiger Stücken Holz von verschiedener Größe an, welches durch und durch schwarzbraun aussieht, zwar sehr fest ist, dagegen aber seine Zähigkeit verlohren hat, so daß es sich nicht mehr spalten läßt, sondern in kurze Stücken bricht, und wenn es stark gerieben wird, einen unausstehlichen Schwefelgeruch von

sich giebt. Die Gattung, wozu dieses Holz gehört, läßt sich an verschiedenen Fasern, und, wenn es Fichtenholz ist, an den Ringen, die demselben natürlich sind, noch sehr deutlich erkennen. Manche von diesen Stücken brennen, wenn man sie anzündet, mit einer so lebhaften Flamme wie Pech. Vormals zeigte man noch den Fremden in einer Tiefe von etlichen hundert Ellen mitten im Salze einen Eichbaum, um dessen äussere Zweige herum man das Salz abgearbeitet hatte, so daß selbige etliche Ellen lang frei zu sehen waren. Aber bei einer Feuersbrunst vor etlichen dreißig Jahren ist dieser Baum mit verbrannt, und man sieht nur noch die Kohlen davon. Dieses in Salz begrabene Holz ist durch die Länge der Zeit zu einer Art von Steinkohlen geworden, die mit schwefelichten und öligten Theilen geschwängert ist, und daher den besagten starken Schwefelgeruch und die helle Flamme giebt.

Noch eine vorzügliche Merkwürdigkeit ist die, daß man in einer Tiefe von drei- bis vierhundert Ellen, wo Flötzgang ist, zuweilen Schnecken und Seemuscheln unversteinert, und zuweilen mit Salz gefüllt, antrifft. Sie können aber nicht ganz herausgebracht werden, sondern zerfallen in der Luft zu Pulver.

Uebrigens nimmt man mit vieler Wahrschein-

lichkeit an, daß alles Salz, welches man theils unbemerkbar mit Erdarten vermischt, theils in großen Kristallen und ganzen Schichten sichtbar in unterirdischen Vorräthen antrifft, aus dem Meerwasser entstanden sey. Hier bei den Salzschichten in den Gruben von Wieliczka, scheint der Niederschlag der Salztheile des Meerwassers vorzüglich durch die nahen Küsten des Karpatischen Gebirges gefördert worden zu seyn. Denn, indem sich hier die Meereswellen brachen, entstand längs dieser Gebirgsküste eine Vertiefung, in welcher nachher, als sich die Wassermasse verminderte und ruhiger ward, die niedergeschlagenen Salzkristalle schichtenweise anlegen konnten. Auf eine ganz ähnliche Art — nämlich aus dem Niederschlage des Meerwassers — scheinen auch die mehrsten Salzquellen entstanden zu seyn.

Der wunderbare Berg.

In der Woiwodschaft Cracau im ehemaligen Kleinpohlen liegt ein Berg, der wunderbare genannt, weil die Natur nichts gespart hat, um ihm alle Reize der Anmuth und der Sonderbarkeit zu verleihen. Große Eichen, Fichten und

Tannen beſchatten ſeinen Rücken, der mit wohlriechenden Kräutern und Blumen von mannigfaltiger Art und vielfarbigem Anſehen geziert iſt. Aus ſeinem Schooße quellen liebliche, ſüße, aber nicht minder auch ſalzige Quellen; Mineralien und Metalle von allerlei Art liegen in ſeinem Innern, und belohnen die Mühe des Bergmanns. Ausgezeichnet merkwürdig iſt eine Quelle in ſeiner Mitte, in welcher das Waſſer mit murmelndem Geräuſche hervorquillt, und mit Zu- und Abnahme des Mondes ſich entweder vermehrt oder vermindert. Das Waſſer hat in der Quelle ſelbſt einen ſehr ſtarken Geruch und einen Geſchmack, beinahe wie Milch. Läßt man es abdunſten, ſo bleibt ein ſchwärzlicher, harzigter Stoff auf dem Boden. Innerhalb der Quelle friert dieſes Waſſer nie. Hält man ein brennendes Licht daran, ſo entzündet es ſich plötzlich wie Weingeiſt mit einer dünnen lichten Flamme, die, wie ein gaukelnder Irrwiſch, ſpielend auf der Oberfläche hin und herläuft. Am leichteſten löſcht ſie durch das Schlagen mit Reiſern und Aeſten von Bäumen aus. Die Fähigkeit zur Entzündung in dieſer Quelle entdeckte nicht menſchlicher Scharfſinn, ſondern ein Zufall. Der Blitz ſchlug hinein, und ſie entbrannte durch dieſen electriſchen Originalverſuch der Natur.

Hält man an ihre Flamme Holz und andre

brennbare Körper, so entzünden sie sich, aber ihr Wasser selbst bleibt kalt wie es war. Als man einst die Quelle anzündete, lief das Feuer durch verborgne Gänge in die Erde, bis zu den Wurzeln der Bäume, und brannte den Wald an, der hierdurch große Verwüstungen erlitt, indem der Brand drei volle Jahre dauerte. Dieß gab Anlaß, eine Wache dabei zu setzen, damit sie Niemand aus Muthwillen anzünden möchte. Läßt man die Flamme eine Zeitlang brennen, so verliert das Wasser auf einige Tage seine Entzündbarkeit; und dieß wol ganz natürlich, weil der Vorrath von entzündbarer Luft verbrennt, und sich erst wieder aufs Neue anhäufen muß. Aus eben dem Grunde verliert das Wasser auch seine Entzündbarkeit, wenn man es in ein Gefäß schöpft. Es brennt nicht im Gefäß, weil der entzündbare Dunst im Schöpfen verfliegt.

10.

Türkei.

Der unterirdische Garten auf Antiparos.

Die Inseln Antiparos und Paros haben viele Beschreibungen veranlaßt. Allein der gegenwärtigen kann man am sichersten trauen, weil sie von einem sehr offenherzigen und wahrheitsliebenden Gelehrten, nämlich von dem großen Tournefort, herrührt. Die Insel Antiparos ist ein Felsen von sechszehn Meilen im Umfange; man trifft daselbst eine Grotte an, welche um so mehrere Bewunderung verdient, weil sich, nach der Meinung dieses berühmten Kenners der Natur, Beweise von dem Wachsthum der Steine daselbst finden. Sie ist eine Art von unterirdischem Garten, wo die Steine eben so viele Pflanzen ausmachen, welche sehr vielerlei Gegenstände abbilden. Tournefort bewundert in derselben große runde Massen, wovon einige mit hervorragenden Spitzen versehen waren, andere regelmäßige Buckeln hatten, von welchen Trauben, Blumenketten und Lanzen von außerordentlicher Länge herabhingen.

Auf der rechten und linken Seite waren scheinbare Vorhänge und Tücher ausgespannt, welche daselbst gleichsam geriefte, meistentheils hohle Thürme bildeten, welche eben so viele Behältnisse vorstellten. Unter diesen Behältnissen unterschied er ein grosses Zelt, welches aus blumenkohlartigen Hervorragungen bestand. Alle diese Figuren sind von weissem, durchsichtigen und kristallinischem Marmor, welcher beinahe allezeit in die Queere und nach verschiedenen Schichten bricht. Auf dem Boden dieser Grotte zeigt sich linker Hand eine noch weit wunderbarere Pyramide, welche man, seitdem de Nointel 1673 die Messe daselbst halten ließ, den Altar nennt. Dieses Stück Marmor steht ganz und gar frei, ist vier und zwanzig Fuß hoch, und gleicht durchgehends der päbstlichen Krone (einer Art von Schnecken). Sie ruhet auf verschiedenen Kapitälen ganz frei, welche ihrer Länge nach gerieft sind. Diese Pyramide ist vielleicht das schönste Stück Marmor in der Welt. Die daran befindlichen Verzierungen stellen alle Blumenkohlköpfe vor, welche mit einer größern Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn scheinen, als wenn sie ein Künstler verfertigt hätte. Es ist nicht möglich, sagt Tournefort, daß dieses durch das Herabtröpfeln des Wassers verursacht worden sey, wie es diejenigen behaupten, welche die Bildung solcher in

Grotten befindlichen Körper erklären wollen. Nach seiner Meinung sind dieselben, so wie selbst die Mauern dieser Höhlen, Produkte des Pflanzenreichs.

Man kann übrigens nur mit vieler Mühe zu dieser Grotte kommen; man steigt mit Hülfe von Leitern und Seilen in dieselbe hinab; die Höhe beträgt zwei- bis dreihundert Klafter.

Grotte zu Policandro.

Die Reise durch Frankreich, Italien, und die Inseln des Archipelagus (1763), beschreibt die berühmte Grotte Policandro im Archipel auf folgende Weise:

Die Oeffnung dieser Höhle ist groß, ihr Boden ganz mit Figuren bedeckt, welche durch das von der Decke herabtröpfelnde Wasser gebildet werden; sie sind eisenhaltig, oben spitzig und so hart, daß man sich die Füße daran verwundet. Der ganze Felsen, in welchem diese Grotte befindlich ist, besteht aus einer Art Eisenstein dessen Seiten uneben und mit Figuren besetzt sind, welche auf den Zuschauer eine angenehme Wirkung machen. Sie haben eine röthliche Farbe, eine feder- oder

pinſelartige Geſtalt, und ſind außerordentlich zerbrechlich.

Die Decke gewährt dem Auge ſehr große und mannigfaltige Schönheiten. Dieſe, durch das herabtröpfelnde Waſſer gebildeten, Figuren ſind bei aller ihrer Schönheit doch nicht das einzige Merkwürdige in dieſer Grotte: denn man findet daſelbſt viele ſternförmig gebildete, und wie ein polirtes Scheermeſſer glänzende, Eiſenſtufen. Sie ſind klein, und an einigen Stellen mit der röthlichen Materie, welche über die ganze Grotte verbreitet iſt, bedeckt; an einigen Stellen aber glänzen ſie wie Diamanten. In einem andern Winkel dieſer Grotte trifft man große Maſſen runder Körper an, welche traubenförmig ſind, und ſich in breiten Flächen an den Mauern hin erſtrecken. Einige ſind roth und dunkel, andre vollkommen ſchwarz, jedoch aber leuchtend und glänzend. Der ungenannte Verfaſſer hielt ſie anfangs für Blumenketten, von der nämlichen Beſchaffenheit wie die, welche man in der Höhle von Antiparos findet, und welche von jenen bloß in der Materie unterſchieden waren. Allein bei genauerer Unterſuchung fand er, daß ſie eine Art von traubenförmigen Eiſenſtufen waren, welche man in verſchiedenen europäiſchen Bergwerken findet. Sie waren auſſerordentlich ſchwer und ſehr eiſenhaltig.

Die größte Zierde der Decke dieser Grotte bestand in krystallenförmigen Figuren, welche man in den meisten Höhlen der Levante antrifft: einige bestehen aus runden, sehr symmetrisch übereinander gelegten Theilen; andre stellen längliche, miteinander verbundene, und glatte, an ihren Enden abgerundete Cylinder vor; andre sind spitzig, gleich als wenn ihnen die Kunst diese Gestalt gegeben hätte. Meistens haben sie eine schwarze, glänzende Farbe, einige hingegen sind von Natur auf eine so regelmäßige Weise vergoldet, als wenn sie aus den Händen des geschicktesten Künstlers kämen.

Diese schöne Grotte hatte, nach der Erzählung unsers Verfassers, noch etwas Besondres, dessen Entdeckung ihm vorbehalten ward, und denselben einige Augenblicke lang mit einer schmeichelhaften Hoffnung unterhielt. Er wurde von der Schönheit einer Rinde, welche auf der rechten Seite der Höhle etwas über seinem Kopfe befindlich war, überrascht, und brach sie daher ab; allein ein davon herabfallender Staub fiel ihm in die Augen, und als er sie wieder öffnen konnte, fand er, daß dieser Staub immer noch aus der Stelle, wo er die Rinde abgerissen hatte, hervorkam. Er hielt dies für Goldstaub, und erklärte sich nun auf diese Weise sehr leicht die Vergoldung der Oberfläche

einiger Krystallen, worüber er sich anfangs sehr gewundert hatte. Er glaubte einen Goldgang gefunden zu haben, und dachte schon auf Mittel, davon Gebrauch machen zu können; allein sein Begleiter, welcher mehrere Erfahrung besaß, riß ihn bald aus seinem Traume, und versicherte ihm, daß er gewiß nicht der Erste, und wahrscheinlich auch nicht der Letzte wäre, welcher durch diese Erscheinung getäuscht würde. Seiner Versicherung nach erhielt ein ganzer Karn von diesem glänzenden Staube nur einen einzigen Gran Gold. Und dieß war durch das Gewicht desselben wahrscheinlich; denn der Verfasser fand unter allen in Staub verwandelten mineralischen Körpern nichts so leicht, als den gegenwärtigen. Wie sie ihn näher untersuchten, so fanden sie bloß eine Menge von zerbrechlichen Stückchen eines gelben Talks, welche sich zwischen den Fingern zu Staub reiben ließen. Der Verfasser wurde über seinen Irrthum dadurch getröstet, daß ihm sein Begleiter versicherte, man habe zu seiner Zeit ein mit dieser Materie angefülltes Faß, in dem Wahne, daß es Gold sey, nach Ostindien geführt. Sie entdeckten alsdann, daß die gemachte Oeffnung zu einer großen Lage von dieser Materie ging. Beim Abreißen andrer Stücke fanden sie, daß überall dergleichen Staub hervor kam.

Grotte auf Samos.

Brune versichert bei der Beschreibung der Grotte auf Samos in dem Archipelagus, daß die Decke und Seitenwände ganz mit Figuren bedeckt wären, welche unter allen, die er gesehen habe, am meisten glänzten, und alle schneeweiß aussähen, da die in andern Höhlen zum Theil braun waren, zum Theil wie ein heller Krystall aussahen.

Er wurde besonders darüber in Erstaunen gesetzt, daß er sie an den Seiten und unten mit kleinen, glänzenden, goldstaubenen Flecken verziert fand, welche bei einer genauen Untersuchung so regelmäßige Würfel vorstellten, als wenn sie von einem geschickten Künstler geschnitten und glatt gemacht worden wären. In der Folge schienen sie ihm mehr die Farbe des Erzes als des Goldes zu haben: sie waren auf den weißen Oberflächen bald einzeln, bald haufenweise befindlich, und bestanden aus einem schwefelartigen Erze, das man in Cornwallis Mundick nennt, und welches zuweilen die Farbe des Silbers oder des Goldes annimmt. Das Auffallendste war der Ort, wo man diese kleinen Würfel bemerkte: sie kamen nämlich auf der Oberfläche der von dem herabtröpfelnden Wasser gebildeten Steine zum Vorschein, welche

lange Zeit nach dem Felsen erst entstanden sind. Ein berühmter Naturforscher behauptet, daß diese Krystalle aus Steintheilchen gebildet werden, welche aus dem Innern der Erde als Dämpfe emporsteigen. Eben dieses muß nach der Versicherung des angeführten Schriftstellers auch bei dieser Grotte geschehen seyn; die durch die Kühle der Grotte verdichteten Dünste konnten sich in Wasser verwandelt, an der Oberfläche des Steins angehängt, und endlich dasjenige abgesetzt haben, was sie von fester Materie mit sich in die Höhe genommen hatten.

Labyrinth des Berges Ida.

Das Labyrinth des Ida auf der Insel Candia besteht in einem unterirdischen Gange, welcher durch tausend nach allen Richtungen völlig unregelmäßig hinlaufende Krümmungen den ganzen innern Theil eines am Fuße des Ida befindlichen Hügels durchkreuzt. Gegen Mittag, drei Meilen von den Ruinen von Gortyne, kömmt man in dieselbe, durch eine natürliche, sieben bis acht Schritt breite, Oeffnung, die aber so niedrig ist, daß kaum ein Mensch von mittlerer Größe,

ohne sich zu bücken, hindurch kann. Anfangs stößt man auf eine länglichte Höhle; wie man weiter geht, erregt dieser Ort immer mehr Bewunderung; man trifft auf lauter Abwege, wovon der Hauptgang, auf welchem man sich weniger, als auf den übrigen, verirren kann, ungefähr zwölfhundert Schritt lang ist, und bis an das Ende des Labyrinths, zu zwei großen, schönen Sälen hinführt, in welchen die Fremden mit Vergnügen ausruhen. Dieser Gang theilt sich an seinem Ende in mehrere. Indessen ist diese Gegend nicht so gefährlich, als die ungefähr dreißig Schritt von dem Eingange auf der linken Seite befindliche. Wenn man einen andern Weg geht, so geräth man in ausserordentlich viel gekrümmte Gänge, aus welchen man sich nicht herausfinden kann. Die Mauern der Säle bestehen aus Felsen, in welchen die Namen einiger Reisenden und die Zeit ihrer Ankunft eingegraben ist. Unter den Inschriften befinden sich einige, welche Tourneforts Meinung vom Wachsthume der Steine dieser Höhle bestätigen. Diese Inschriften wachsen nach der Beobachtung dieses Naturforschers merklich, ohne daß man auf die Vermuthung kommen konnte, daß diese Vergrößerung durch irgend eine äusserlich hinzukommende Materie geschehe. Diejenigen, welche ihre Namen in die Mauern eingegra-

ben haben, bildeten sich unstreitig nicht ein, daß die mit dem Meißel gemachten Vertiefungen sich nach und nach anfüllen, und mit der Zeit an manchen Stellen eine, und an andern fast drei Linien über die Oberfläche erheben würden. Die Materie, womit diese Buchstaben angefüllt sind, ist weiß, ungeachtet der Stein, an welchem sie befindlich ist, grau aussieht. Ich betrachte, sagt Tournefort, diese Erhabenheiten als eine Art von Schwiele (callus), welche sich durch den nach und nach in die Höhlung ergossenen Nahrungssaft des Steins eben so gebildet hat, wie sie an den Enden zerbrochener Knochenfasern zu entstehen pflegt. Das Labyrinth hat, außer dieser letzten Erscheinung nichts Merkwürdiges. Denn an und für sich selbst ist es nichts weniger, als ein Werk der Natur. Unstreitig ist es von Bergleuten, welche daselbst Metalle ausgegraben haben, gemacht worden; ungeachtet nicht zu glauben ist, daß es dasjenige sey, dessen in den Schriften der Alten gedacht wird. Diodor aus Sicilien und Plinius versichern, daß schon zu ihrer Zeit keine Spur mehr davon vorhanden gewesen sey. Man hatte es nach dem Modell des egyptischen Labyrinths gebauet, welches eins der berühmtesten Gebäude der Welt, an seinem Eingange mit vie-

len Säulen geziert, und hundertmal größer als das zu Creta war.

Das versteinerte Holz der Donau-Brücke Trajans.

Wenn sich versteinerte Kräuter, wegen ihrer weichen Bestandtheile, gemeiniglich nur in Steinabdrücken zeigen: so sind dagegen alle holzigten Gewächse, ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäß, in ihren Stämmen, und öfters auch in ihren Blättern versteinert. Es ist fast keine Steinart, worin man nicht diese Ueberbleibsel aus dem Pflanzenreiche abgedruckt oder versteinert findet. Die schönsten aber, die auch zu gleicher Zeit sehr häufig wahrgenommen werden, sind diejenigen, wo das ehemalige Holz in Achat versteinert worden ist. Dergleichen versteinerte Hölzer nehmen die schönste Politur an, und geben an Glanz und Schönheit dem wirklichen Achat nichts nach; sie übertreffen ihn öfters an Härte, daher diese Art von versteinertem Holze für Liebhaber der Natur nicht allein die schönste, sondern auch in verschiedenem Betrachte die merkwürdigste ist.

Eine

Eine solche Versteinerung des Holzes in Achat verbirgt nämlich den Augen des Naturforschers nicht das geringste wesentliche Kennzeichen, das vorhin die Natur des Holzes ausgemacht hat. Die Rinde desselben, alle Feinheit oder Stärke seiner Zäserchen und Jahrwüchse sind bei einem solchen zu Achat versteinerten Holze auf das genaueste zu erkennen. Insonderheit läßt dieses das zu Achat versteinerte Tannen- oder Fichtenholz auf eine bewundernswürdige Art an sich wahrnehmen. Da in dieser Art von Holz die Jahrwüchse auf das deutlichste in die Augen fallen; so zeigen sie sich eben so schön in der Versteinerung. Wenn z. E. Fichtenholz in gelben Achat versteinert ist, so erblickt man jeden Jahrwuchs in einer besondern Art von Streife, deren Mitte ein etwas dunkleres Gelb ausmacht, welches mit einem blassern Gelb bis zu einem neuen Jahrwuchse abgewechselt wird.

Man findet gar nicht selten große und starke Bäume unter der Erde versteinert, die in ihrem ganzen Bestandwesen und in allen ihren Theilen diese Beschaffenheit erlangt haben. In dem kaiserlichen Naturaliencabinet zu Wien findet man große Klötze, welche in der Dicke und Breite eben so groß sind, als die stärksten und dicksten Hackeklötze, deren sich die Fleischhauer bedienen, und

wovon verschiedene über drei Fuß im Durchmesser haben, in den schönsten Achat versteinert. Zuweilen ist die Rinde von dem Stamme in weißen Achat, und das Uebrige des Stammes zu einem schwarzbraunen Achat versteinert worden; und da die Rinde fast bei allen Arten von Bäumen eine ganz andre Beschaffenheit in ihrem Beständwesen und in der Zusammenfügung ihrer Theile an sich wahrnehmen läßt, als das übrige Holz des Stammes, so zeigt sich auch dieses ungemein deutlich bei dergleichen Versteinerungen.

Es ist leicht zu erachten, daß ein sehr langer Zeitraum dazu gehört, um so starke Stämme Holz daraus zu versteinern.

Um diese Zeit einigermaßen berechnen zu können, ließ Kaiser Franz I. einen Pfahl von der Brücke aus der Erde ziehen, welche Kaiser Trajan in Servien, unterhalb der Stadt Belgrad über die Donau hatte schlagen lassen, und von welcher damals noch einige Pfähle aus dem Wasser hervorragten. Da man aus der Geschichte bestimmt und mit Zuverlässigkeit weiß, daß diese Brücke vor etwa siebzehnhundert Jahren gebauet wurde, so läßt sich jene Berechnung allerdings anstellen. Der ausgezogene Pfahl, etwa 21 Fuß lang, war einen Fuß dick. Die neugierigen Na-

turforſcher bemühten ſich, denſelben auf alle Art zu unterſuchen. Er wurde ſowohl an demjenigen Ende, wo er in der Erde geſteckt, als da, wo er ſich in dem Waſſer befunden hatte, durchgeſchnitten und polirt; und man fand, daß derſelbe von außen ungefähr eines halben Zolles breit in einen ziemlich guten Achat verſteinert war. Das Uebrige von dem Stamme war in die Calcination, oder in den erſten Grad der Steinwerdung übergegangen, und zwar an den äußern Theilen ſtärker, nach dem Mittelpunkte zu aber ungleich ſchwächer, ſo, daß das Innere von anderem Holze nicht ſehr unterſchieden war. Man muß nämlich wiſſen, daß die Steinwerdung bei allem Holze ſich allemahl von dem Aeußern anfängt, und nach und nach in das Innere, bis in den Mittelpunkt, fortgeht. Dieſes hatte man nicht allein bei vielen andern Stücken, welche in der Erde gefunden worden waren, ſchon vorher überzeugend bemerkt; ſondern es wurde auch hier durch dieſes Beiſpiel beſtätigt. Hieraus erhellt, wie unbegreiflich zart und fein die Theile ſeyn müſſen, wodurch die Verſteinerung bewirkt und zu Stande gebracht wird. Denn wenn dieſes nicht wäre, ſo würde ſich die Natur durch die in den äußern Theilen des Holzes zuerſt anfangende Verſteinerung ſelbſt den Weg verſperren, um bis in das

Innere des Holzes fortgehen, und ihr Werk zu Stande bringen zu können.

Man sieht hieraus, daß die Natur lange Zeit nöthig habe, um die Versteinerung sehr starker Stämme zu Stande zu bringen. Nach einer ungefähren Berechnung würde dieser nur sehr mäßige Pfahl noch über zehntausend Jahre in der Donau haben stehen müssen, ehe derselbe zu einem vollkommen schönen Achat versteinert worden wäre. Wie lange Zeit muß also nicht erfordert werden, ehe ein so starker Stamm, der über drei Fuß im Durchmesser hat, von der Versteinerung gänzlich durchdrungen und in den schönsten Achat verwandelt wird? Gewiß können hunderttausend Jahre dazu kaum hinreichend seyn.

Man kann freilich die Einwendung machen, daß Ein Wasser geschickter als das andere sey, zu versteinern, und die Versteinerung zu beschleunigen. Allein, wenn die allerzartesten irdischen Theilchen, welche das Wasser bei sich führt, lediglich die wirkende Ursach der Versteinerung sind; so sollte man vernünftiger Weise schließen können, daß, je reichlicher sich der Zufluß von Wasser an einem Orte befände, desto schleuniger auch die Versteinerung zu Stande gebracht werden müsse. Die Folge ist ganz natürlich.

Man hat nämlich bemerkt, daß das unter der

Erde befindliche Holz ſich folgendergeſtalt verhält: Wenn dieſes Holz ſich in einem Grunde befindet, der ſehr trocken und von aller Feuchtigkeit befreiet iſt, ſo geht daſſelbe in Fäulung über, es mag übrigens der Boden aus Sand, Lehm oder irgend einer andern Erdart beſtehen. Hat aber der Boden, in welchem das Holz liegt, genug Feuchtigkeit, ſo geht daſſelbe zuerſt in die Calcination, oder in den erſten Grad der Steinwerdung über, und nach einem ſehr langen Zeitraume wird es endlich ganz und gar verſteinert. Dahingegen, wenn das Holz ſich in einem Boden befindet, der mit öligtem oder fettigem Weſen, oder mit ſauren Salzen angeſchwängert iſt; ſo geht das Holz in eine Art der Verkohlung über, oder es werden Steinkohlen daraus; eine Art der Verkohlung, die mit der Verſteinerung viel Aehnlichkeit hat.

11.

Schweden.

Bei einem Erdbeben fährt, statt des Feuers, Wasser aus der Erde.

Der Sillefluß fließt, eine Sechstelmeile von seinem Auslaufe in die große Indalselbe, durch einen inländischen See, Brusjö genannt, der von allen Seiten mit abhängenden Bergen umgeben ist. Der Boden dieses Sees besteht aus Schlamm, und die Ufer bestehen aus lockerm Brausethon. Seine Oberfläche hat etwa fünf und vierzig Quadrat-Tonnen Land, und die Tiefe ist sonst nicht über sechs Ellen gewesen. Er hat also ungefähr eine Million, achthundert und neunzigtausend Kubikellen Wassers gehalten. Der Ein- und Auslauf des Wassers mag im Frühjahre bis zwei Kubikellen in einer Stunde betragen haben, sonst aber bei weniger nasser Jahreszeit nur die Hälfte.

Den 23sten Mai 1782, gegen zwei Uhr Morgens, hörte ein an diesem See wohnender Häusler nebst seiner Mutter etwas einem ungewöhnli-

chen Donner Aehnliches. Sie ſtanden auf und ſahen, daß der See in einem ſtarken Kochen und Fluthen war. Der Häusler begab ſich nach einem Damme und einer Landſtraßenbrücke, etwa 200 Klafter von ſeinem Hauſe, die er zerbrochen und aus dem Grunde aufgehoben fand.

Hier ſtürzte das Waſſer vom See Brusjö fürchterlich daher, nahm vor ſeinen Augen den erwähnten Damm und die Brücke mit ſich, und zur Geſellſchaft noch eilf im Fluſſe erbaute Mühlen, mit den dazu gehörigen Dämmen und dem Zimmerholze. Ferner eine große Menge Steine und Bäume der Waldung auf beiden Seiten des Fluſſes, worunter ſich die größten Tannenbäume befanden, die mit einer außerordentlichen Heftigkeit fortgeriſſen wurden.

Die Erde ſchien gleichſam im Flußbette aufgeſprungen zu ſeyn, ſo daß der Fluß hier und da zehn bis funfzehn Ellen eingeſchnitten hatte, ob er gleich zuvor auf einem feſten Steingrunde floß. Bei der Mündung, wo der Fluß aus dem See kömmt, ward zuerſt eine große mit Steinen verbundene Sandbank ausgeſchnitten, darnach brach das Waſſer ſo ſchnell ein, daß zwei Weiber der dort wohnenden Arbeitsleute ihr Leben nicht zu retten vermochten, ſondern mit fortgeſchwemmt wurden. Mehrere Leute verſicherten, daß ſie, vor

dem Ausbruche des Unglücks, erst die Schornsteine des Hauses dieser Unglücklichen niedersinken, darnach das Haus selbst fortrücken und das Oberste sich nach unten kehren gesehen hätten. Die Erde schwankte dabei unter ihren Füßen. Nachdem alles in einen Steinhaufen verwandelt war, brach das Wasser von der Verdämmung nach einer andern Seite aus, und nahm einen neuen Auslauf, vierhundert Ellen vom ersten, wobei es gleichfalls ein im Wege liegendes Gebäude und andre Sachen mit fortführte, und den ganzen Platz, von des Flusses voriger Mündung, bis an die neue, mit einem Berge von Gries und Stein anfüllte, wovon sich ein ansehnlicher Theil in die große Indalselbe setzte, zwei Drittel der Breite derselben verstopfte, und durch solche Zusammenpressung des Wassers einen Wasserfall verursachte, welcher die erwähnte Elbe an dieser Stelle unschiffbar machte. Der niedergesetzte Berg hatte einen körperlichen Inhalt von etwa zwei und einer halben Million Kubikellen. Während der Scene haben die Leute Steine auf dem Wasser schwimmen sehen wie Holz (ein Zeichen der großen Gewalt des Wassers, oder wol gar einer Kraft von unten herauf). Außer diesem Berge sind auch noch weiter hinunter kleinere Anhäufungen entstanden. Die besagte große In-

daſselbe hat vom Silreſluß bis zu ihrem Auslaufe ins Meer vier und eine halbe Meile, und iſt bei dieſem Unglücke in vier Stunden drei bis vier Ellen hoch geſtiegen, je nachdem ihre Breite größer oder kleiner war; aber im Silreſluſſe bei den Sägemühlen fing das Waſſer nach zwei und einer halben Stunde an zu fallen, und nach drei und einer Viertelſtunde war es wieder ſo hoch als gewöhnlich.

Die Tiefe des Sees Brusjö fand ſich vierzehn Tage nach der Begebenheit auf vier und zwanzig Ellen vermehrt; und gleich den Tag darauf ſoll ſie, nach Verſicherung der Arbeitsleute, noch mehr betragen haben. In dieſem See muß alſo das Auswerfen des Waſſers vorgegangen ſeyn und dieß macht ſeine Lage, wie eine Höhle zwiſchen ſteilen Bergen, ſein lockerer Boden, und ſeine veränderte Tiefe, nebſt der angeführten Wirkung des Waſſers, ſehr glaublich.

Ob es nöthig ſey, zur Erklärung dieſer Erſcheinung einen, mittelſt Erdbeben verurſachten, Auswurf des Waſſers anzunehmen, iſt noch ſehr zweifelhaft. Aber eine Miturſache war unſtreitig die große Lockerheit und gleichſam in Gährung befundene Erdrinde an dieſem Orte. Dieß ſcheint aber wieder daher zu rühren, weil der Schnee im

letzten Frühjahre schnell nachgelassen hatte, und mitunter anhaltender Regen gefallen war.

12.

Dännemark.

Ursprung der Unfruchtbarkeit Jütlands.

Als der König von Dännemark im Jahre 1757 die Möglichkeit des Anbaues der Jütländischen Haiden untersuchen, und 10 bis 12 Fuß tief in den Erdboden eingraben ließ, um Mergel und andre Erdarten zur Verbesserung der Oberfläche zu finden; so zeigte sich an einigen Orten zwei Fuß, an andern Orten drei bis vier Fuß tief, unter der jetzigen Oberfläche eine schwarze, fruchtbare Erde, welche alle Kennzeichen einer ehemals bewohnten Oberfläche in sich wahrnehmen ließ. Es waren noch alle Wurzeln von den Grasarten, kleinen Gesträuchen und andern Pflanzengewächsen darinn, und zwar noch unversteinert, und so häufig, daß diese schwarze Erde dadurch ganz zusammenhängend wurde. Es ist in der Geschichte nicht

bekannt, daß Jütland und die angrenzenden Provinzen seit 2000 Jahren eine große Ueberschwemmung erlitten hätten. Folglich muß dieses schwarze, ehedem bewohnte, Erdreich zu viel ältern Zeiten gehören.

13.

Norwegen.

Unterirdisches Wallfischgerippe zu Friedrichshall.

Nach den Schriften des Bischoffs Pontoppidan (Thl. 1. S. 63.) fand man auf dem festen Lande zu Tißedahlen bei Friedrichshall in Norwegen in der Erde, noch 40 Faden hoch über der jetzigen Oberfläche des Meeres, ein vollkommnes Wallfischgerippe.

Gediegenes Silber.

Es giebt unter den Steinarten, aus welchen die hohen Felsengebirge oder die alten Gebirge bestehen, einige, welche nach aller Wahrscheinlichkeit nicht durch die Wasser gebildet, sondern durch das Schmelzen im Feuer hervorgebracht zu seyn scheinen. Ihre Anbrüche sind auf frisch gebrochenen Seiten allzu glatt und glasartig, als daß sie eine Geburt von Wasser- und Erdarten seyn könnten. Hierunter gehören die allerfestesten Arten von Hornsteinen, einige Jaspis- und Porphyrarten, und insonderheit eine Art von schwarzem Achat, welche man vor einiger Zeit sehr stark zu Rockknöpfen gebraucht hat.

Dieser schwarze Achat unterscheidet sich von demjenigen, welcher durch die Wasser hervorgebracht und von einem weit festern Bestandwesen ist, hauptsächlich durch seine große Glasartigkeit. Es ist einerlei Ansehen, wenn man große Stücken Glas zerschlägt, oder einen solchen Achat. Eben die ungemein platte und glänzende Oberfläche, eben die Schärfe an seinen Ecken und Spitzen, woran man sich bei einiger Unbehutsamkeit verwunden kann, zeigen sich an dem zerbrochenen Achatstücke; und sehr dünne Stücke lassen sogar einige Durchsichtigkeit an sich wahrnehmen. Diese

Art von schwarzem Achat wird gemeiniglich sehr tief unter der Erde gefunden; und man hat insonderheit eine große Menge desselben an dem Fuße des Berges Hecla in Island entdeckt.

Der Hornstein, welcher das Gebirge zu Königsberg in Norwegen ausmacht, scheint durch das Feuer seine ungemeine Festigkeit erlangt zu haben. Seine Härte übertrifft die Härte aller andern Hornsteinarten so weit, als der Diamant die Härte aller andern Arten von Edelgesteinen übersteigt. Es ist also schwer einzusehen, wie diese Steinart in diesem Gebirge eine so vorzügliche Härte erlangt haben könnte, wenn das Feuer nicht mitgewirkt hätte.

Ueberdieß entdeckte man in diesem Gebirge noch andre Umstände, welche es wahrscheinlich machen, daß dasselbe einstmahls im Brande gewesen sey. Man bricht daselbst nichts als gediegenes Silber, und zuweilen in solchen erstaunlichen Klumpen, daß einer davon drei, vier bis fünf Centner wiegt. Man kann schwerlich zugeben, daß die unterirdischen Dünste, oder die Wasser, solche ungeheure Stücke von gediegenem Silber ohne alle Beimischung von andern Metallen, Halbmetallen, Vererzungsmitteln und untergemischtem Quarz hätten bilden können, wie man

sie in der königlichen Kunstkammer zu Copenhagen findet; sondern die Beschaffenheit der Sache nöthigt uns zu glauben, daß dieselben vom Schmelzen durch das Feuer also in die Klüfte und Risse des Berges zusammengeflossen sind. Ihre Figur scheint auch in der That in den Spalten als in Formen gegossen worden zu seyn. Auf allen Seiten dieser Klumpen Silber entdeckt man die Abdrücke von den Ungleichheiten, Vertiefungen und Höhlungen, von den hervorragenden Spitzen und Ecken, welche die Spalte des Felsens, in welche das geschmolzene Silber geflossen ist, gehabt hat. Kurz, man darf diese ungeheuern Klumpen von Silber nur sehen, um sogleich ein Werk des Feuers, und keine sanfte und langsame Bildung der Natur zu errathen. Mit den kleinern Stücken von dem gediegenen Silber, die aus diesen Berggruben gebrochen werden, hat es eben diese Beschaffenheit. Alle diejenigen, welche man in Mineraliencabinetten sieht, zeigen dennoch, so dünne sie auch sind, die Abdrücke von den Ungleichheiten der Felsenspalte, in welche sie geflossen sind; und der Unterschied besteht blos darinn, daß die Spalte, in welche das Silber geflossen ist, sehr klein gewesen seyn muß.

Es ist wahrscheinlich, daß dieses ganze Gebir-

ge mit einer großen Menge von dem beſten Silberglaserz erfüllt geweſen iſt; und da es bekannt iſt, daß die beſte Art dieſes Erzes ſich nicht allein hämmern und ſchneiden läßt, ſondern auch ſehr leicht im Feuer ſchmilzt; ſo hat das Glaserz auch leicht ſchmelzen und in die Spalten des Felſens, die entweder vorher durch Erdbeben, oder durch eben dieſes Feuer entſtanden waren, hineinfließen können; was aber dieſe Vermuthung gar ſehr beſtätigt, und zu einer großen Wahrſcheinlichkeit bringt, iſt, daß an Einer Seite dieſes Gebirges, welche eine Art von Vorgebirge ausmacht, und wohin alſo nicht alle Heftigkeit des Feuers gelangt ſeyn mag, noch wirkliches Silberglaserz im Anbruch ſteht, und in vorigen Zeiten noch viel häufiger gebrochen worden iſt.

14.

Lappland.

Heereszüge der Bergmäuse und das Verschwinden der Rennthiere.

Der Leming oder die Norwegische Bergmaus zieht bekanntermaßen in so ungeheuern Heeren unerwartet durchs Land, daß dies den Pöbel in Norwegen veranlaßt hat, zu glauben, sie wären aus den Wolken auf einmal herabgeregnet. Andre glauben, daß die Wolken diese Mäuse mit sich von den Bergen genommen und in der Ebene wieder abgeschüttelt hätten. Noch jetzt, sagt Linnäus, glauben die Lappländer, Wolken zögen Rennthiere an sich, wie der Magnet das Eisen, und trügen sie sodann mit sich fort, daß man sie nie wieder zu sehen bekäme. Allein, ob es gleich seine Richtigkeit damit hat, daß in Gegenwart gewisser Wolken in Lappland zuweilen Menschen und Rennthiere verschwunden sind: so sind sie doch keineswegs durch die Lüfte mit fortgeführt. Ich selbst, fährt Linnäus fort, bin mehr als einmal auf den höchsten Gebirgen und von den Wolken umgeben

geben gewesen. Die Eisberge sind die höchsten unter den dasigen Gebirgen, und erstrecken sich längst denselben öfters drei bis vier Meilen in die Breite hin. Auf ihnen ist kein grüner Fleck oder kahler Berg zu sehen, sondern ein immerwährender Schnee, der so hoch als ein hoher Berg auf der Oberfläche des Gebirges liegt, und oben überall wellenförmig aussieht, wie das wallende Meer. Dieser Schnee ist so hart, daß man unmöglich durchkommen kann, und fast wie Eis. Man sieht in demselben, wie in dem Eise, breite, durch den Frost verursachte, Spalten, wo die Sonne den Schnee von den Seiten abschmelzt, und das Wasser allmählig zu rinnen anfängt, bis es endlich einen kleinen Bach verursacht, woraus in dem Schneegebirge ein Abgrund entsteht, der senkrecht oder breiter hinunter, öfters so tief, als der Schnee selbst, auf funfzehn oder zwanzig Klafter geht.

Wenn die Lappen am Horizont eine kleine dunkle Wolke gewahr werden, so wissen sie voraus, daß sie, wenn sie an einem bequemen Orte sind, stillhalten oder ihren Weg dahin beschleunigen müssen, wo sie sich lagern können. Die Wolke zieht sich allmählig herauf und wird immer größer, bis sie den halben Horizont einnimmt; sie führt einen Sturm mit sich, und überzieht endlich Menschen und Thiere wie ein dicker Nebel. Die nassen

Theilchen setzen sich an alle Haare, und es wird so finster, daß man kaum Hände und Füße sehen kann. Alles wird still, bis auf den Wind; ruft man, so kann der, welcher etwa neun Ellen weit von einem ist, nichts hören. Wenn man nun in solcher Finsterniß geht, wo man den Schnee auf der Erde nicht erkennen kann, so ist es leicht, daß man in eine von den beschriebenen, vom Wasser gemachten, Klüften falle, und darinn begraben werde. Aus Liebe zum Wunderbaren spricht nun der lappländische Pöbel, der nicht einsieht, wo die Verschwundenen geblieben seyn mögen, jene Wolke habe Mann und Rennthier durch die Lüfte entführt.

Uebrigens kann diese Wolke so wenig etwas aufheben als ein Nebel; also auch eben so wenig die Mäuse, die wie andre Thiere in den Gebirgen geheckt und erwachsen sind, von da aber, zu gewissen Zeiten, gleichsam colonienweise herabkommen. In vorigen Zeiten, da diese Thiere die Provinzen um Lappland herum unvermuthet überschwemmten, wurde das Volk darüber so bestürzt, daß es deshalb einen Buß- und Bettag anzustellen veranlaßt ward.

15.

Island.

Der brüllende Berg.

Herr Olaffen hörte, daß zu Hverevalle, auf dem Gipfel des Krölgebirges zu Skagefiord ein Hügel läge, der in einemfort brülle. Man hatte ihm manche Abentheuer davon erzählt, aber alle eingezogenen Nachrichten waren unvollständig, weil nur Hirten und Grassucher in diese Gegend kommen, die ringsumher morastig, und voll von Lava ist. Er entschloß sich daher, mit seinem Reisegefährten den Unhold selbst in Augenschein zu nehmen. Schon von ferne sahen sie einen starken Rauch himmelanwärts steigen. Sie hatten schönes, helles Wetter, und suchten der Dampfsäule näher zu kommen. Als sie bis auf eine Viertelmeile heran waren, sahen sie an drei Orten den Rauch emporsteigen. Sie hörten ein entferntes Gemurmel, gleich dem Brüllen eines Löwen, welches von einem sehr durchdringenden Zischen begleitet war. Ihre Pferde spitzten die Ohren, und wollten nicht weiter vorwärts. Sie saßen ab, und giengen zu Fuße.

Jetzt sahen sie einen weißen runden Hügel, aus welchem der Rauch aus drei Löchern mit einer solchen Kraft hervordrang, daß es nicht anders schien, als wenn das Ziſchen daher rührte. Die Löcher hatten auswendig nur drei Finger breit im Durchmesser, und ihr Rand war mit rothen, weißen und grünen Farben gesprengt. Sie untersuchten die Löcher mit biegsamen Weidenruthen, konnten aber, wegen der schiefen und winklichten Richtung derselben, nirgends weit durchkommen. Warfen sie kleine Steine hinein, so wurden diese durch die Heftigkeit des Zuges wieder herausgeworfen; legten sie platte Steine auf die Oeffnungen, so wurden sie gleichfalls zurückgeschlagen. Niemand konnte hier in der Nähe den andern verstehn, und hätte man mit Riesenstimmen geredet; so sehr brüllte der Hügel! Uebrigens ist Hverevalle ein großes, grasreiches Thal, und nahe dabei ein frischer See, auf welchem Schwäne schwammen, die des Brüllens nicht zu achten schienen. Der Boden hat Winter und Sommer eine starke unterirdische Hitze, und friert daher nie. Nicht weit davon sind drei heiße Quellen, wovon die mittelste ihr Wasser drei Ellen hoch wirft.

16.

Sibirien.

Elephantenzähne weit von dem Vaterlande dieser Thiere.

Zum Beweise, daß die Erde sich von Zeit zu Zeit verändern müsse, dient unter andern auch, was Herr Prof. Gmelin im dritten Theile seiner Reisen erzählt. Er sagt daselbst, daß in den Ufern der großen Sibirischen Flüsse Obi, Jenisey und Lena sehr häufig Elephantengerippe gefunden werden. Die Ufer dieser Ströme sind öfters mit dem dicksten Eise bedeckt, welches überdieß noch durch das Eis aus dem Meere vermehrt wird, welches ein gewisser Wind dahin treibt. Dieses Eis beschwert die steilen und öfters unterhöhlten Ufer dieser Ströme so sehr, daß, wenn es anfängt zu schmelzen, nicht selten große Stücken Erde von den Ufern mit losbrechen. Hierdurch nun werden die noch an den Ufern in der Erde verborgenen Elephantengerippe entdeckt. Kaiser Peter der Erste hat die schönsten und längsten Zähne von acht bis neun Fuß lang, die bei solchen Gelegenheiten gefunden

wurden, aufsammeln und in sein Naturalien-Cabinet nach Petersburg bringen lassen. Herr Prof. Gmelin hat sie nicht allein daselbst gesehn, und bei der genauesten Untersuchung befunden, daß es keine andre als Elephantenzähne waren; sondern sie haben sich auch fast noch gänzlich in ihrem natürlichen Zustande befunden, ohne merkliche Kennzeichen einer Verwesung oder Versteinerung an sich zu haben; da sie doch wenigstens mehrere tausend Jahr unter der Erde gelegen haben, welches vermuthlich dem nachherigen großen und fast beständig anhaltenden Froste in dieser Gegend zuzuschreiben ist.

Russische Salzseen und Salzberge.

Der weiße See (Zagannor), nicht weit vom Flusse Urulengui, hat ein ganz weißes Ansehen, und wenig aber sehr salziges Wasser, das aber mehr einem Glauberischen Wundersalze, als einem reinen Kochsalze gleicht. Eben so merkwürdig ist der Salzsee, sieben und eine halbe Werst südlich vom Borsabache. Er hält über 3 Werste im Umfange, und sieht ganz weiß aus.

Das Salz setzt sich nicht sowohl in dem

Grunde des Sees in Kristallen, als vielmehr auf der Oberfläche an, wo es als eine dünne Haut oben auf schwimmt. Es hat alle Eigenschaften eines gemeinen Küchensalzes. Es kann wol seyn, sagt Gmelin, daß man das Salz zu andern Zeiten dicker antrifft, als bei unsrer Anwesenheit. Denn die Salzfahrer, welche Solenniki genannt werden, und theils aus Nertschink, theils aus Tschitinsk hieher kommen, waren schon da gewesen, und vielleicht fand ich deswegen so wenig Salz da, weil es entweder kurz vorher weggenommen worden, oder weil viel Regen gefallen war. Gmelin's Gesellschaft hatte acht Tage zuvor gar kein Salz hier gesehen; und es mußte also in dieser kurzen Zeit schon wieder eine so dicke Rinde sich angesetzt haben. Nahe bei diesem See war, nach Süden zu, noch ein kleiner See von Salzwasser, der aber kein Salz angesetzt hatte.

Unter andern verschiedenen Salzseen und stark gesalzenen Quellen, deren Gmelin erwähnt, findet man auch eine, die mitten im Flusse bei Usolin aus einem Steinfelsen springt *). Besonders merkwürdig aber ist folgende Nachricht: In

*) Gmelins Reisen durch Sibirien. Th. 3. S. 67.

Sibirien, im Lande der Jakuten, am rechten Ufer des Fluſſes Kaptendei, etwa 130 Faden vom Ufer, an einem niedrigen Orte, der etwa 120 Faden lang und 30 Faden breit iſt, entſpringen aus der Erde verſchiedene Salzquellen. Gegenwärtig ſieht man deren nur zwei, aus welchen mit dem Waſſer eine große Menge Salz ausgeſtoßen wird, welches im Waſſer ausſieht, als wenn feiner Sand mit ſelbigem vermiſcht wäre. Das Salz ſetzt ſich um die Quelle in Stücken zuſammen, die wie ein ſchneeweißer, aus feinſtem Sande zuſammengeſetzter, Stein ausſehen. Das Waſſer ſtößt das Salz immer hervor; ſo daß es ſich auf zwei Arſchinen (ruſſiſche Ellen) hoch an den Seiten anhäuft, ohne daß die Quelle in der Mitte verſtopft wird *). Man ſieht hieraus, wie ſehr dieſes Waſſer mit Salztheilen geſättigt ſeyn muß, da es gleich bei einer ſo geringen Verdunſtung, als die natürliche Verdunſtung des Quellwaſſers iſt, ganze Haufen Salzkriſtallen aufeinander ſchichtet. Nicht weniger ſalzhaltig aber mag der Rio de la Sal in Chili ſeyn, der ſo viel Salz bei ſich führt, daß die Theile der Pferde, die mit ſeinem Waſſer gewaſchen werden, wie Herrera ſagt,

*) Theil 2. Seite 374.

sobald als sie trocken werden, mit Salz gleichsam überzogen scheinen, und wo das angeschossene Salz an den Ufern des Flusses in Kristallen liegt.

Auch ein sehr merkwürdiger Salzberg findet sich in Sibirien *). Er liegt im Lande der Jakuten, vom Flusse Kaptendei 30 Werste gegen Osten, ist auf 30 Faden, (fast hundert Ellen) hoch, und von Osten nach Westen 210 Faden (auf siebentehalb hundert Ellen) lang.

Von unten bis auf zwei Drittel der Höhe, besteht er aus einem sehr zarten, durchsichtigen, in großen würflichten Kristallen zusammengewachsenen, Salze, in welchem nicht die geringste Unreinigkeit oder Vermischung der Erde und andrer Stoffe wahrgenommen werden kann. Das oberste Drittel des Berges besteht aus einer rothen, lehmichten Erde, zwischen welcher ein rother, lehmichter Talk gebrochen wird, und zwar von der schönsten Art. Der Berg ist an der Seite nach dem Flusse zu sehr steil, und sein westliches Ende hängt mit einer Bergkette zusammen, die daselbst ihren Anfang nimmt, nach Norden läuft und eben nicht arm an Salz zu seyn scheint; weil sie mit eben dem Lehm, wie der Salzberg, bedeckt ist, eben

*) Th. 2. Seite 374.

Talk führt, und vornehmlich weil im Frühjahre, wenn das Wasser abgelaufen ist, Salzblumen vorhanden sind.

Ein Erdbrand am Tomflusse.

Gmelin fand in Sibirien, in der Gegend des Tomflusses, 10 Werste vom Dorfe Kaltirak, ein Torfland, das erst ein Moraſt gewesen, jetzt aber ausgetrocknet war. Es rauchte beständig und gab einen Geruch von sich, wie der feinste holländische Torf. Wahrscheinlich, meinte Gmelin, sey dieser Torf durch Menschen oder durch Blitz angezündet worden, gebe Rauch und Torfgeruch von sich, und brenne in seinem Innern.

Ferner sagte man ihm, an dem Orte, wo sich der Bach Abascheva in den Tomfluß ergieße, sey ein feuerspeiender Berg. Begierig, ihn zu sehen, kam er dahin, fand Rauch und widrigen Geruch, und an der Feuerstelle selbst nichts, als ein brennendes Erdreich, das nur auf der Oberfläche brannte und also mit einer Menge Wassers ausgelöscht werden konnte.

Noch merkwürdiger ist das brennende Ufer an der östlichen Seite des Flusses Chatanga, zehn

Werste oberhalb des hineinfallenden Flusses Novareka, und ein Werst unter Panomareva Simowje*). Es sind glimmende und rauchende Steinkohlenschichten mit einer Sand- und Erdlage bedeckt. An den Brandstellen schließt hier und da Salmiak an; Schlacken giebt es nicht.

Ferner sah Gmelin **) in der Nacht ein Feuer von ferne, und wurde des andern Tages berichtet, daß schon drei Jahre lang, beständig an derselben Stelle, des Nachts ein Feuer, des Tages aber ein Rauch zu sehen sey, welches nach seiner Meinung nichts anders, als wieder ein brennendes Torfland war, wie viele dergleichen in dieser Gegend sind.

Endlich kam er ***), kurz zuvor, ehe er am Kondinski Werschini anlangte, wieder an einem Torflande vorbei, welches lichterloh brannte.

Noch erzählt Gmelin (Th. 3. S. 519), daß bei Irkutzk in ebenem Boden Ritzen waren, woraus ehemals Feuer, zu Isbrand Ides Zeiten aber nur noch Wärme, gekommen sey. Zu Gme-

*) Gmelin, Th. 2. S. 526.

**) Daselbst S. 7.

***) Daselbst S. 131.

uns Zeit waren sie selbst nicht mehr, aber doch noch bei einigen Einwohnern in Andenken.

Die Bärenjagd.

Wenn die Finnmärkischen Lappen, wovon einige Stämme sich noch des Bogens bedienen, im Walde jagen, und durch ihre Hunde auf eine Bärenhöhle gebracht werden, vor welcher die Spürhunde stille stehn und bellen; so stellt ein solcher Lappe seinen Bogen vor die Oeffnung der Höhle. Der Bär liegt dann ganz ruhig. Hierauf hauet der Lappe Fichten und andre Zweige ab, zieht seinen Bogen aus der Höhle und verstopft sie mit erwähnten Zweigen, so daß der Bär seinen Kopf nur durch ein Loch stecken kann, vor welchem der Lappe mit seiner Axt schon lauert. Nun hetzt und reizt er den Bären so lange, bis dieser ganz wüthend hervorkömmt, und seinen Kopf, um seinen Feind zu suchen, hervorstreckt, in welchem Falle ihm der Lappe sogleich mit seiner Axt einen Schlag versetzt. Wenn dieser den Kopf oberwärts trifft, so thut er dem Bären keinen merklichen Schaden; fällt aber die Axt niedriger, zwischen die Augen, so spaltet sie den Kopf des Bären.

An andern Finnmärkiſchen Orten haben ſie eine andre Art, Bären zu fangen. Wenn da der Bär ein andres Thier geſchlagen, und auf einige Zeit verlaſſen hat, oder davon verjagt worden iſt, ſo machen ſie einen Zaun um daſſelbe, der zwei einandergegenüberſtehende Eingänge hat. Auf den Seiten der Eingänge werden geſpannte, mit Pfeilen verſehene, Bogen geſtellt, ungefähr ſo hoch, daß die Pfeile gerade das Herz des Bären treffen, wenn er im Begriff iſt, in den Zaun hinein zu gehn. Auf der Erde liegt ein Strick. Sobald nun der Bär an dieſen ſtößt, fliegen ihm die Pfeile als eben ſo viele Selbſtſchüſſe entgegen, und bringen ihn, wenn ſie recht geſtellt ſind, unfehlbar ums Leben.

Der doppelte Eingang iſt hauptſächlich dazu, daß er theils eine freie Wahl zum Eingange haben, theils auch, wenn er den Einen verfehlt, wenigſtens im Andern gefangen werden möge. Die Lappen pflegen dergleichen Selbſtſchüſſe mit Bogen auch auf beiden Seiten in engen Fußſteigen anzubringen, wohin oft Bären kommen.

Die Kamtſchadaliſchen Bären werden vom Herrn Kraſcheninikow weder grimmig, noch ſehr groß, und gegen Frauenzimmer ſehr höflich beſchrieben. Sie pflegen, ſagt er, niemals die Frauenzimmer feindlich anzufallen, vielmehr begeg-

nen sie denselben im Sommer, wenn sie Beeren sammeln, aufs freundlichste, wie zahme Thiere. Sie fressen ihnen zwar zuweilen die gesammelten Beeren auf, das ist aber auch die einzige Unart, welche sie gegen das Frauenzimmer begehen. Im Sommer kommen sie von den Gebirgen herunter, um sich an den Flüssen von Fischen zu nähren, daher sie auch Fischbären genannt werden.

Ehe noch das Feuergewehr in Kamtschatka bekannt wurde, bediente man sich verschiedener Mittel, die Bären zu fangen. Man verstopfte z. B. mit einer Menge Holzscheide die Mündung der Bärengrube. Diese Holzscheide holte der Bär alle zu sich, damit ihm der Ausgang nicht möchte versperrt werden. Man fuhr damit so lange fort, bis der Bär überall mit Holz umgeben war, und sich kaum noch rühren konnte; dann grub man von oben hinein, und nun war es leicht, ihn mit Lanzen todt zu stechen.

Die Koräken suchten sich zum Bärenfange einen oben etwas gekrümmten Baum aus; an diesen befestigten sie eine Schlinge, hinter derselben aber eine gute Lockspeise. Wenn der Bär diese holen wollte, so hieng er gemeiniglich mit dem Kopfe oder mit seiner Tatze in der Schlinge. Sie wußten auch große, schwere Balken so aufzustel-

len, daß diese bei der geringsten Berührung zusammenfielen, und so den Bären erschugen.

Eine andre Art war, ein Brett voll eiserner Angeln in den Weg zu legen, den er nehmen mußte, und nahe dabei etwas aufzustellen, das leicht mit Getöse niederstürzte. Dadurch wurde der sichre Bär so sehr erschreckt, daß er in größter Uebereilung auf das Brett zulief, und sich wenigstens eine Vordertatze, mit welcher er zuerst auftrat, an den Angeln verwundete und festmachte. Das brachte ihn in solche Wuth, daß er, um sich zu befreien, mit der andern Tatze auch auf das Brett schlug. Nun war auch diese fest, worauf der Bär sich auf die Hintertatzen setzte, und so das an den Vordertatzen festhängende Brett in die Höhe zog, welches ihn in eine solche Raserei setzte, daß er sich dadurch selbst des Lebens beraubte.

Die Einwohner an der Lena und am Ilim haben eine noch seltnere Art, Bären zu fangen. Sie stellen eine Schlinge auf den gewöhnlichen Weg des Bären, oder bei dem Eingange in seine Grube, die an ein starkes und schweres Stück Holz befestigt ist. Wenn er sich nun gefangen sieht, nimmt er das Holz auf, und trägt es an einen Absturz, wo er es mit heftigem Grimm hinunterstürzt, und, weil er daran selbst fest ist, mit hinunter gezogen wird, folglich entweder gleich todt

bleibt, oder sich doch heftig zerschellt. Indessen ruht er nicht, sich auf diese Art loszumachen, bis er endlich den Hals bricht.

Diese letztere Art hat etwas Aehnliches mit derjenigen, wodurch die Russen ihren Honig vor den Bären verwahren. Sie hängen ein solches Stück Holz an einem langen Stricke vor solche Bäume, in welchen die Bienen sich befinden. Wenn der Bär hinauf klettert, sich ihres Honigs zu bemächtigen, hindert ihn der vorhängende Klotz. Er schiebt ihn zwar zurück, dieser prallt aber wieder auf ihn an, daher er ihn mit großer Gewalt zurückschlägt, aber dadurch nichts weiter ausrichtet, als daß der Klotz ihm seinen Stoß mit gleicher Heftigkeit erwidert. Dieß Spiel treibt er so lange, bis er endlich auf die Nase getroffen wird und sein Leben verliert, oder doch vom Baume herunterstürzt.

Es giebt in Kamtschatka Menschen, die es allein mit einem grimmigen Bären aufnehmen, den eine ganze Gesellschaft kaum anzugreifen wagen dürfte. Dies geschieht ohne alle andre Waffen als mit einem starken Eisen, das an beiden Seiten scharf zugespitzt ist und in einem ledernen Riemen hängt. Diesen Riemen windet der Mensch um den rechten Arm, bis zum Ellenbogen hinauf, nimmt das Eisen in die linke, und sein Messer

in

in die rechte Hand, und geht auf den Bären los, der, wie gewöhnlich, auf den hintern Tatzen steht, den Rachen aufsperrt, und sich dem Jäger entgegenstellt. Allein dieser steckt seinem brummenden Gegner die rechte Hand mit dem spitzigen Eisen geschickt und muthig in den Rachen, welches nicht allein den Bären hindert seinen Rachen zu schliessen, sondern ihm auch große Pein verursacht, und ihn ganz außer Stand setzt, sich weiter zu wehren; daher ihn der Jäger dahin führt, wohin es ihm beliebt, oder ohne die geringste Gefahr mit seinem Messer todt sticht.

Die Wilden unternehmen kaum etwas mit mehreren Feierlichkeiten als eine Bärenjagd; und um die Freundschaft eines Jägers, der einige Bären in Einem Tage erlegt, bestrebt man sich viel eifriger, als um die Gewogenheit eines Kriegshelden; weil eine solche Jagd einer Familie nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleidung verschafft. Einige sind in dieser Art von Jagd so erfahren, daß wenn sie durch die Wälder und Gebüsche kriechen, und im Herbste einen fetten Bären antreffen, sie ihn überfallen, zu Boden werfen, und nun mit Ruthen vor sich her in ihr Dorf treiben.

Auch die Kamtschadalen sehen die Erlegung eines Bären für eine so wichtige Sache an, daß derjenige, der diese That verrichtet hat, ver-

bunden ist, alle seine Nachbaren zu bewirthen. Bei diesem Schmause macht freilich das Bärenfleisch das vornehmste Gericht aus, worauf dann die Knochen des Kopfes und der Schenkelbeine als Siegeszeichen rund um die Hütte gehängt werden.

17.

Nordpol.

Das älteste aller menschlichen Denkmähler.

Als Maupertuis, nebst einigen andern Mitgliedern der französischen Akademie, auf Kosten des Königs von Frankreich, nach den Gegenden des Nordpols geschickt ward, um daselbst einen Erdgrad auszumessen, woraus die Gestalt des Erdballs mit hervorgegangen ist: so entdeckte derselbe in dieser, der Natur durch die erstaunliche Kälte fast abgestorbenen, Gegend ein ganz außerordentliches steinernes Monument, das sowohl seiner äußerlichen Gestalt nach, als wegen der darauf eingehauenen Schriftzüge, deutlich zu erkennen gab, daß es

nicht von der Natur, sondern von Menschenhänden, und vermuthlich zum Andenken einer gewissen Begebenheit, an dieser Stelle errichtet worden sey. Der Herr von Maupertuis hat sich die Mühe gegeben, die Schriftzüge dieser Inschrift mit möglichster Sorgfalt und allem Fleiße nachzuzeichnen, und solche in den Nachrichten von dieser seiner Reise und der Ausmessung des Nordpols der Welt mitzutheilen. Allein, die allererfahrensten Sprachkenner, sowohl der alten, bereits abgestorbenen, als der noch lebenden Sprachen, haben in dieser Inschrift nicht die geringste Spur finden und entdecken können, daß die Sprache dieser Inschrift und die dazu gebrauchten Schriftzüge oder Charaktere mit irgend einer Sprache, die, unsern Nachrichten nach, jemals in der Welt statt gefunden habe, die geringste Aehnlichkeit habe.

Niemand wird sich so leicht einfallen lassen, daß dieses Monument von den Bewohnern des Nordens, die während unsrer jetzigen Zeitrechnung in diesem kalten Himmelsstriche gewohnt, oder sich in der Nähe des Nordpols aufgehalten haben, sey zu Stande gebracht und errichtet worden. Die armseeligen und unwissenden Lappen, als die Bewohner oder nächsten Nachbarn des Nordpols, sind wol zu allen Zeiten sehr entfernt gewesen, sich von Errichtung eines solchen

Monuments etwas einfallen zu lassen; und wenn auch dieses geschehen wäre, so müßten die Schriftzüge auf diesem Monumente von solcher Beschaffenheit seyn, daß sie unsern besten Sprachkundigen kein unerforschliches Geheimniß wären. Sie müßten unstreitig einige Aehnlichkeit mit den Runischen, Gothischen und andern alten Charakteren des Nordens, oder auch mit einer von den heutigen, nordischen Sprachen haben; gesetzt, daß man auch mit einer Nachsicht, die man nicht einmal erwarten kann, zugeben wollte, daß sich die alten oder neuern Bewohner des Nordens ein solches Denkmahl zu errichten hätten einfallen lassen.

Allein, die Sache redet gleichsam für sich selbst. Dieses Denkmahl kann weder von irgend einem nordischen Volke, das in dem Laufe unsrer dermaligen Zeitrechnung um den Nordpol gewohnt hat, noch in der jetzigen, ganz unbewohnbaren, Beschaffenheit des Nordpols errichtet worden seyn. Man muß bis auf eine Zeit zurückgehen, da die jetzige Gegend des Nordpols noch nicht diesen Pol ausgemacht, sondern in einem ganz andern, viel wärmern und angenehmern Himmelsstriche sich befunden hat; kurz, auf eine Zeit, die weit über unsre jetzige Zeitrechnung hinausgeht, und wo die Bewohner des Erdkörpers zu der Ausdrückung, und zu den sichtbaren Zeichen ihrer Gedanken, die

allemahl willkührlich sind, ganz andre Töne und Charaktere hatten, als die Bewohner des Erdkörpers während unsrer ganzen jetzigen Zeitrechnung gebraucht haben.

18.

Mittelländisches Meer.

Santorin und einige andre Inseln treten aus dem Meere hervor.

Die Entstehung neuer Inseln geschieht auf zweierlei Art. Entweder plötzlich durch die Wirkung eines unterirdischen Feuers, oder langsam, durch den niedersinkenden Schlamm im Wasser. Von beiden Verfahrungsarten der Natur findet man bei alten Geschichtschreibern und neuern Reisenden ganz unleugbare Nachrichten. Seneka versichert, zu seiner Zeit wäre die Insel Therasia, die jetzt Santorin heißt, plötzlich vor den Augen der Seeleute hervorgekommen. Plinius meldet ebenfalls, daß ehemals aus dem Grunde des mittelländischen Meeres zu gleicher Zeit dreizehn neue

Inseln emporgestiegen wären, unter welchen er Rhodus und Delos als die vornehmsten nennt. Allein nach seiner sowohl, als auch nach Ammians, Philons und andrer Männer Erzählung, scheinen diese Inseln weder durch ein Erdbeben, noch durch den Ausbruch eines unterirdischen Feuers, hervorgebracht worden zu seyn; vielmehr waren, nach ihrer Aussage, diese Inseln vorher nur unter dem Wasser verborgen. Blos durch die Abnahme der Meereshöhe wurden sie mit der Zeit über dem Wasser sichtbar. Der Insel Delos hat man sogar den Namen Pelagia deswegen beigelegt, weil sie vormals im Meere verborgen lag. Wir können also nicht zuverlässig bestimmen, ob man den Ursprung dieser dreizehn neuen Inseln von der Wirkung der unterirdischen Feuer oder von einer andern Ursach herleiten soll, die eine starke Abnahme und Erniedrigung der Wasser des mittelländischen Meeres veranlaßt hatte. Die Insel Hiera, unweit Therasia, soll aber, laut Plinius, aus eisenhaltigen Massen und aus Erde, die der Meeresgrund hervorgestoßen habe, gebildet worden seyn. Im 89sten Kapitel seiner Naturgeschichte führt er noch viele Inseln an, die auf gleiche Art entstanden wären. Außerdem können wir hiervon noch weit richtigere und neuere Begebenheiten beibringen.

Am 23sten Mai des Jahres 1707 erblickte man, beim Aufgange der Sonne, auf eben dieser Insel Therasia oder Santorin, in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen vom Lande, gleichsam einen schwimmenden Felsen im Meere. Die Neugierde bewog einige Leute, das Seltsame dieser Erscheinung näher zu betrachten. Sie bemerkten, daß diese, aus dem Grunde des Meeres hervorgestiegene, Klippe unter ihren Füßen immer größer wurde, und brachten Bimstein und Austern mit zurück, die noch an den Wänden des emporgestiegenen Felsen klebten. Zwei Tage vor dem Ursprunge dieser Klippe war zu Santorin ein leichtes Erdbeben bemerkt worden. Die neue Insel wuchs bis zum 14ten Junii, ohne weitere bedenkliche Vorfälle, sehr merklich an. Damals hatte sie schon eine halbe Meile im Umfange, und war bereits an zwanzig bis dreißig Fuß hoch. Ihr Erdreich war weiß und dem Lehm ziemlich ähnlich. Das Meer gerieth bald darauf in immer heftigere Unruhen. Ein aus demselben in die Höhe steigender Dampf verbreitete seine unangenehmen Wirkungen über die ganze Insel. Den 16ten Julii sah man auf einmal siebzehn bis achtzehn Klippen aus dem Meere hervorsteigen, und sich nebeneinander stellen. Alles dieses geschahe unter einem fürchterlichen, über zwei Monat anhaltenden, Ge-

tösen und bei einem beständigen Ausbruche heller Flammen, die aus der neuen Insel in die Höhe loderten. Der Umfang und die Höhe dieser Insel wurden täglich beträchtlicher, und die fortdauernden Stöße schleuderten Felsen und Steine über sieben Meilen weit umher. Bei den Alten wurde die Insel Santorin selbst als ein neues Land betrachtet. In der That ist sie in den Jahren 726, 1427 und 1573 jedesmahl durch neue Zusätze und kleine, neben ihr sich ansetzende, Inseln vergrössert worden.

Eben die Feuergruft, die zu Seneka's Zeiten Santorino hervorbrachte, hat auch zu Plinius Zeiten die Insel Hiera und Volkanella, zu unsern Zeiten aber die eben angeführten Klippen erzeugt.

B.

Asien.

1.

Kaspische Meeresküste.

Der kochende See bei Baku.

Bei der Stadt Baku am Kaspischen Meere, erzählt Kämpfer, erhebt sich in der Nähe des ewigen Feuers der Gebern, etwa neun Ellen über der Fläche des Bodens, ein Hügel, dessen Fuß länglicht rund ist. Auf seinem Gipfel befindet sich ein See, der etwa funfzig Schritt im Umfange hat. Das Wasser im See ist salzig von Geschmack, schwarz von Ansehn, und brauset ohne Unterlaß. Dieses Sieden der Oberfläche ist die

Folge einer aufwallenden Bewegung in der Tiefe des Schlundes, und führt den Namen des Naphta-Fegfeuers.

Die Ankömmlinge bleiben in schreckhafter Aufmerksamkeit am Rande des Sees, und staunen zitternd vor dem fürchterlichen Brausen des Schlundes. Mit den Wasserblasen kömmt nicht selten ein schwarzer Schaum von erdichter Substanz hervor, den man für den Unrath der Naphta ausgiebt. Von diesem Unrath, der beständig ans Ufer getrieben, und mit den Wasserblasen viele Jahre hindurch herausgeworfen wurde, scheint der Hügel selbst gebildet zu seyn. Um den See her sind verschiedene kleine Brunnen, in welche man etwa einen Finger oder eine Hand stecken konnte. Kämpfer zählte ihrer fünfundzwanzig auf der Höhe, und funfzehn am Fuße des Hügels, die alle ein krystallhelles Wasser gaben. Alle führten einen Salzgeschmack mit sich; aber keiner schmeckte wie der andre, und wie das Wasser im See. Auch diese gaben die Umwohner für eine Seltenheit aus.

Wiewohl der See beständig mit Blasen aus der Tiefe aufkochte, so lief er dennoch selten über; welches Kämpfer ebenfalls an den vielen andern kleinen Brunnen bemerkte, in welchen das Wasser nicht sowohl zu quellen, als von einem aus der Tiefe auffahrenden Athem bewegt zu werden schien.

Wer sieht nicht beim ersten Anblicke dieser Wundererscheinung, daß auch in diesem Luftvulkane eine im Innern der Erde entzündete Materie elastische Dünste entwickelt, und in die Höhe jagt?

Das ewige heilige Feuer.

Der große Zoroaster ließ, dem Gotte des Lichtes zu Ehren, ein heiliges Feuer als ein Ebenbild der Gottheit in dem Allerheiligsten der Persischen Tempel bewahren. Die Gebern, eine Indische Religionssecte, die sich von ihm herschreibt, verehrt daher noch jetzt das heilige Feuer, und bewahrt es im Innern ihrer Tempel. Ein Zweig dieser Indischen Gebern errichtete einen dieser Tempel am Kaspischen Meere, wo die Natur eine unauslöschliche Flamme aus der Erde auflodern läßt.

Der Physiker hält es für eine Merkwürdigkeit der Natur, aber der Feueranbeter verehrt es als ein Wunder, das die Gottheit seiner Secte zu Ehren verrichtet.

Die meisten der steinernen Tempel, welche sie diesem Feuer am Kaspischen Meere in Persien, nordostwärts vier Stunden von Baku, auf einem

sandigen und felsigten Lande erbaut haben, sind Gewölbe, die nicht über sieben bis acht Ellen hoch sind *). Unter ihnen liegt ein kleiner Tempel, in welchem noch jetzt die Indianer beten. Nahe beim Altare ist eine große hohle Röhre, aus deren Oeffnung eine blaue Flamme herausgeht, an Farbe und Schönheit der Flamme einer Spiritus-Lampe gleich; aber noch weit schöner und reiner.

Diese Flamme brennt, nach der zuversichtlichen Behauptung der Gebern, schon seit der Sündfluth, und wird bis zum Ende der Welt brennen. Würde sie hier unterdrückt, so bräche sie mit erneuerter Kraft an einem andern Orte hervor. Es halten sich daher hier für beständig dreißig bis vierzig Pilgrimme auf, die, im Glau-

*) Hanway's Beschreibung seiner Reisen nach Persien. 4. Hamburg und Leipzig 1754. Th. 1. S. 280.

Zu Kämpfers Zeiten, der diese Merkwürdigkeit in seinen amoenitatibus exoticis, Seite 273, zu Anfange dieses Jahrhunderts ebenfalls beschrieben hat, waren diese Tempel noch nicht erbaut. Es saßen nur an den Ritzen, woraus die Flamme schlug, einige Feuer-Anbeter, und verehrten das hervorbrechende Feuer mit Opfern.

ben an das heilige Feuer, aus Indien, ihrem Vaterlande, hierher wallfahrten.

Nicht weit von dem beschriebenen Tempel, wallet 2 Fuß von der Erde aus der horizontalen, beinahe 6 Fuß langen und 3 Fuß breiten, Oeffnung eines kleinen Felsen immerfort eine blaue Flamme hervor. Wenn der Wind geht, so steigt sie zuweilen 4 Ellen hoch, bei stillem Wetter aber ist sie viel niedriger. Man merkt nicht, daß die Flamme den Fels im geringsten verletze.

Ungefähr 20 Ellen hinter diesem Felsen ist ein Brunnen, 12 oder 14 Klafter tief, in einen Fels gehauen, der vortreffliches Wasser hat.

Die Erde um diesen Ort hat über eine Stunde weit die bewundernswürdige Eigenschaft, daß, wenn man 2 oder 3 Zoll von ihrer Oberfläche wegnimmt, und eine glühende Kohle an den entblößten Ort legt, dieser Ort sogleich Feuer faßt und Flamme von sich giebt, und zwar oft noch ehe ihn die Kohle ganz berührt. In diesem letztern Falle entzünden sich nämlich die öhlichten Ausdünstungen. Die Flamme macht den Boden heiß, verzehrt ihn aber nicht.

Wenn man ein Rohr, oder auch nur eine Röhre von Papier, etwa 2 Ellen tief in die Erde setzt, unten, wo man sie eingräbt, dicht mit Erde zuschließt, den obern Theil mit einer glühenden

Kohle berührt und darauf bläs't, so bricht den Augenblick eine Flamme hervor, die der Röhre keinen Schaden thut, wenn nur das untere Ende gut verwahrt ist. Auf diese Art kann man sich solcher Röhren in den Häusern, wo der Boden eine ähnliche Beschaffenheit hat, zu Lichtern bedienen. Drei bis vier solcher flammenden Röhren bringen einen Topf voll Wasser zum Kochen. Man kocht auch wirklich die Speisen auf diese Art.

Will man die Flamme auslöschen, so muß man ihr die Luft benehmen, und sie ersticken, indem man das Loch, wo sie herausfährt, verstopft. Die Erde dieser Gegend ist trocken und steinigt, und je steinigter sie ist, desto stärker und heller ist die Flamme. Sie riecht wie Naphta; und ihr Geruch ist nicht schädlich. Man brennt hier durch Hülfe der Naphta einen sehr guten Kalk. Man gräbt nämlich die Oberfläche der Erde etwas auf, setzt die Kalksteine in Lagen darüber; hält sodann eine Fackel an die Erde, und sogleich bricht die Flamme hervor. In 3 Tagen ist der Kalk fertig.

Nahe an diesem Orte wird Schwefel gegraben, und es finden sich Naphta-Quellen daselbst. Ueberhaupt ist dort eine wahre Naphta-Niederlage der Natur. Ueberall findet man schwarze und auch weiße Naphta, oder Berg-

Oel; vorzüglich aber auf der kleinen Insel Lvetoy im Kaspischen Meere.

Bei dickem und neblichtem Wetter sieden die Quellen, nach Hanway, hoch auf; die Naphta faßt zuweilen Feuer, und läuft mit brennenden Flammen in großer Menge in den See. Bei klarem Wetter sieden die Quellen nicht über zwei Fuß in die Höhe. Beim Uebersieden wird diese öllichte Materie so dick, daß auch zuweilen die Oeffnung der Quelle beinahe dadurch verstopft wird. Hierdurch entstehen dann kleine Hügel, die so schwarz sind wie Pech. Aber die Quelle, die sich an einem Orte verstopft, bricht bald am andern wieder aus.

Der Bergtheerquell.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts sah Kämpfer auf seinen Reisen in Persien einen Hügel, der eine schwarze und pechartige Materie von sich gab. Er liegt nach seiner Beschreibung unweit Baku, am Kaspischen Meere in einem nassen und niedrigen Boden, der einem See ohne stehendes Wasser gleicht Ein kleiner, kristallheller, aber äußerst salziger Bach eilte an seinem Fuße schlängelnd

und schnell vorbei. Die Höhe des Berges schätzte Kämpfer etwas über sechszig Ellen. Der untere Theil war rother, mit Sand gemischter, lettiger Boden. In der Mitte lag Muschelerde, und oben Lehm mit Rasen bedeckt. Auf dem Gipfel war fruchtbarer Acker, der sich auf der Einen Seite des Hügels, vom Gipfel auf das daranstoßende, noch höher liegende, Feld in einem schmalen Striche erstreckte.

Beinahe ganz oben quoll eine fette Flüssigkeit, ein rohes Bergtheer, an verschiedenen Orten hervor; bedoß aber den Hügel nur auf der Mittags- und Abendseite. Auch kam diese harzige Fettigkeit nicht bis zum Fuße des Berges herab; denn theils wurde sie beim Herabfließen von der Erde eingesogen, theils von der Sonne verhärtet, so daß sie den Berg incrustirte. Die Bauern dieser Gegend graben diese Materie aus, und verfahren sie weit und breit auf die Dörfer umher, wo sie zur Heizung der Bäder verbrannt wird. Sie unterhält das Feuer lange, ist schwarz und zähe wie Pech; auf dem Bruche aber röthlich, schwarz und erdigt.

Aber woher dieser ununterbrochene Bergtheerfluß? — Vielleicht ist in der benachbarten Anhöhe ein großer Behälter mit dieser Fettigkeit, aus welchem dieselbe mittelst eines unterirdischen

Canals

Canals auf die Oberfläche des niedern Bergtheerhügels hinfließt? — Vielleicht treibt ein langsames, unterirdisches Feuer dieses flüchtige Erdpech aus einem unter dem Berge streichenden Steinkohlen-Flötze in den besagten großen Behälter über, der gleichsam bei dieser chemischen Operation der Natur zum Recipienten dient; ungefähr so, wie man aus Steinkohlen das Steinöl überzutreiben pflegt. — Wenigstens führen hier gewiß nicht eben so, wie bei dem Naphtabrunnen dieser Gegend, unterirdische Quellen den Bergtheer zur Unterhaltung herbei. Denn auf diese Art müßte nothwendig das Wasser mit dem Bergtheer zugleich zu Tage kommen, welches doch nicht geschieht.

2.

Persien.

Der brennende Berg.

Der Persische Berg Karguſch Kugiſchtan, in dem Bezirke der Murſulariſchen Baſchkiren, nicht weit von dem Flecken Sulpa gelegen, brennt ſeit mehrern Jahren gleich einer Fackel, ohne ein feuerſpeiender Berg zu ſeyn. Nach Herrn Pallas war die Veranlaſſung zu dieſem Brande, laut Erzählung der Baſchkiren, folgende:

Etwa um das Jahr 1758 ſchlug der Blitz in eine große Eiche, die am Fuße der weſtlichen Seite des Berges tief eingewurzelt war. Die entzündete Eiche verbrannte bis an die Wurzel. Von da zog ſich dies Feuer in den innern Theil des Berges, wo es ſeitdem ohne Aufhören fortgebrannt hat. Indeſſen hat der Brand am Fuße völlig aufgehört, und wüthet blos gegen die Spitze zu.

Die ganze mittägliche Seite, die nun völlig entblößt daſtand, war ehedem, gleich den andern Theilen, über und über mit Bäumen und Buſchwerk bedeckt. Das Feuer hatte auch den an der

Westseite liegenden Hügel ergriffen, und sich da beträchtlich ausgebreitet. Im Jahre 1770 aber war Alles wieder verloschen, und Herr Pallas sahe dort verschiedene Pflanzen blühen.

Die östliche Abtheilung aber, die das Feuer seit 1767 ergriffen hatte, indem es durch einen sehr schmalen Streifen von Erdreich mitten durch ein Birkenthal lief, brannte noch immer mit grosser Heftigkeit, und zeigte einen brennenden Platz, der fast so groß war als der vom mittlern Hügel.

Der Felsen, woraus der Berg, besonders an den brennenden Stellen, zusammengesetzt ist, besteht theils aus hellklingenden Steinen, theils aus einem dünnblättrichten, schieferartigen Steine. Es scheint als ob er in seinen Zwischenräumen noch eine besondere Materie enthalten habe, davon aber nichts mehr übrig ist als die Asche. Beim Eingraben fand Herr Pallas, daß sich die obersten Schichten in sehr große Platten von groben Felsstücken theilten; aber je tiefer man hinein kam, desto feiner, blättriger und zerreiblicher wurden sie. So beobachtete er auch, daß sich die Schichten von Westen nach Osten zu neigen schienen, ob es gleich überhaupt wegen des Einstürzens der brennenden Erde sehr schwer war, die Ordnung ihrer Lagen zu beobachten. Man fand an mehrern Orten einen verkalkten, rostigen Stein oder Mulm,

bald als Blutstein, bald als gelben Ocher. Am westlichen Fuße des Berges fand man durchgehends, zwischen dem Gestein, eine sehr zerreibliche Mergelerde von einer lebhaften rothen Farbe.

Die brennenden Plätze waren voller Spalten und Risse, so daß man nicht ohne Gefahr darauf gehen konnte. Man fiel zuweilen bis an die Knie n die Gar tenerde, die an manchen Orten durch die Verkalkung in einen feinen Staub verwandelt worden war; und man hatte Mühe, sich, ohne die Wirkungen des Feuers zu erfahren, wieder herauszuarbeiten.

Aus den offenen Spalten steigt ein beständiger feiner Dunst, der in der Sonne zittert, nebst einer Hitze empor, die trockne Birkenspäne in wenigen Minuten anzündet. In stürmischen und dunklen Nächten sieht man aus diesen Rissen auch feine röthliche Flammen, oder vielmehr entzündete Dünste, hervorsteigen, die sich auf etliche Ellen hoch erheben.

Dessenungeachtet merkt man auf dem ganzen Gebirge nicht die mindeste Spur von jenem Schwefeldampfe, wie er von Steinkohlen aufzusteigen pflegt. Auch haben die aufsteigenden Dämpfe nicht mehr Dichtheit oder Geruch, als die reine Holzgluth zu der Zeit, wo sie keine lichte Flamme mehr giebt. Man mag so tief graben als man will, so merkt man

gleichwohl nie den mindesten Geruch; und zuweilen kömmt man auf so heiße Steine, daß das auf sie gegossene Wasser mit einem Geräusche verdunstet, und die hölzerne Grabscheit sich entzündet.

Sonderbar ist es, daß man nicht blos um den Berg herum, sondern selbst mitten in dem brennenden Theile Plätze bemerkt, die sich schon wieder mit Pflanzen bedeckt haben, besonders mit einer großen Menge von der gemeinen Melda, welcher das benachbarte Feuer am wenigsten nachtheilig zu seyn scheint. Der Fuß des mittelsten Hügels war ganz mit Buschholz von sehr raschem Wuchse bedeckt, welches, nach der Baschkiren Versicherung, vor dem Brande nicht da gewesen war. Es wächst dort auch die gemeine Belladonna, Beifuß, und ähnliche Pflanzenarten. Der Berg wimmelt von Vipern; aber sie waren auch schon vor dem Brande häufig da. Die Baschkiren versichern, daß nicht allein, wie man von selbst denken kann, im Winter der Schnee auf diesem Hügel nicht liegen bleibt, sondern daß sich auch alle diese Einfassungen um die brennenden Plätze beständig grün erhalten und daß nicht selten noch lange nach dem Schnee die Pflanzen in der schönsten Blüthe dastehen.

Ein Luftvulkan auf dem Berge Jugtopa.

Als Kämpfer bei Baku am Kaspischen Meere in Persien über verschiedene kleine Anhöhen geritten war, kam er endlich in eine Ebene, worin zwei Seen waren. Hier fand er einen kleinen Berg, 24 Ellen hoch, kegelförmig von Ansehn, aber ohne Spitze, rauh und uneben auf der Oberfläche, und von allen Rasen entblößt.

Aus seinem Gipfel wurde ununterbrochen, jedoch sehr langsam und mit kaum bemerkbarer Bewegung, ein feuchter, wie von Töpfers Hand bearbeiteter, Thon hervorgestoßen. Sobald er sich zu einer Höhe von zwei Spannen aufgethürmt hatte, vermochte er nicht mehr, sich aufrecht oder gerade zu erhalten, sondern floß nach allen Seiten, hauptsächlich aber gegen die Mittagsseite, hinab.

Dieser Berg, den man Jugtopa nannte, sahe von Ferne wie ein Thurm aus, und stand auf einer kleinen Anhöhe, die um den Hügel herum röthlichen, lettigen Boden hatte, der weiterhin immer schwärzer wurde, und sich mit pflugbarem Acker endigte. Wahrscheinlich war der ausfließende Thon, indem er sich ringsherum, von der Sonne betrocknet, festgesetzt hatte, durch die Länge der Zeit zu diesem thurmförmigen Hügel erwachsen, durch dessen Höhlung in der Mitte die-

ser thonigte Unrath beständig hervortrieb. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Kraft des Feuers das Hervorquellen dieser breiartigen, unterirdischen Masse bewirke, oder ob es vielmehr durch den Druck der benachbarten lastenden Berge in eben dem Maaße allmählig geschehe, in welchem der Zufluß eines innern Wassers den vorher harten Ton auflöset und in fliessenden Brei umwandelt. Wahrscheinlicher ist indessen das Letztere.

Nicht immer käme der Thon auf die nämliche Weise an den Tag, sagten die Einwohner des benachbarten Fleckens Sissaan; zuweilen bräche er mit Wuth hervor. Auch wären, nach Aussage ihrer Väter, große Steine mit Erde untermischt mit heraus, und weit umhergeworfen worden. Sie hätten ihrem Flecken, wiewohl er eine Viertelstunde davon lag, den Untergang gedroht; so daß sie nicht eher hätten sicher wohnen können, als bis sie, auf den Rath ihrer Magier, den ausspeienden unterirdischen Wind-Gott mit dem Blute eines Schafes besänftigt hätten, welches sie am Schlunde des Berges schlachteten. Kämpfer und seine Begleiter bestiegen ihn, um ihn zu untersuchen. Ihre Führer mußten ihnen mit der Axt Fußtritte einhauen; denn der Steig war steil und schlüpfrig, der Boden bröcklicht und zerbrechlich.

Auf dem Gipfel fanden sie Fußstapfen von Menschen, und ein mit Menschenhänden ausgehauenes Loch, in welchem ein einziger Zuschauer stehen konnte. Ziegen-Exkremente lagen ebenfalls da. Der Thon brach nicht dicker hervor als drei Spannen im Umfange.

Kämpfer machte den Versuch, den Berg zu umreiten; aber er versank beinahe mit dem Pferde in einen Abgrund von dünnem Thone, der an der Südseite lag, wo die schon erwähnte Thon-Niederlage war, die äußerlich von der Sonne eine betrügliche Rinde bekommen hatte.

Der Wunder-Brunnen.

Bernier hatte bei seiner Anwesenheit im Königreiche Kachemire Gelegenheit, einen Wunder-Brunnen zu sehen, der nach der Beschreibung in seiner Art vielleicht einzig ist. Nur während des Maies, zu welcher Zeit der Schnee dort auf dem Gebirge völlig schmilzt, fließt er; jedoch hört er auch dann regelmäßig dreimal des Tages zu fließen auf. Des Morgens fängt er an zu quellen, fließt drei Viertelstunden, und hört wieder auf. Eben so des Mittags, und gerade wie-

der so des Abends. Er ist stark genug, ein viereckigtes Behältniß von 10 bis 12 Fuß Breite, und eben so viel Tiefe, zu füllen. Dieses dauert nur vierzehn Tage, worauf sein Lauf unordentlicher und schwächer wird, und gegen das Ende des Monats gar aufhört. Das ganze Jahr zeigt er sich alsdann nicht wieder; jedoch fließt er bei lange anhaltendem Regen, aber ohne Regel, wie andre Quellen. Bernier versicherte sich von der Wahrheit dieses anscheinenden Wunders mit eigenen Augen.

Die Heiden haben am Ufer des Wasserbehältnisses einen kleinen Götzentempel, wohin sie von allen Orten kommen, um sich in einem Wasser zu baden, das sie, ihrem Wahne nach, heiligt. Sie fabeln mancherlei von diesem periodischen Maiwasser. Bernier bemühte sich, durch die genaueste Betrachtung des Berges, die Ursach jenes ununterbrochenen Flusses wo möglich aufzufinden, und glaubt auch, sie gefunden zu haben.

Er bemerkte auf dem Gipfel desselben, daß sich der sehr lange und schmale Bergrücken von Norden nach Süden hinzieht, von den andern nahen Bergen abgesondert ist, und zwei abhängige Seiten hat, die sich oben in einer Schärfe zusammenschließen; daß nur die Eine Seite mit grünen Kräutern bedeckt, und der aufgehenden Sonne ausgesetzt ist, die entgegengesetzten Berge aber die

Strahlen erst gegen 8 Uhr des Morgens darauf fallen lassen; und daß endlich die Abendseite mit Bäumen und Gebüschen bedeckt ist.

Nach Ueberlegung aller dieser Umstände urtheilte er, daß die Wärme der Sonne, nebst der besondern Lage und innern Einrichtung des Berges, jenes periodische Fließen verursache. Die Morgensonne nämlich fiel auf die ihr ausgesetzte Seite, erhitzte und schmelzte einen Theil des gefrornen Wassers. Dieses läuft dann allmählig nach der Tiefe bis an die Felsschichten, die es aufhalten und nach dem Brunnen führen, wodurch der Mittagsfluß hervorgebracht wird. — Indem sich nun die Sonne zu Mittage erhebt und diese Seite verläßt, die sich sodann abkühlt, der Gipfel aber nunmehr senkrecht erwärmt wird; so schmilzt wieder gefrornes Wasser, das sich nach und nach wie das andre senkt, bis es an eben diese Felsenlagen kömmt, und dieß macht den Abendfluß. — Endlich erwärmt die Sonne auch die Abendseite, wirkt eben so und verursacht den dritten Fluß des Morgens früh. Er ist langsamer als die beiden vorigen; entweder weil diese Abendseite, wo sich der Quell befindet, entfernt, oder weil sie mit Holz bewachsen ist, und sich also nicht so schnell erhitzt; vielleicht auch wegen der Nachtkälte.

3.

Klein-Asien.

Dreimalige Verwüstung des ganzen Landes durch unterirdisches Feuer.

Im ersten und zweiten Jahrhundert, nach Christi Geburt, wurde klein Asien durch unterirdisches Feuer, welches erschreckliche Erdbeben veranlaßte, und aus den in der Erde entstandenen Spalten hervorbrach, dreimal gänzlich verwüstet, und gleichsam in einen Steinhaufen verwandelt. Alle Städte in einem so weiten Bezirke von Ländern, welche ehedem die alten Königreiche, Bithynien, Phrygien, Paphlagonien und verschiedene andre ansehnliche Königreiche ausmachten, wurden gänzlich über den Haufen gestürzt, und zu bloßen Steinhaufen gemacht. Dieß ist keine bloße Muthmaßung, nein! von diesem Zeitraume haben wir die allerzuverlässigsten und umständlichsten Nachrichten von damals lebenden Geschichtschreibern. Tacitus giebt uns sowohl von diesem erschrecklichen Erdbeben, das sich unter der Regierung Augusts zugetragen hat, als von dem

jenigen, das sich noch nicht 50 Jahre hernach unter der Regierung Tiberius ereignete, die ausführlichsten Nachrichten, die selbst aus den Berichten an beide Kaiser und an den Senat gezogen sind; und man erkennt daraus die weite Erstreckung der großen Verwüstung dieser erstaunlichen Erdbeben. Er berichtet, was sowohl August als Tiberius zu Unterstützung der dadurch elend gemachten Einwohner dieser Länder gethan haben, und beurtheilt beider Kaiser Betragen gegeneinander. Von der dritten Verwüstung dieser Länder aber, durch ein eben so erschreckliches Erdbeben, reden andre Geschichtschreiber eben so umständlich und ausführlich.

4.

Azoriſche Inſeln.

Unterirdiſches Feuer drängt neue Inſeln und Klippen aus dem Meere hervor.

Bei der Inſel Tercera wurde man am 10ten October des Jahres 1720 ein aus dem Meere aufſteigendes großes Feuer gewahr. Als ſich einige Schiffer, auf Befehl des Statthalters, demſelben näherten, entdeckten ſie den 19ten deſſelben Monats eine Inſel voller Feuer und Rauch, wovon eine ungeheure Menge Aſche, eben ſo gewaltſam als es durch einen feuerſpeienden Berg geſchieht, mit donnerndem Krachen weitumher zerſtreut wurde. Zu gleicher Zeit entſtand ein Erdbeben, das ſeine Wirkungen alle nahegelegenen Plätze empfinden, und auf dem Meere, beſonders um die neue Inſel, einen großen Vorrath von Bimſtein zurück ließ.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1721 meldet bei Gelegenheit dieſes Vorfalles, daß bei einem Erdbeben auf St. Michael, einer der Azoriſchen In-

sein, in einer Breite von 28 Meilen, zwischen Michael und der Insel Tercera, ein Feuerstrom erschienen wäre, der zweien ganz neuen Klippen das Daseyn gegeben habe; und giebt im Jahre 1722 folgende umständliche Nachricht davon.

Am 23sten September 1721, schreibt Herr v. Montagnak, Consul zu Lissabon, legte sich das Schiff, worauf ich mich befand, vor der Festung der Stadt St. Michael auf der Insel gleiches Namens vor Anker. Ein Steuermann aus dem Hafen unterhielt mich mit folgender Erzählung:

Den 7ten und 8ten December 1720 verspürte man auf den, 28 Meilen voneinander gelegenen, Inseln Tercera und St. Michael zur Nachtzeit ein heftiges Erdbeben, wobei die neue Insel zum Vorschein kam. Zu gleicher Zeit bemerkte man, daß die Spitze der, an 30 Meilen davon entfernten, Insel Pick, welche vorher Feuer spie, merklich gesunken war, und kein Feuer mehr von sich gab. Dagegen bließ die neue Insel unaufhörlich einen starken Dampf von sich, und konnte, so lange die Entfernung es verstattete, von dem Schiffe, an dessen Bord sich Hr. v. Montagnak befand, deutlich wahrgenommen werden. Der Steuermann versicherte, daß er in einem Boote um die ganze Insel herumgefahren, und derselben

so nahe geblieben wäre, als es ihm möglich gewesen sey. Auf der Südseite hatte er, nach ausgeworfenem Senkblei, in einer Tiefe von 60 Klaftern noch keinen Grund entdeckt. Auf der Westseite bemerkte derselbe am Wasser eine große Veränderung. In einem Raume von zwei Drittel einer Meile, sah es blau und grünlich weiß aus, zeigte sich als eine Untiefe und schien dem Kochen nahe zu seyn. Die Nordwestseite war der Ort, wo der Rauch emporstieg. Hier fand er, daß das Wasser über einem Grunde von grobem Sande 15 Klafter hoch stand. Er warf einen Stein ins Meer, und beobachtete, daß an der Stelle, wo der Stein niedergefallen war, das Wasser kochte und mit Heftigkeit in die Luft sprang. Im Grunde herrschte ein so hoher Grad von Hitze, daß dadurch das unten am Senkblei angestrichene Talg zweimal hintereinander abgeschmolzen war. Auf eben dieser Seite hatte der Steuermann noch die Bemerkung gemacht, daß der Rauch aus einem kleinen, von einem Sandhügel umgebenen, See in die Höhe stieg. Die Figur der Insel ist beinahe rund und ihre Höhe beträchtlich genug, um bei klarem Wetter in einer Entfernung von 7 bis 8 Meilen deutlich erkannt zu werden.

Nach der Zeit hat man aus einem Schreiben des Herrn Adrien, französischen Consuls auf

der Insel St. Michael, vom Monat Merz des 1722sten Jahres, ersehen, daß die Insel viel niedriger geworden ist, und mit der Wasserfläche beinahe in gleicher Höhe steht; welches ihr, allem Ansehen nach, keine lange Dauer verspricht.

Sowohl diese, als noch viele andre Begebenheiten, können uns überzeugen, daß der Schooß der Erde selbst unter dem Meereswasser mit feuerfangenden Materien geschwängert seyn müsse, deren Wirksamkeit die heftigsten Ausbrüche zuwege bringen kann. Die Oerter, wo dieses wirklich sich ereignet, sind eine Art feuerspeiender Klüfte, die man unterseeische (Soumarins) oder unter dem Wasser verborgene Feuerschlünde nennen könnte. Der ganze Unterschied zwischen diesen brennenden Klüften und den gewöhnlichen feuerspeienden Bergen besteht darinn, daß die Erstern ihre Wirkungen nicht so lange als die andern und nicht eben so oft zu äußern pflegen. Denn es ist leicht zu begreifen, daß ein unter dem Wasser befindliches Feuer, wenn es sich einmal gewaltsam einen Weg zum Ausbruch gebahnt hat, durch das eindringende Wasser bald verlöschen muß. War es aber nicht nothwendig, daß die neue, aus der Tiefe hervorgetretene, Insel unterwärts einen leeren Raum lassen mußte, den das zuströmende Wasser sogleich wieder ausfüllte? Ueberdieß kann es nur aus lau-

ter

ter Materien zusammengesetzt seyn, die der Feuerschlund im Meere ausgeworfen hat, und muß daher dem Monte di Cenere oder Aschenberge und andren Höhen völlig gleich kommen, welche durch die feuerspeienden Berge auf dem Lande in unterschiedenen Gegenden erzeugt werden. Während einer solchen, durch den gewaltsamen Ausbruch veranlaßten, Verrückung und heftigen Bewegung, ist das Wasser unstreitig in die meisten leeren Räume hineingedrungen, und hat das unterirdische Feuer auf einige Zeit gedämpft. Vermuthlich ist hierin der Grund zu suchen, warum die unter der See befindlichen Feuerklüfte weit seltner ihre Wirkungen äußern, als die feuerspeienden Berge auf dem Lande, obgleich beide aus einerlei Ursach wirken, und die Materien, welche die unterirdischen Feuer hervorbringen und unterhalten, unter der vom Meere bedeckten Erde eben so häufig, als unter einem trockenliegenden Erdreiche vorräthig liegen können.

Eben dieses unterirdische oder sogenannte unterseeische Feuer bringt alle die Aufwallungen des Wassers auf dem Meere, welche von den Reisenden an so vielen Orten bemerkt worden sind, vielleicht auch die Wasserhosen, hervor. Es ist zugleich die Ursach der Stürme und Erdbeben, die auf dem Meere so stark als auf dem Lande bemerkt werden.

Fast alle durch die feuerspeienden Grüfte im Meere entstandnen Inseln sind aus Bimstein und verkalkten Felsen zusammengesetzt; und durch diese Feuergrüfte entstehn eben so heftige Bewegungen und Erschütterungen, als durch die feuerspeienden Berge auf dem Lande.

5.

China.

Simbol der Bramanen Indiens.

Folgendes Simbol der Bramanen Indiens, das aus ihrem Kandon übersetzt ist, beweiset, daß die abergläubischen Gaukeleien des kurzsichtigen und fanatischen Pöbels unendlich weit von der Philosophie der Bramanen abstehn:

„Das höchste Wesen, welches wir Schiwen andere aber Wischenu heißen, ist das einzige, welches wir für allmächtig erkennen. Dieser Gott ist die Grundursach der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, welche das Leben und

die Zeit zu Stande bringen; mit unſern Seelen vermiſcht, giebt es uns unſer Daſeyn; und ſo iſt die Subſtanz der Seele und die Kenntniß, welche ſie hat, nichts anders als Gott ſelbſt. Er hat Alles erſchaffen, erhält Alles mit ſeiner Güte, und muß am Ende Alles zerſtören: Er iſt der Gott der Götter, der allmächtige Gott; er allein iſt höchſter Herr: die Wedams, die Jagamons, die Schaſtrons und die Puranons verſichern es. Alle Untergottheiten ſind nur Geſchöpfe: Er hat ſchon einigemahl die ganze Welt zerſtört und wieder von neuem erſchaffen: er iſt ein unermeßliches Weſen, und gleich dem Lichte breitet er ſich allenthalben aus; er iſt ewig; von Niemanden geboren; iſt Alles, und wird zu allen Zeiten ſeyn. Er allein kennt ſich ſelbſt und iſt allen andern Dingen unbegreiflich. Die Götter ſelbſt ſehen ſeine Weſenheit nicht ein. Seine höchſte Subſtanz iſt es, die der Sonne und dem Monde ihre Klarheit mittheilt. Dieſer Gott allein hat das Weltall durch ſeine ſchöpferiſche Kraft erſchaffen, und zerſtört es durch ſeine zernichtende Gewalt; ſo, daß er es iſt, den man unter dem Namen der drei Götter, Trimurti genannt, vorſtellt. Er hat die Götter, die Menſchen und die Thiere nur darum erſchaffen, um ſeine Güte fühlbar zu machen. Dem Feuer ähnlich, das im Holze und Steine, im Waſſer

und in der Luft sich findet, ist Gott im Innern aller Dinge. Seine Weisheit, seine Macht und seine Anschläge sind wie ein unermeßliches Meer und ohne Gränzen; niemand ist fähig, dasselbe zu überschiffen und zu ergründen. Ob er schon die Eigenschaft nicht hat, irgend einen Körper, weder aus einer großen Masse, noch aus einem kleinen Sonnenstäubchen, zu besitzen, so nimmt er doch manchmal eine Gestalt an, damit diejenigen, welche er erschaffen hat, und welche in den Finsternissen vergraben waren, Licht empfangen; und ungeachtet der verschiedenen menschlichen Gestalten, die er angenommen hat, ist er doch weder gegen Wollust noch gegen Schmerz empfindlich, sondern durch seine Natur alles Vergänglichen unfähig. Es sind keine andre Götter als er. Niemand kann die Blendwerke, welche er über die Welt verbreitet, weder entwickeln noch entscheiden, noch ihnen ausweichen. Er füllt das ganze Weltall mit seiner Unermeßlichkeit aus; er ist die Grundursache aller Dinge, ohne selbst eine Grundursache für sich gehabt zu haben.“

„Gott, der unendlich kleiner ist als ein Sonnenstäubchen, ist zugleich auch unendlich größer als das ganze Weltgebäude. Dieser unabhängige Gott, dieser freie Gott, dieser Gott, der alle Dinge ist, war von jeher allein, ohne Attribut, ohne Hand-

lung, ohne Eigenschaft, weder irgend einer Zeit noch einem Orte unterworfen, so, daß er unbeweglich ist. Dieses einzige und einfache Wesen hat keine wesentliche Verbindung mit der Materie, so, wie die im Wasser zurückgeprellten Strahlen des Mondes sich mit dem Wasser zu bewegen scheinen, ohne daß dieses in Bezug auf den Mond sich wirklich so befinde. Dieß ist das Bild der Verhältnisse jenes Wesens, mit Allem was Materie und Attribut, Leidenschaft oder Thätigkeit heißt; oder es ist diese Verbindung auch den Träumen ähnlich, welche machen, daß man die vorkommenden Dinge zu sehen und zu berühren glaubt. Gott offenbart sich in mehreren Körpern, auch in mehreren Seelen; wie die Sonne, die nur Eine ist, ihr Bild in mehreren mit Wasser gefüllten Gefäßen zeigt. Auf seinen Befehl bläs't der Wind, scheint die Sonne, wärmt das Feuer und fällt der Regen. Endlich ist er die Vollkommenheit, der Anfang, das Ende, und die Glorie seiner Anbeter."

„Was die Götter anbetrifft, deren wir eine so große Menge haben, und unter so verschiedenen Bildern anbeten; so sind diese nur den unwissenden und schwachen Seelen zu Liebe also gestaltet worden, weil ihre rohen Religionsbegriffe etwas Materielles und Handgreifliches nöthig hat-

ten: sie würden die Güte und Größe des höchsten Wesens ohne alle diese Vorstellungen nicht haben begreifen können, die sie nun allemal an Gott erinnern, wenn sie seine Attribute sehen, aus denen man, so zu sagen, eben so viele verschiedene Götter gemacht hat. Dagegen haben diejenigen, welche diesen Gott begreifen können, keiner Bilder nöthig; denn die Abbildungen, welchen wir unsre Ehrerbietung bezeugen, sind eigentlich nichts anders als Vorstellungen seines Wesens, unter denen er manchmal auf Erden erschienen ist, und die wir nunmehr, zum Andenken seiner göttlichen Erscheinungen und der Wohlthaten die sie uns verschafft haben, verehren."

„Wir verehren die Heiligkeit verschiedener Orte und Flüsse; weil uns Gott versprochen hat, er wolle seine Gnade über diejenigen ausgießen, welche dieselben bewohnen werden."

„Die Abtheilungen unsrer Familien sind auf ihren eignen Ursprung gegründet: Wir betrachten die Bramanen als die ersten, weil sie aus dem Angesichte des Bruma hervorgegangen sind; die Schatriers als die zweiten, weil sie aus seinen Schultern herstammen; die Waßiers, als die dritten, weil sie aus seinem Bauche herkommen, und die Schutres als die vierten, weil sie aus seinen Füßen entstanden sind. Vielleicht sind diese

Abstammungen nur allegorische Figuren der Wahrheit; aber wir glauben dieselben als ganz wahrhaft."

„Dieß ist unser Glaube. Er ist nicht vollkommen, weil wir die Weise nicht wissen, Gott noch mehr zu gefallen; aber das Uebermaaß und die Größe seiner Barmherzigkeit ersetzt das, was an unserm Gottesdienste mangelt. Wir wissen nur, daß wir Gott fürchten und ihm dienen müssen; und in diesem Punkte stimmen wir Alle zusammen. Ungeachtet der Verschiedenheit unsrer Sekten, glauben wir Alle, und bekennen es einhellig, daß diejenigen, welche Gutes thun, nach ihren guten Werken belohnt, und hingegen jene, die Uebels thun, nach ihren bösen Thaten bestraft werden. Die Güte Gottes entkräftet seine Gerechtigkeit nicht, und seine Gerechtigkeit schadet wieder seiner Güte nicht; aber die Geheimnisse seines Betragens sind unerforschlich. Wer kann die Tiefe seiner Gerichte messen? Wir beten sein unbegreifliches Wesen an."

Regierungsform.

Die Chinesische Regierungsform ist, wie die aller sklavischen Völker, allzuverdorben, als daß sie sich durch ihre eigenen Kräfte das nöthige

Ansehn verschaffen könnte. Auch scheint es, daß sie sich niemals um dieses bekümmert habe; und da sie es bis auf den heutigen Tag nicht thut, läßt sich wol nicht anders schließen, als daß es aus Schwäche und Ohnmacht geschieht. Was die gepriesene Erleuchtung und die Tugenden dieser Nation betrifft, so sind es bekanntlich meistentheils nichts, als die Kenntnisse und Sitten eines aus geheimnißvoller Politik eingeschränkten Volkes, das vor den Gesetzen zittert, welche es, die geringe Anzahl seiner Gelehrten ausgenommen, selbst nicht kennt, und auf den bloßen Anblick der Gewalt schon erbebt, dessen erstes Triebrad es anbeten muß.

Wahrscheinlicher Weise beherrschten die ersten, von den Chinesern erwählten, Oberhäupter ihre Untergebenen wie Hausväter, und waren weder Kaiser noch Despoten. Aber unmerklich gewöhnten sie sich daran, die ihnen vertraute Gewalt als persönliches Eigenthum anzusehn: den weisen Gesezzen der Natur schoben sie willkührliche unter; und schon seit mehrern Jahrhunderten nähert sich ihnen jedermann nur mit banger Furcht. Um sich diese zu verschaffen, blendeten sie das Volk durch äußere Pracht, und ließen sich wie Gottessöhne anbeten. Aus diesem Grunde ist der Kaiser auch der oberste Patriarch seiner Nation, und der einzige Schiedsrichter in Religionsstreitigkeiten.

Die oberste und unumschränkte, stets von Rebellen angefochtene, Gewalt zu erhalten, mußte man Armeen und Leibwachen unterhalten, um jene Anführer zu bezähmen, die man Barbaren und Wilde hieß, weil sie einen Beschützer und nicht einen König haben wollten. Da aber hierzu die gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichend waren, vermehrte man die Abgaben; und so verlohr das unglückliche Volk, durch die Gewalt eines Einzigen, seine Sitten und seinen ursprünglichen Charakter, und ward erniedrigt und unterdrückt. Den gleichen Gang des Despotismus findet man auch bei den übrigen Nationen, wenn man bis auf ihren Ursprung zurückgeht. So lange die Tirannei noch in der Wiege liegt, zeigt sie blos eine wohlthätige Außenseite; und man erkennt sie erst, wenn es zu spät ist, sich ihr zu widersetzen.

Beschreibung der Chinesischen Stadt Kanton.

Kanton liegt am Flusse Tiger, 30 Meilen von der Seeküste, und 3 Meilen von Wampu. Die allenthalben herum zerstreuten Kanäle bilden, bis an die See hin, einige tausend Inseln und Inselchen.

Kanton ist sehr groß, aber sehr schlecht ge-

baut: die Straßen sind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine solche Regelmäßigkeit wäre für den Charakter und Aberglauben der Chineſen unerträglich. Die einzigen nach dieſer Art gebauten sind: die Kaufmanns-Gaſſe, welche die Europäer gewöhnlich Porcelain-Gaſſe nennen, und die Gaſſen der Kappenmacher. In dieſen Gaſſen verkaufen auch die Chineſer am Tage, wohnen aber niemals mit ihren Familien darin, weil ſie wähnen, daß eine ſolche, nach ausländiſcher Art gebaute, Wohnung alles Unglück über ſie bringen würde. Die übrigen Gaſſen bilden eine Gattung von mehr oder minder beträchtlicher Moſaike, weil jeder Chineſer, um mehr Glück zu haben als ſein Nachbar, ſein Haus allemal wenigſtens um einen, manchmal zwei bis drei Fuß weiter auf die Gaſſe hinaus baut; welches eine ſehr abgeſchmackte Ungleichheit verurſacht. Statt der vergoldeten Säulen, die der Pater le Comte beſchreibt, ſieht man nichts als zwei ſchlechte, roh ausgearbeitete und mit brauner Farbe bemahlte, Pfeiler, die ein kleines hölzernes Vordach unterſtützen, welches die Kaufbude vor der Sonnenhitze ſchützt. Ueber der Thüre hängt ein großer ſchwarzer Schild, auf dem mit gelblichen oder goldnen Farben der Name und das Gewerbe des Eigen-

thümers geschrieben steht. Die Stadt ist in mehrere Quartiere abgetheilt, die durch schlechte Schlagbäume von einander abgesondert sind, welche alle Abende um 9 oder 10 Uhr geschlossen werden. Um diese Zeit ist auch aller weitere Aus- und Eingang verboten; und man muß sehr wohl bekannt seyn, wenn man sich noch einen Schlagbaum will öffnen lassen. Wenn auch bei Tage ein Europäer vor die Stadt hinausgehen will, so giebt man ihm bei dem letzten Schlagbaume einen Soldaten an die Seite, damit er ihn begleite und genau beobachte. Eben dieser Soldat schützt ihn auch vor den Beschimpfungen des Pöbels, und besonders der Kinder, wenn er ihm bei seiner Rückkehr ein Geschenk giebt.

Die Häuser bestehen aus 5 oder 6 Schuppen (Angards), die einer hinter dem andern stehen, und durch große Höfe getrennt sind, welche meistentheils eine runde Thür zum Eingange haben. Die Schuppen selbst sind durchweg nur Ein Stockwerk hoch. Die Weiber haben eine besondere Wohnung; und jedes Haus nimmt einen sehr beträchtlichen Platz ein; so daß eine Chinesische Stadt, die so groß ist wie Paris, niemals über hunderttausend Einwohner hat.

Cultur des Bodens.

Die fruchtbarsten Striche Landes werden zu Grabstätten gebraucht, und es ist heut zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die innern Gegenden von China weder bevölkert noch bebaut sind; daß sich die Chinesen an die Ufer der Flüsse, und an die zum Handel bequemsten Plätze gezogen haben; daß der Ueberrest des Landes mit ungeheuern Wäldern überdeckt, und nur von reissenden Thieren oder einigen unabhängigen Rotten von Menschen bewohnt sey, die sich Hölen in die Erde graben und von Wurzeln leben. Manchmal plündern sie auch vereinigt die ihnen zunächst gelegenen Dörfer rein aus. Ueberhaupt ist die Bevölkerung von China bei weitem nicht so beträchtlich, als man sonst geglaubt hat.

Eine schreckliche Gewohnheit.

Wenn ein Mandarin durch eine Stadt reist, läßt er jedermann gefänglich einziehn, wenn er will; läßt den Unglücklichen so lange prügeln, bis er seinen Geist aufgiebt, und Niemand darf es wagen, denselben zu vertheidigen. Hundert Henkersknechte sind der fürchterliche Vortrab eines solchen Mannes, und kündigen dessen Ankunft durch eine Art von Geheul an. Vergißt unachtsamer

Weise jemand, sich an die Mauer zu stellen, so wird er mit Ketten und Bambusstöcken zu Boden geschlagen.

Indeß ist der Mandarin selbst nicht vor dem Stocke sicher; der Kaiser läßt auch ihn für den mindesten Fehler derbe ausprügeln. Diese Unterwürfigkeit dehnt die Ketten der Sklaverei stufenweise bis zu den Prinzen vom Geblüt aus. Selbst die vornehmsten Mandarinen führen (um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen) das Werkzeug ihrer Strafe stets mit sich. Dies sind Ketten und ein kurzer breiter Säbel in einem Kistchen verschlossen, das mit gedruckter Leinwand überzogen ist, und von zweien Männern vor den Mandarinen hergetragen wird. Sobald der Kaiser sie vor sich ruft, müssen sie sich in diese Ketten schlagen lassen, und so gefesselt vor ihm erscheinen, um ihre Unterthänigkeit zu zeigen.

Der Kaiser von China.

Das Ansehn des Kaisers ist ganz ohne Gränzen. Man darf ihn nur auf der Erde liegend anreden; und wenn er etwas zu seinen Hofherren spricht, müssen auch diese allemal mit gebogenen Knieen seine Befehle anhören. Alles was ihn umgiebt nimmt an der übertriebenen Unterwürfig-

keit Theil, die man gegen ihn verschwendet. Ein Mandarin würde gröblich fehlen, wenn er zu Pferde oder im Wagen vor dem Thore seines Pallastes vorbeiführe; und wenn Er selbst ausfährt, müssen alle Chinesen ihre Häuser verschließen. Wer ihm auf der Straße aufstößt, kann sich blos dadurch vor dem Tode schützen, wenn er sich mit dem Angesichte zur Erde wirft. Aus diesem Grunde hat kein Chinesisches Haus seine Fenster gegen die Straße hinaus; auch schließt man sorgfältig alle Kaufmannsbuden zu, wo der Kaiser vorbeizieht. Vor ihm her gehen 2000 Henkersknechte, welche Ruthenbüschel und alle Arten von Waffen der Gerechtigkeit mit sich tragen. Dieß ist der gutherzige Fürst, von dem uns die Missionäre versichert haben, daß er sein Glück bloß in der Freundschaft seiner Unterthanen suche.

Wissenschaften und Künste in China.

Die Künste und Wissenschaften werden in China nie beträchtliche Fortschritte machen; die Regierung wird sie stets zu unterdrücken suchen; denn, wenn sich das Volk aufzuklären anfienge, müßte jene nothwendig ihre Form abändern. Daher kömmt es, daß die gelehrtesten Chinesen

am Ende ihres Lebens mit genauer Noth lesen und schreiben können. Alle ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit besteht in Ueberwindung von allerlei Schwierigkeiten, und die Regierung ist im Grunde nur darum ruhig und ungestöhrt, weil sie ein feigherziges Volk beherrscht.

Die Nation ist zwar sehr alt, aber sie bekümmert sich nicht darum, ihre Mißbräuche zu verbessern. Die Chinesen haben keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ihrer Vorstellungskraft, Alles geht bei ihnen maschinenmäßig oder nach regelloser Gewohnheit. Die Reisebeschreiber gestehn dieses ziemlich deutlich ein; und wenn man aus ihren Nachrichten das Enthusiastische heraushebt, wird man bald sehn, daß die ganze Chinesische Industrie blos auf Kleinigkeiten eingeschränkt ist. Die reichern Chinesen geben sich nicht einmal damit ab, das Feld zu bauen; und Alles, was man über diesen Gegenstand ausgestreut hat, ist ungegründet. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die unzähligen Charactere ihrer Sprache kennen zu lernen, und die andre verschlummern sie in ihrem Serail. Man versteht in China nicht einmal die Kunst, Bäume zu verpflanzen, sie zu beschneiden und zu pfropfen. Ihre Gärten sehen den unsrigen gar nicht ähnlich; sie haben nicht einmal Fruchtbäume darin, wenn sie

die Natur nicht hineinpflanzt. Man hoffe ja nicht, in denſelben, wie in den Europäiſchen, Pflanzen aus allen vier Welttheilen zu finden. Ein erkünſtelter Fels, eine kleine Brücke, ein Belvedere und einige Irrgänge ſind die ganze Verzierung derſelben. Der ſo hoch berühmte Ackerbau beſteht in der Reis-Pflanzung.

Die Chineſen haben nicht Einen Mahler; ſie wiſſen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel iſt richtig, daß ſie ſehr artig auf Glas zu mahlen verſtehn; aber die unvermiſchten und allzu grellen Farben, die ſie dicht nebeneinander hinkleckſen, verdienen wol nur von Unwiſſenden den Namen der Gemälde. Ihre ſchlechten Zeichnungen blenden blos durch die Illumination. Nachdem ſie den Umriß gemacht haben, entwerfen ſie dieſelben niemals im Ganzen, um von ihrem Eindrucke zu urtheilen; ſondern ſie bearbeiten jeden Theil einzeln, und enden denſelben, ohne an das Ganze zu denken. Da ſie nicht im Stande ſind, etwas zuſammenzuſetzen, zeichnen ſie Alles durch, was ſie mahlen; und weil derjenige, welcher Kopf und Aerme gemahlt hat, die Draperie nicht mahlen kann, muß das Stück unter die Hand eines Zweiten, und von da noch gar unter den Pinſel eines Dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueberdieß haben ſie keinen Begriff

griff von der Perspektive, sondern der Grund ist eben so hellfarbig wie die Figuren selbst, und alles Entfernte steht in den Wolken.

Die Bildhauerkunst ist ihnen beinahe ganz unbekannt: Sie haben keine Statüen, weder aus Marmor noch aus Stein. Alles was man von dieser Art sieht, sind einige große Figuren, welche in den Pagoden stehn, aus Holz oder gemahltem Kartenpapier, in Riesengröße, ungestaltet und ohne alle Proportion. Die ganze Figur ist mit zwei Stücken Holz zusammengefügt, welche vom Kopfe bis zu den Füßen reichen, und dieselbe auf dem Gesimse im Gleichgewicht erhalten; auch haben sie nicht das mindeste Anziehende. Man kennt ihre Frazzenfiguren, die jetzt in ganz Europa verbreitet sind.

Geometrie und Baukunst haben hier kein besseres Schicksal; man findet überall keinen Bauverständigen. Selbst die Tempel, die in allen übrigen Ländern durch ihre Pracht Ehrfurcht einflössen, haben in China nichts von Majestät an sich, nur von außen sind sie hauptsächlich mit einigen hölzernen, von unten bis oben gleich dicken, Säulen verziert, die man sehr dicht nebeneinander hinstellt, so, daß die Pagoden mehr Hallen als Tempeln ähnlich sehn. Von außen erkennt man sie bloß an einigen riesenförmigen Figuren von star-

kem Papier, welche den Eingang verzieren: in der Mitte ist allemal ein Hof, und in demselben ein Heerd, worauf man das Sandelholz und die vergoldeten Papiere verbrennt; und im Hintergrunde ein Altar, auf dem ein dickbauchichter Götze sitzt. Man brennt darauf Wachslichter wie auf den katholischen Altären in Europa, und während des Gottesdienstes liegt das Volk auf der Erde dahingestreckt.

Die Jesuiten rühmten die Chinesen als sehr große Sternkundige; aber, wie wär' es möglich, daß sie eine Finsterniß berechnen könnten? Sie zählen noch immer blos mit Kügelchen, die an einem Faden hängen, wie ehedem die Russen, und können dadurch die Brüche nicht ausdrücken. Haben sie jemals einige zur Beobachtung der Gestirne taugliche Instrumente erfunden? Wenn sie auch etwas Neigung zur Sternkunde haben, so ist es blos eine Folge ihrer Indolenz und ihres Aberglaubens; und die Jesuiten waren ihnen im Grunde mehr Zeichendeuter als Sternkundige, weil selbst der Pater dû Halde, der Apologist dieses Volkes, uns versichert, sie würden nur geduldet, weil sie die Almanachs machten, die sie denn auch sehr genau mit den astrologischen Wahrsagereien vollzustopfen sich beeiferten, um dem Geschmacke der Fürsten und der Nation zu schmeicheln.

Da seit der Aufhebung der Jesuiten wenig gelehrte Missionäre mehr nach China kommen, so schickte der Kaiser im Jahre 1778 nach Kanton, und ließ sich von allen Nationen einige Künstler, und eben besonders Astronomen, erbitten; versprach ihnen auch, sie sollten am Hofe zu Pecking alle Arten von Freiheiten zu genießen haben, und wie Mandarinen gehalten werden.

Ihre Meinung von den Planeten, die sie in gleiche Entfernung mit den Fixsternen setzen, und ihre ausserordentliche Furcht bei Annäherung der Finsternisse, beweiset doch wol anschaulich genug, wie unwissend sie in der Sternkunde sind. So oft eine Finsterniß einfällt, macht man es 3 Tage zuvor durch öffentlichen Anschlag bekannt, und befiehlt allen Chinesen, zu beten, daß die Amme Para oder die Kröte mit drei Pfoten die Sonne nicht verschlinge.

Die Erdbeschreibung verstehen sie eben so wenig. Nach ihrem Wahne ist die Erde ein Viereck, und mitten in demselben liegt ihr Reich. Vom Seewesen wissen sie vollends nichts: Noch immer schreiben sie die Ebbe und Fluth einem grossen Fische zu, der im Grunde des Meeres sich aufhält. Bei Gelegenheit eines Seesturmes, wenn die Gefahr am meisten Geschicklichkeit und schnelle

Thätigkeit erfordert, beten sie den Kompaß an, und gehen betend mit demselben zu Grunde.

Ihre Schiffe oder Sommes sind ungeheure Maschinen. Es befinden sich einige darunter, welche bis auf 1000 Tonnen führen. Die beiden äussern Ränder sind übermäßig hoch, und geben dem Winde eine beträchtliche Oberfläche bloß; dafür geht auch mehr als die Hälfte davon zu Grunde, weil sie sich nicht mehr ins Gleichgewicht setzen können, wenn sie einmal zu sehr auf der Seite gehen. Ihre Anker sind aus Holz, ihre Segel aus Matten, und ihre Schiffstaue aus Rottingrohr.

Sie kennen die Instrumente nicht, mit denen wir die Höhe zur See messen. Die nach Japan und den Philippinen schiffen, segeln blos nach den Sternen, welches auch die rohesten Wilden thun; und die nach Batavia, Malakka oder Queda gehen, lassen auf ihrer Fahrt niemals das Land aus dem Gesichte: so steht es mit ihren Kenntnissen vom Seewesen. Indeß handelten sie ehedem doch nach Indien. Sie besuchten die Küste Koromandel, und schifften bis an die Spitze des Bengalischen Meerbusens. Noch sieht man zu Negapatnam die Ruinen eines Chinesischen Thurms; aber ungegründet ist es, daß sie jemals ein Geschwader von 600 Fahrzeugen nach

Europa schicken wollten, wie einige Jesuiten behauptet haben; und daß diese angeblichen Fahrzeuge bei Umschiffung des Vorgebürgs der guten Hoffnung durch einen Sturm zerstreut worden wären, der sie versenkt oder auf die hohe See verschlagen habe. Wäre dieses Vorgeben richtig, so müßten viel mehr Chinesen in dieser Gegend von Afrika seyn. Die wenigen, welche man daselbst findet, sind aus Batavia gebürtig, oder doch Abkömmlinge von denen, die zu Batavia wohnen.

Es ist vielleicht eine große Wohlthat für dieses Reich, daß es seine alten Gewohnheiten beibehalten hat. Hätten sich die Chinesen zu guten Seemännern gebildet, so würden sie unbekannte Länder entdeckt haben, und häufig dahin ausgewandert seyn. Die Regierung scheint dieß vorausgesehen zu haben, weil sie durch Gesetze die Reisen in fremde Länder verbietet, und diejenigen für unehrlich erklärt, welche aus dem Reiche wandern. Die auf den Philippinen, zu Malakka und Batavia, ansäßig sind, stammen von jenen Chinesen ab, welche aus ihrem Vaterlande flüchteten, als es die Tartaren eroberten.

Ihre Musik ist so schlecht als die Musik der Indier: wer am meisten Getöse macht, ist der beste Musikant.

Niemals waren sie im Stande, eine Taschen- oder Hanguhr zu machen, obschon sie sich mit allem Fleiße darauf legten; und unsre gröbsten Arbeiten aus diesem Fache erregen ihre Bewunderung.

Die Schönheit ihres Firnisses haben sie der Natur zu verdanken.

Ihre Seidenarbeiten, die man hier bewundert, weil sie weit her und wohlfeil sind, kommen mit denen unserer Lyoner-Manufakturen nicht in Vergleichung: Ihre Werkzeuge zur Verfertigung derselben sind bei weitem nicht so einfach wie die unsrigen; und auch jene haben sie blos der Erfindung der Jesuiten zu verdanken.

Ihr Porzelän ist wol auch nicht besser als das Sächsische und das von Seve.

Ungeachtet der entsetzlichen Menge von Gelehrten, sind die schönen Wissenschaften bei ihnen doch noch stets in der Kindheit. Ihre Encyklopädie beweiset, wie weit sie in diesem Fache hinter den Europäischen Nationen, selbst hinter den Indianern, zurück sind: Sie handelt besonders von der Art, wie man die glücklichen und die unglücklichen Tage kennen lernen müsse; auf welche Seite des Zimmers man das Bette stellen, zu welcher Stunde man essen, aus dem Hause gehen, das Haus reinigen müsse u. s. w. Dieses Volk wird

nie weitläuftige Kenntnisse erlangen, weil es unmöglich ist, daß Leute, deren ganzes Leben nicht hinreicht, ihre eigene Sprache zu lernen, jemals viel Unterricht genießen können.

Kongfutzee und seine Secte.

Kongfutzee, dieser große Gesetzgeber, den man über alle menschliche Weisheit erhebt, hat einige moralische Bücher verfaßt, die sehr wohl auf den Charakter der Nation passen; denn sie enthalten nichts als einen Klumpen unverständlicher Dinge, Träume, Kernsprüche und alter Mährchen, mit etwas wenig Philosophie vermischt: Alle Handschriften, welche uns die Missionaire als angebliche Uebersetzungen seiner Werke zuschickten, waren von ihnen selbst verfaßt.

Kongfutzee stiftete eine Secte; es ist die der Gelehrten und aller sogenannten Weisen. Man hält ihn für den größten Philosophen, den China zur Welt gebracht habe. Seine Werke sind voll abgeschmackten Zeuges, aber doch angebetet; und wer eine Schule öffnet, widmet sie allemal dem Kongfutzee.

Dieser Kongfutzee und seine Nachkommen haben viele Tausend Sentenzen geschrieben, die man allen Vorfällen angepaßt hat, so wie wir die

Sprüche des Nostrodamus und des ewigen Juden ausgelegt haben. An diese glauben bei uns heut zu Tage nur noch alte Weiber und Kinder; aber in China richtet man alle Geschäfte nach denen des Kongfutzee.

Die Chinesen unternehmen nichts, ohne die Charaktere des Kongfutzee zu Rathe gezogen und vor seinem Bilde ein Licht von Sandelholz und ein Stück vergoldetes Papier angezündet zu haben: andere ziehen die Schildkröte oder die Bohne zu Rathe; denn diese drei Dinge hält man für sehr wesentlich, und drei Viertheile von allen Chinesen handeln blos nach dem Ausspruche derselben. Sie sind den ganzen Tag unruhig, wenn ihnen das Orakel denselben als einen unglücklichen angekündigt hat.

Ihr Aberglaube für die Zahl neun ist außerordentlich groß; alles wird nach dieser Zahl verrichtet: Man schlägt neunmal an das Haupt, wenn man einen Mandarin anredet; und dieser verrichtet die nämliche Ceremonie, wenn er sich dem Kaiser nähert. Alle Thürme haben neun Stockwerke. Sie wurden gebaut um durch gewisse Signale in der Hauptstadt zu verkündigen, was auf den äußersten Gränzen des Reichs vorgienge, und waren je von drei Meilen zu drei Meilen ange-

legt; nun aber, da sie allmählig zusammenfallen, dienen sie nur noch als Wachthäuser.

Die Mandarinen sind in neun Klassen getheilt. Man straft die Verwandten eines Missethäters bis in den neunten Grad, und seine Familie bleibt bis zur neunten Generation entehrt.

Sitten und Gebräuche in China.

Die lächerlichen Ceremonien beim Begrüßen, bei den Besuchen und Gastmahlen, sind lauter Gesetze, die der Chinese nicht unterlassen darf: er würde selbst seinen besten Freund nicht anders als gestiefelt empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen jemand seines Gleichen besteht darin, daß man die Hände geschlossen nebeneinander vor die Brust legt, sie einigemal bewegt, dabei das Haupt ein wenig neigt, und sein sin, sin! dazu ausspricht; aber gegen Leute, denen man Ehrfurcht bezeugen muß, neigt man den Körper sehr tief, faltet dabei die Hände, streckt sie in die Höhe und wieder bis zur Erde nieder.

Die Chinesen nehmen so viele Weiber als sie ernähren können. Dieser unnatürliche Gebrauch muß nothwendig Einfluß auf die Sitten haben, und der Bevölkerung Schaden thun. Sie sind

höchst eifersüchtig, schließen ihre Weiber ein, und erlauben nicht einmal einem Bruder, dieselben zu besuchen; daher sieht man auf den Straßen keine andere Weiber, als die Gattinnen jener Elenden, die aus Armuth nur Ein Weib haben, und deren Füße nicht geschraubt worden sind; denn schon in der Kindheit legt man sonst den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachsen können. Dieser Zwang hemmt den Umlauf des Geblüts; und sobald dieß einmal geschehen ist, trocknen die Füße aus, und sind nicht mehr fähig, den Körper zu tragen: daher haben sie alle einen so wacklichten Gang wie die Gänse. Diese Gewohnheit, welche anfangs ein Kniff der Politik war, ist jetzt die Wirkung der Eigenliebe; man verstümmelt sich auf diese Art, um zu zeigen, daß man in der Weichlichkeit lebe, und nicht nöthig habe, zu arbeiten. Aus eben dem Grunde lassen die Chineserinnen auch die Nägel, ohne sie jemals abzuschneiden, stets fortwachsen.

Die Häuser sind nicht sehr reich möblirt. Einige Lehnstühle, Sessel und Tische, auf die man antike Gefäße setzt, machen die größte Zierde davon aus. Das Kostbarste aber ist das Bild des Gottes, das man auf ein kleines Gehäuse stellt, vor dem man seine täglichen Gebete und gottesdienstlichen Ceremonien verrichtet.

Die Kleidung der Chineſen.

Die Chineſiſche Kleidung iſt eine Gattung ſeidnes Hemd von verſchiedner Farbe, das vorn zugeknöpft iſt. Sie ziehen manchmal acht dergleichen eins über das andre an, und bei kalter Witterung auch noch eine Art von Mäntelchen aus ſchwarzem Tuche. Unter allem dieſen tragen ſie große Hoſen, und Stiefeln aus Atlas, die manchmal durchgenäht ſind, und Sohlen von Papier mehr als einen Zoll in der Dicke. Sie ſcheeren ſich die Haare ab, und laſſen nur am hintern Theile des Kopfes einen Büſchel davon ſtehen, den ſie dann in einen Zopf flechten, und Peneſe heißen. Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieſelben auch ſorgfältig pflegen, und beſtändig mit der Hand ſtreichen, um ſie hübſch glatt zu behalten. Den Nagel am kleinen Finger beſchneiden ſie niemals; die Handwerker ausgenommen, welche wegen ihrer Handarbeit dieſe Herrlichkeit nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weibsleute iſt faſt wie die der Männer. Die Verheiratheten binden in der Provinz Kanton ihre Haare mitten über dem Haupte zuſammen, und machen Knoten daraus, die ſie mit Blumen ſchmücken und mit goldenen Nadeln zuſammenheften. Die unverheiratheten Mädchen ſchneiden ſie rings um die Stirne

zwei Zoll von der Wurzel weg, und kräuseln sie nicht; doch sind diese Moden nicht allenthalben gleich, sondern ändern sich in den verschiedenen Provinzen auch verschieden ab.

Die Mandarinen.

Die Mandarinen zeichnen sich durch einen Knopf von Gold, Perlen oder Korallen aus, den sie nach ihrem verschiednen Range an ihrer Mütze tragen. Auch an dem Gürtel kann man, aus der Zahl der Perlen, mit denen er besetzt ist, ihren Rang unterscheiden. Die Mandarinen von der Ersten Klasse tragen auf der Brust und auf dem Rücken ein Stück viereckigten Zeuges, auf welchem Gold und Silber glänzen und die Attribute ihrer Würde gestickt sind. Aus diesem Zeichen erkennt man sie; und dann auch noch an der Menge von Henkersknechten, die vor ihnen hergehen, Wimpel, Sonnenschirme und große Peitschen tragen, auch Ketten und Bambusstöcke mit sich schleppen. Durch dieses Gelärm bienden sie das Volk, welches schon auf die bloße Ansicht eines so fürchterlichen und zahlreichen Geleits zittert. Die Mandarinen, welche zu Wasser reisen, haben Galeeren oder eigentlich schwimmende Häuser, Schampans genannt, welche sehr bequem und inwendig in meh-

rere Zimmer abgetheilt sind. Auch haben sie gewöhnlich Musikanten, und ein für ihre Würde anständiges Gefolge bei sich. Man unterscheidet ihren Rang an den auf dem Verdecke der Galeere aufsteckten Wimpeln und Piken.

Leichenbegängnisse.

Die Vorstellung des Todes quält die Chinesen unaufhörlich; aber sie finden einen Trost darin, ihr Grab an dem Abhange eines Hügels, in einer angenehmen Lage erhalten zu können. — Sie verschwenden übermäßige Summen für ihre Leichenbegängnisse, die manchmal erst 6 Jahre nach dem Tode mit erstaunlicher Pracht gefeiert werden. Sie miethen sich besondere Leute, die sie in Weiß kleiden, welche dann den Trauerzug ausmachen, und hinter der Leiche her weinen müssen. Den Verstorbenen fährt man einige Tage hintereinander, unter der Begleitung einer Menge von musikalischen Instrumenten, auf dem Wasser umher; wobei das Fahrzeug, worin er liegt, und alle übrigen, welche dasselbe begleiten, beleuchtet sind, so daß die aus verschiednen Farben bestehenden Feuer bis an die Spitze der Mastbäume verschiedne Zeichnungen bilden. Wenn das Grab weit von dem Platze entfernt ist, wo der Chinese starb, so

bringt man ihn mit großem Gepränge dorthin, und richtet von einem Orte zum andern Gezelte auf, um mit dem Leichname darunter zu ruhen. Seine Verwandten und Freunde bringen ihm Geschenke und Lebensmittel; auch wenn er schon in seiner letzten Ruheſtätte iſt, trägt man ihm noch immer Eßwaaren zu.

Da die weiße Farbe bei den Chineſen die Trauerfarbe, und die ſchwarze die Farbe der Freude iſt, ſo tragen daſelbſt faſt alle Europäer, dieſer Gewohnheit zufolge, Weſten von ſchwarzem Atlas.

Religiöſe Secten in China.

Man unterſcheidet in dieſem Reiche drei Hauptſecten: die Secte der Gelehrten, welche der Lehre des Kongfutzee anhängt; die Secte des Lao-Kiüm, und die Secte des Foe, welche die vornehmſte und älteſte iſt. Die Lehrſätze dieſer Letztern ſind mit denen des Wiſchenu einerlei, die Grundlage davon iſt die Seelenwanderung.

Die Prieſter des Foe heißen Bonzen. Ihre Anzahl iſt entſetzlich; ſie beläuft ſich im ganzen Reiche über eine Million, und dieſe ungeheure Menge lebt blos von Almoſen. Gleich den Mönchen aller übrigen Nationen verſtecken ſie, unter

der Maske von Leibeskreuzigung und Eingezogenheit, abscheulich viel Stolz und Habsucht. Sie sind nicht verachtet, wie man behaupten wollte; ihr Oberhaupt genießt der größten Freiheiten: Wenn er zu dem Vicekönig einer Provinz kömmt, grüßt er ihn erst nachdem ihn jener bewillkommnet hat, und setzt sich vor ihm nieder, ehe es der Vicekönig befiehlt. Da Foe die Lehre von der Seelenwanderung predigte, vergaß er ja nicht, zu dem Befehle, die Thiere zu lieben, auch noch jenen beizufügen, daß man die Mönche wohl halten und ihnen Almosen geben sollte. Diese zwei Gebote stimmen zwar ziemlich wohl zusammen, sind aber deswegen doch beide gleich ungereimt und schädlich.

Die Bonzen lassen sich das Penese scheren, tragen einen grauen Rock, und verheirathen sich nicht. Ihre Vorsteher haben eine wohl ausgedachte List erfunden, den Betrügereien ihrer Untergebenen vorzubeugen, und sich reichere Almosen zu verschaffen: Die Almosensammler müssen ein Verzeichniß bei sich tragen, auf das jedermann das Almosen, welches er giebt, mit eigener Hand aufzeichnet und unterschreibt; eine einträgliche Erfindung, welche die Eigenliebe allenthalben zwingt, sich freigebig zu zeigen.

Körperbau der Chineſen.

Die Chineſen ſind hübſch gewachſen, flink und tapfer, wenn es bei einer Schlägerei nur Spaß gilt, aber ſobald aus der Sache Ernſt wird, verſchwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen ſie, und zwingen ſie zur Flucht. Schon von ihrer erſten Jugend an üben ſie ſich, Laſten von 100 und 150 Pfunden zu heben, bis ſie dieſelben mit ausgeſtrecktem Arm über den Kopf empor halten können. Gegen 7 bis 8 mit Erde gefüllte und an der Oberdecke des Zimmers hangende Säcke ſchlagen ſie ſich wacker herum: ſie ſtellen ſich in die Mitte dieſer Säcke, ſchauckeln dieſelben, und geben ſich alle Mühe, daß ſie von keinem Stoße derſelben getroffen werden. Noch kennen ſie eine beſondere Art ihre Muskeln ſteif zu machen; dies nennen ſie ſich abhärten, und bedienen ſich dieſes Kunſtgriffes im Ringen wider ihre Gegner ſehr wohl, indem ſie den einem Schlage ausgeſetzten Theil ihres Körpers ſteif machen, ſo daß jener mehr Schmerzen empfindet, welcher ſchlägt, als der welcher geſchlagen wird.

Doch alles dieß flößt ihnen keinen wahren Muth ein. Sie ſind äuſſerſt ſchlechte Krieger, und werden ſtets von jeder Nation bezwungen werden, die ſie angreifen will. Keine ihrer Städte

wäre

wäre im Stande, eine Belagerung von drei Tagen auszuhalten. Alle ihre Festungen sind beinahe rund und niedrig; die Mauern dünne, die Schießscharten ungleich, nur wie ein bloßes Loch, so daß man den Kanonen nicht mehr als einerlei Richtung geben kann; und überhaupt taugt ihre Artillerie zu nichts weiter, als zu Freudenschüssen. Ihre Flinten führen noch Lunten; und so oft sie losbrennen, wenden sie allemal den Kopf weg, sobald das Gewehr nach dem Ziele gerichtet ist.

Handel.

Die Chinesen verstehen den kleinen Handel wohl, weil nicht viel Genie dazu nöthig ist. Sie haben eine einzige Münze aus schlechtem Kupfer, welche Kasche heißt, und in der Mitte ein viereckigtes Loch hat, das dazu dient, dieselbe an eine Schnur zu fassen. Noch haben sie eine andre, idealische, Münze, Taele genannt, welche 10 Maßen, oder 7 Livres 10 Sols französisches Geld gilt: die Maße gilt 10 Kondorins, der Kondorin 10 Kasches und die Kasche 10 Hards. Die Taele dient zur Grundlage aller Rechnungen.

Charakter.

Die Chineſen ſind ſchelmiſch, hochmüthig, frech und feigherzig. Zehn Europäer, nur mit Prügeln bewaffnet, würden ihrer Tauſend in die Flucht jagen; und eben weil ſie dieſe ihre Schwäche kennen, verſtatten ſie uns keine Freiheit. Wir haben uns allzuſehr bloß gegeben, daß uns an dem Handel mit ihnen viel gelegen ſey; und dieſes unſer Beſtreben haben ſie ſich zu Nutze gemacht. Ueberdieß macht die Furcht, ohne Ladung und Lebensmittel abreiſen zu müſſen, daß man ſelbſt die Ehre ſeiner Nation aufopfert.

Oſtindien.

Der Steinregen in Zeilan.

Der nichts weniger als fabelnde Schriftſteller Wolf erzählt, daß er, während ſeiner Anweſenheit in Zeilan, wo ihn die Umſtände oft veranlaßt hätten aufs Feld zu gehen, einſt um und neben ſich Steine aus der Luft habe fallen ſehen. Dieſes ſonderbare Ereigniß, das nicht etwa er al-

lein nur beobachtete, erregte allgemeine Bestürzung. Einige von portugisischer Herkunft trieben mit den gefallenen Steinen unter Anrufung des Namens der heiligen Jungfrau ihren religiösen Aberglauben, weil sie glaubten, dieser Steinregen sey das Spiel eines bösen Geistes. Andere meinten, es müßten sich muthwillige Menschen versteckt haben, die diese Steine aus ihren Schlupfwinkeln, zum Schrecken der Einwohner, hervorschleuderten; auch der Gouverneur, der lieber dieses als an Teufeleien glauben wollte, war dieser Meinung, und schickte glaubwürdige Leute aus seiner Leibwache, mit Kopfschirmen versehen, rund um die Stadt, um diesem Muthwillen Einhalt zu thun. Nach einigen Stunden kamen sie mit der Nachricht zurück, daß sie zwar die Steine fallen sehen, aber schlechterdings Niemanden bemerkt hätten, der sie geworfen haben könnte. Einige vernünftige Männer, denen die oft wunderbar scheinenden Kräfte der Natur nicht unbekannt waren, erklärten endlich die Sache auf folgende in frühern Erfahrungen gegründete Art:

Einige Tage vor dem Steinregen habe sich nicht weit vom Marktplatze, etwa zwei Flintenschüsse von der Stadt, eine Wasserhose niedergelassen, welche unstreitig diese Steine in die Luft gezogen hätte, die jetzt wieder herabfielen. Daß

aber die Waſſerhoſen, (ſie mögen nun die Wirkung anziehender, electriſcher Wolken, oder wirbelnder Winde ſeyn) wirklich Steine und andere harte Körper mit dem Luftwirbel gewaltſam an ſich ziehen, oft weit mit ſich fortführen, und bei Zertheilung des Wirbels wieder fallen laſſen, das bezeugen mehrere Naturforſcher. Die Steine, welche gegenwärtige Waſſerhoſe mit ſich in die Luft genommen hatte, waren beim Herunterfallen in den dicken Aeſten der hohen Kokos- und Pannegais-Bäume, die dicht um die Stadt ſtehen, liegen geblieben. Der heftig ſtreichende Südwind ſchüttelte die Bäume mächtig, und die Steine fiengen an nach und nach herabzuſtürzen; Anfangs fielen ſie ziemlich oft, dann nach und nach ſeltener, und zuletzt hörten ſie ganz auf zu fallen. —

Dieſer natürliche Aufſchluß des anſcheinenden Wunders iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da das Fallende in Ziegelſteinen und ſchon gebrauchten Kalkſtückchen, ſo wie ſie der Luftwirbel vorfand, beſtand. Aus dieſer Steinart ergab ſich zugleich, daß dieſer Backſteinregen auch nicht Theile des Auswurfs irgend eines feuerſpeienden Berges, deren es ohnehin in der Nachbarſchaft keine giebt, ſeyn konnte.

Das wüthende Heer oder die Teufels-Stimme.

In den Kandischen Jaffanapatnamschen Gegenden vernimmt man zuweilen eine schaudererregende unbegreifliche Luftmusik. Nach Wolfs Erzählung bewirkt dieser schreckliche Sphärengesang auch in der Seele des Beherztesten ein augenblickliches Entsetzen.

Die Singaleser, die Malabaren, die Portugisen, und fast alle Europäer, welche sich dort niedergelassen haben, halten sie, wegen ihrer unbegreiflichen Natur, alles Ernstes für die Schreckenswirkung der Luftgeister, und nennen sie die Teufelsstimme. In Deutschland würde man sie das wüthende Heer, den wilden Jäger und den treuen Eckard nennen. Diese Teufelsstimme läßt sich zuweilen bei Tage, jedoch häufiger bei Nacht, hören. Sie durchläuft die Luft, nach dem Gehör zu urtheilen, mit der Schnelligkeit des Windes, und wenige Augenblicke, nachdem man sie in der einen Gegend des Luftkreises gehört hatte, hört man die nämliche wandernde Stimme schon wieder in einer ganz entgegengesetzten Richtung und viertelmeilen weiten Entfernung. Schneller durchschneidet kein Vogel die Lüfte.

Wolf versichert, er habe diese auf Zeilan ganz allgemeine Sage lange für nichts mehr als für ein Volksgeschwätz halten können; denn wenn auch mehrere Schriftsteller, von denen er nur den Engländer Knox als einen der glaubwürdigsten nennt, dieser Teufelsmusik als einer Thatsache erwähnen, so lehre doch auch die Erfahrung, daß man nur gar zu geneigt sey, den Teufeln, Nachtgeistern und Gespenstern Wunderdinge zuzuschreiben, die er für Fabeln halte, welche, bei genauer Untersuchung und Nachfrage, sich oft auf ein bloßes Hörensagen gründeten. „Wenn die Jaffanapatnamschen Schützen (sagt er) in der dürren Jahrszeit, an den Teichen im Walde ein solch Geläut gehört haben wollten, und mir es erzählten, nahm man mir die lächelnde Mine, welche ich dazu machte, nicht selten übel. Unter andern hatte mir ein Europäer, von Geburt ein Altonaer, Posthalter zu Polverainkatto, den ich wegen seines ehrlichen Betragens vorzüglich liebte, zu verschiedenen Malen von dem Teufels-Rufen erzählt, und mich um meine Meinung deswegen gefragt. Und ungeachtet er versicherte, daß er selbst öfter als einmal ein Ohrenzeuge von der schauerlichen Luftmusik gewesen sey; so konnte ich mich doch nicht entschließen, zu glauben, daß sich der Teufel damit befassen sollte, um

nichts und wieder nichts uns in den Lüften ein Conzert zu geben. Er wünschte mir dann, daß ich einmal durch eigene Ohren von der Richtigkeit seiner Aussagen überzeugt werden möchte, weil ich dann meine Sprache bald verändern dürfte. Indessen dachte ich dem sogenannten Teufelsrufe nicht weiter nach, bis ich selbst einst in meinem Hause, Nachts um 1 Uhr, da ich eben wachte, und mit meiner Frau noch von häuslichen Angelegenheiten sprach, plötzlich die Stimme selbst vernahm. Wir erschraken beide heftig, so daß uns alle Glieder zitterten. Das Geschrei hatte weder mit der Stimme eines Menschen, noch mit der eines Thieres einige Aehnlichkeit; sondern war von beiden gänzlich verschieden. Es war als würde ein dumpfes, ängstliches, fürchterliches Getöse aus einer bedrängten Höhlung hervorgepreßt; und ich kenne in der ganzen Natur nichts, womit ich diese Töne noch vergleichen könnte. Auch habe ich weder vorher, noch nachher je wieder etwas Aehnliches gehört, noch zu hören verlangt. Meine Nachbarin, eine Kaufmannswittwe, hatte das Geschrei ebenfalls vernommen, und war vom Schrecken darüber krank geworden. Wahrscheinlich hätte ich, ohne diese selbstgemachte Erfahrung, des auf Zeilan so allgemein bekannten Teufelsgeschrei's gar nicht einmal erwähnt. Und ich

glaube daher, daß auch Herr Knox, der über den Aberglauben der Singaleſen weit erhaben war, es nicht der Mühe werth gefunden haben würde, von der luftigen Muſik einige Nachricht zu geben, wenn er ſelbſt das Geſchrei nicht gehört hätte."

Da Herr Wolf in dieſer ſeiner Erzählung treuherzig und ehrlich zu Werke geht, überdieß auch noch ſeine Zeugen beibringt, und ſein Abentheuer als eine dort allgemein bekannte Sache erzählt; ſo iſt es allerdings der Mühe werth zu fragen, wie dieſes räthſelhafte Geräuſch natürlich zu erklären ſey?

Herr Wolf erzählt kurz zuvor in ſeiner Reiſebeſchreibung von einer Waſſerhoſe, welche Steine mit in die Luft wirbelte, und einen Steinregen verurſachte. Dergleichen Lufterſcheinungen gehören in Indien, ſo wie in andern heißen Gegenden, gar nicht zu den ſeltenen, und hauptſächlich ſoll es ihrer viele in der Gegend von Zeilan geben. Und jede Waſſerhoſe, ſie werde nun durch electriſche Wolken gebildet, oder entſtehe aus zwei kämpfenden Winden, bewirkt immer eine heftige Bewegung der Luft; wird immer von einem lauten Brauſen und Geheule begleitet; und das Gebrülle, womit ſie fürchterlich einherzieht, gleicht oft dem Brüllen wüthender Ochſen. (Belege zu dieſer Behauptung findet man unter der Ueber-

schrift: Frankreich : Millepetit.) Höchst wahrscheinlich ist also die ganze Teufelsstimme bei Zeilan nichts weiter, als das Heulen einer Wasserhose. Eine Behauptung, deren Wahrheit uns schon ein bei uns gewöhnlicher heftiger Sturmwind verbürgt, dessen Sausen und Geheul, zumal bei nächtlicher Stille, auch in Deutschland schon manchem Abergläubigen Teufelswirkungen vorgegaukelt und Haare zu Berge gebracht haben mag.

Die Küste Malabar.

Die Küste Malabar besteht aus vielen kleinen Königreichen. Hier giebt es wohl die schnellsten Staatsveränderungen. Mit etwas Muth und Politik unterwirft sich ein Straßenräuber in wenig Zeit die ganze Küste; aber in Kurzem wird er zum Unterthan eines andern Waghalses, der in seine Fußstapfen tritt, und auch eben so schnell wieder einem Dritten unterliegt.

Die Bewohner der Küste Malabar sind arbeitsam, jedoch ohne Kunstfleiß, und nachgiebig aus Schwachheit. Dies ist der Charakter den die Weichlichkeit einprägt.

Ehedem beherrschte der Samorin die ganze Küste, und ließ sich als Kaiser derselben verehren; die andern Fürsten, und selbst der König der Maldivischen Inseln, bezahlten ihm Tribut. Er hielt seinen Hof zu Kalikut, und die Stadt ward bald zur Niederlage der Indischen Waaren; alle Nationen sammelten sich da, ihren Handel zu treiben, und ihr Zusammenfluß machte Kalikut zu einer der blühendsten Städte von Asien. Aber der Samorin ward von einem Usurpator entthront, der seinen Erben das Reich nur durch Einwilligung in einen grausamen Auftritt erhalten konnte, welcher sich bei der Krönung jedes neuen Beherrschers erneuert.

Die Volksklassen auf Malabar.

Das Volk ist in Stämme (Castes) oder Zünfte eingetheilt. Die Bramanen werden von denen auf Koromandel als Leute von schlechtem Stamme betrachtet. Gemäß der Tradition ihrer heiligen Bücher, behaupten sie, Wischenu habe dieselben seit seiner Menschwerdung unter dem Namen Paraßurama verflucht, weil sie ihm den Platz zu einer Hütte versagten, da sie doch von ihm Königreiche erhalten hatten. Diese Bramanen heirathen auch nicht: aber sie haben

die Freiheit, ſich aller Naireſſen zu bedienen; ein Vortheil, den einſt auch die Portugieſen, welche man als Leute aus einem ſehr guten Stamme anſah, ſo lange genoſſen, bis ſie ſich, durch ihre Trunkenheit und ihre Ausſchweifungen mit allen Weibern ohne Unterſchied, deſſen unwürdig machten. Dieſes Recht der Bramanen hat ſeine Quelle in den Gebräuchen des Landes. Ein Weib kann ſich ohne Unehre jedem Manne Preis geben, der nicht aus einem niedrigern Stamme als ſie ſelbſt iſt. Denn die Kinder gehören nicht dem der ſie erzeugt hat, ſondern dem Bruder der Mutter, und werden durch ihre Geburt die rechtmäßigen Erben aller ſeiner Güter; ſelbſt der Krone, wenn er König iſt.

Die Nairs machen den Kriegsſtand aus; auch ſie haben das Recht, ſich aller Weiber ihres Stammes nach Belieben zu bedienen. Man unterſcheidet ſie von den andern Stämmen dadurch, daß ſie ſtets bewaffnet gehn, und durch ihren unverſchämten Trotz. Wenn ſie einige Parias ſehen, rufen ſie ihnen ſchon von weitem zu, ſie ſollen ſich aus dem Wege machen. Kömmt ſo ein Unglücklicher einem Nair zu nahe, und berührt ihn etwa gar aus Unvorſichtigkeit, ſo hat Letzterer das Recht, ihn todt zu ſchlagen; etwas, das ſie als ſehr unſchuldig anſehen, und darüber man ſich

niemals beklagt. Indeß haben die Parias doch Einen Tag im Jahre, an dem alle Nairs, die ſie berühren können, ihre Sklaven werden müſſen. Aber das geſchieht nie; denn die Nairs verſtecken ſich an dieſem Tage ſehr ſorgfältig.

Surate's religiöſe Tänzerinnen.

Dieſe Stadt, die oberhalb der Küſte Malabar an der Einfahrt in den Kambaiſchen Meerbuſen liegt, iſt wegen ihrer Balladeiras, welches im Portugieſiſchen Tänzerinnen heißt, berühmt. Dieſe Mädchen weihen ſich ganz der Verehrung der Götter, die ſie in den Prozeſſionen begleiten, indem ſie vor ihren Bildern her tanzen und ſingen. Der Handwerksmann beſtimmt gemeiniglich die jüngſte ſeiner Töchter zu dieſem Dienſte, und ſchickt ſie in die Pagode, noch ehe ſie mannbar iſt. Dort bekommen ſie Tanzmeiſter und Muſiklehrer. Die Bramanen bilden ihr jugendliches Herz und pflücken die jungfräuliche Roſenknospe; am Ende werden dieſe Mädchen öffentliche Huren. Sie ſammeln ſich dann in eine Geſellſchaft, nehmen noch Muſikanten zu ſich, und unterhalten mit Tanz und Muſik jedermann, der ſie zu ſich rufen läßt. Sie tanzen und ſingen nach dem

Schalle des Tal und Matalan *), die sie begeistern, in Bewegung setzen, und ihnen Takt und Schritt geben. Derjenige, welcher den Tal hält, neigt sich stets gegen die Seite der Tänzerinnen, und scheint ihnen durch die Art, wie er sein Instrument schlägt, allemal die Leidenschaft mitzutheilen, die sie durch ihre Geberden und Stellungen ausdrücken. Das Blinzen ihrer Augen, da sie dieselben halb öffnen, halb schließen, und zugleich unter schmachtenden Tönen den Leib nachlässig sinken lassen, zeigt, daß alles an ihnen Wollust athme. Hinter ihnen stehen einige Musikanten, und wiederholen zusammen den Schlußreim jeder Stanze. Die Bajaderen erscheinen jederzeit im größten Putze, wenn man sie rufen läßt; sie parfümiren sich, schmücken sich mit Juwelen, und kleiden sich in Gold- und Silberstoffe.

---

*) Der Tal ist ein Instrument von zwei kleinen Platten, davon die eine aus Stahl, die andre aus Kupfer ist. Man schlägt beide gegeneinander, welches einen rauhen Ton giebt. Die Tals, mit denen man auf dem Marsche vor den Nabobs spielt, sind aus Kupfer und viel größer.

Der Matalan ist eine kleine Trommel, die man queer über den Leib trägt, damit man sie bequemer auf beiden Seiten schlagen könne.

Seſoſtris Eintheilung in Stämme oder Kaſten.

Zufolge der allgemein angenommenen Meinung, haben die Indier ihre bürgerliche und politiſche Verfaſſung dem Seſoſtris zu verdanken. Dieſer König eroberte Indien, und theilte das Volk in ſieben Claſſen, unter denen die Brachmanen oder Weiſen den erſten Rang hatten. Unabhängig, und von aller Arbeit befreit, waren ſie Niemand unterthan, und allein dazu beſtimmt, die Opfer zum Gottesdienſt einzunehmen. Die zweite Claſſe beſtand aus dem ſämmtlichen Adel; und die Könige, Miniſter, Generale, kurz, die Beherrſcher und Vertheidiger des Staats, wurden einzig und allein aus dieſer Claſſe gewählt. Die Gerichtsmänner, Ackersleute, Soldaten und Künſtler, machten die übrigen Claſſen aus.

Sobald die Bramanen ſich ſelbſt über die geſtürzten Brachmanen erhoben hatten, änderten ſie die Geſetze und den alten Gottesdienſt ab, und ſchränkten die urſprünglichen ſieben Claſſen auf viere ein. Ihre eigne Claſſe ward zur erſten, und erhob ſie ſelbſt über die Könige. Dieſe Eintheilung währt noch bis jetzt.

Die erſte Claſſe enthält alſo die Bramanen, welche die Diener der Religion ſind. Die Scha-

triers, Xatriers oder auch Setreas, welche die Rajas oder Abstämmlinge aus den königlichen Familien sind, machen die zweite aus. Dunkelheit und eitles Mährchengewebe umhüllen den Ursprung der alten Könige, von denen sie herzustammen sich rühmen. Die dritte Classe besteht aus den Wassiers, Wanigers oder Weinjas, welches die Kaufleute sind. Die vierte ist die Classe der Schutres oder Sudras; sie begreift alle Handwerksleute in sich.

Ueber den Ursprung dieser vier Stämme oder Kasten, glauben die Indier durchgehends, daß die Bramanen aus dem Haupte des Bruma hervorgekommen seyn. Aus diesem Grunde sieht man sie als vorzüglich erhabne Leute an, denen diese große Gottheit ihren Geist und ihre Weisheit mitgetheilt hat.

Die Zunft der Bramanen theilt sich wieder in drei untere Classen, und begreift die Waidiger, die Sivebranmalen und Striväschenavalen in sich.

Alle Bramanen tragen eine Binde in Form einer Schärpe, die von der Linken zur Rechten hängt, und auf die bloße Haut gebunden wird.

Die Bramanen gehen meist alle mit unbedecktem Haupte; sie scheeren sich die Haare ab, und lassen nur ein kleines Büschlein am Hinter-

haupte stehen, das Kondubi heißt, und beinahe dem Penese der Chinesen gleich sieht. Dieses hängt rücklings hinunter, ist in einen Knoten geknüpft, und zeichnet die Bramanen besonders vor allen übrigen Stämmen aus. Ihr Anzug besteht in einer Schürze, die sie über den Hüften um den Leib winden, zwischen den Schenkeln durch wieder aufwärts ziehen, und das eine Ende davon vorn übergeschlagen hängen lassen.

Die Waidiger, Sivebranmalen und Striwäschenavalen dürfen heirathen; aber sie müssen blos von Almosen leben, und sich, wie ehedem die Aegyptischen Priester, von allem was Leben hat, enthalten.

Noch drei andere Zünfte nennen sich auch Bramanen; aber die erstern wollen sie nicht dafür erkennen. Indeß sehen sie die übrigen Indier doch als niedrige Stämme von Bramanen an; sie heißen die Tatuwadielen, die Gutschelier und die Moratia-papars.

Da die Bramanen behaupten, sie seyn aus dem Haupte des Bruma entsprungen, so haben sie mit Ausschließung aller andern Stämme die Pflichten des Priesterstandes an sich allein gerissen. Sie sind die Bewahrer und Ausleger der Gesetzbücher; sie haben das Recht zu lehren; entscheiden richterlich alle Streitigkeiten, und bereden

das

das Volk, sie haben alle diese Vorrechte von Gott selbst erhalten. Vermöge dieser erhabenen Begriffe, die sie ihren Mitbürgern unermüdet und unaufhörlich einkäuen, sieht man sie wirklich als Gesandten des Himmels an. Obgleich indessen ihr Stamm der einzige ist, welcher Fähigkeit zum Priesteramte giebt, so verrichten dessenungeachtet nicht alle Bramanen die gottesdienstlichen Aemter in den Pagoden; dazu wäre ihre Zahl zu groß. Viele opfern nach den vorgeschriebenen Gebräuchen bloß in ihren eigenen Häusern, und in ihrer gewöhnlichen Kleidung; nur bei gewissen feierlichen Anlässen beruft man eine größere Zahl in die Tempel zusammen. Einige ernähren sich durch Wahrsagerei; andere leben wie Mönche in Klöstern, welche die Fürsten oder andere reiche Leute aus Andacht für sie gebaut haben: Eine oder höchstens zwei Familien sind zum Dienste der Pagoden auserlesen; diese haben festgesetzte jährliche Einkünfte, und leben sehr bequem. Die Speisen, welche man den Götzenbildern vorsetzt, ernähren sie überflüssig.

Der Todtschlag eines Bramanen ist eine von den fünf großen Sünden, die fast unverzeihlich sind; und wer einen solchen Mord begeht, der muß, zufolge eines Gesetzes des Wedams, 12 Jahr als Pilgrim umherwandern, mit der

Hirnschale des erschlagenen Bramanen in der Hand Almosen betteln, und aus derselben alles essen und trinken, was man ihm schenkt. Wenn diese Zeit vorüber ist, muß er selbst noch viele Almosen geben, und dem Gott einen Tempel bauen, von dessen Secte der ermordete Braman war.

Wenn ein Braman sein Weib im Ehebruche antrifft, schließt er sie zur Strafe zwischen vier Mauern ein, liebt er sie aber, so verzeiht er ihr, und der Fehltritt wird vergessen. Auf eine solche Versöhnung folgt allemal ein großes Freudenmahl, zu dem viele Bramanen und Bramaninnen eingeladen werden, denen die Ehebrecherinn bei der Tafel aufwartet.

Die Classe der Schutres oder Handwerksleute, welche bei weitem die zahlreichste ist, theilt sich in die rechte und linke Hand, welche beiden Abtheilungen wieder verschiedene Unterabtheilungen haben, die Gewerbarten bei ihnen sind. Zur verächtlichsten Unterabtheilung der rechten Hand gehören die Parias. Sie machen den letzten Stamm aus; und werden von den übrigen Indiern als unehrliche, unreine, abscheuliche und verworfene Leute angesehen. In öffentlichen Unterhandlungen und im bürgerlichen Leben setzt man sie nicht einmal unter die Stämme. Zufolge dieser Verachtung sind sie von aller Gesellschaft ver-

bannt, und haben ihre Wohnungen an abgelegenen Plätzen. Noch ist man nicht damit zufrieden, daß sie von den Städten, Flecken und Dörfern, den gemeinschaftlichen Wohnplätzen der übrigen Nation, entfernt sind; sie müssen sich sogar auf eine beträchtliche Weite davon wegflüchten, damit der Wind keine unreine und ansteckende Dünste aus ihrer Nachbarschaft verbreite; denn dieß würde man wirklich in ihrer Nähe befürchten. — Ihre Häuser sind elende Hüttchen, in die kaum ein Mensch hineingehen kann; und aus solchen bestehen ihre kleinen Dörfchen, die man Paretschari nennt. Sie dürfen kein Wasser aus den Brunnen der andern Stämme schöpfen, sondern haben eigene Quellen bei ihren Wohnungen, die sie mit Knochen von Thieren einfassen müssen, damit man sie kenne und vermeide. Ueberhaupt bestehen die Geschäfte der Parias in den niedrigsten und ekelhaftesten Verrichtungen. Wenn ein Indier von einem andern Stamme einem Paria erlaubt, ihn anzureden, so muß der Paria die Hand vor den Mund halten; und wenn er ihm auf der Straße begegnet, muß er sich umwenden, bis der andre vorbei ist. Trifft sichs, daß ein Indier, sollte es auch nur ein Schutre seyn, aus Unvorsichtigkeit einen Paria berührt, so muß er sich sogleich in einem Bade reinigen. Die Bramanen dür-

sen dieselben vollends nicht ansehen, und die Parias müssen fliehen, wenn sie einen solchen nur zu Gesichte bekommen. Diese Leute sind von gar keiner Secte: denn da sie von aller Gesellschaft des übrigen Volks ausgeschlossen sind, ists ihnen nie erlaubt, in die Tempel zu kommen; dafür aber sind sie auch vom Gebete und vom Opfer befreit. Die allgemeine Verachtung und der Abscheu gegen sie geht so weit, daß man sogar sorgfältig vermeidet, etwas zu essen, das sie gekocht haben, oder aus einem Geschirre zu trinken, daraus ein Paria getrunken hat. Sie dürfen in kein Haus eines Indiers aus einem andern Stamme gehen; oder, wenn sie ja etwas Nöthiges in einem solchen Hause zu thun haben, so macht man eine besondere Thüre, die nur für sie ist; aber sie müssen bei dem Aus- und Eingehen die Augen auf den Boden heften; denn wenn man bemerkte, daß sie sich in der Küche umgesehen hätten, müßte man alles Hausgeräth in Stücke zerschlagen. Jeder Indier hält es für ein gutes Werk, wenn er einem Insect, einer Schlange, oder einem andern Thiere das Leben rettet; aber einen Paria wird er eher zu Grunde gehen lassen, als ihm die Hand reichen, um ihn aus einer Lebensgefahr zu ziehen; denn er fürchtet, sich zu verunreinigen. Sie dienen bei den Welagern als Ackerleute

oder Pferdewärter, und bei den Europäern als Köche und Lastträger. Sie sind an kein Gesetz in ihrer Nahrung gebunden, essen Rindfleisch und trinken geistige Getränke. Nach dem Zeugnisse einiger Schriftsteller, ist dieses Vergehen gegen ein geheiligtes Thier, und der viehische Zustand, in den die Trunkenheit die Verbrecher versetzte, die Ursach ihrer Unehrlichkeit. Weit wahrscheinlicher aber ist es, daß blos der Aberglaube diese Unglücklichen dem allgemeinen Abscheu Preis gegeben hat; und daß die Verachtung der Indier gegen sie eigentlich nur daher entstanden ist, weil sie glauben, wenn man viel Böses auf der Welt gethan habe, werde man zum zweitenmale als ein Paria gebohren. Ohne Zweifel hat man sogleich bei der Eintheilung der Zünfte auch hier jene Trennungslinie gezogen, die in allen Ländern den Reichen von dem Armen scheidet. Der ärmste Theil des Volks ward in die letzte Classe verstoßen, und auf immer darin zu schmachten verdammt; Elend und Schande wurden ihm erblich. Diese erste Ungerechtigkeit war das Werk der Staatskunst; aber in der Folge wurde sie durch die Religion noch drückender. Um den Vorwurf dieses schändlichen Kniffs von sich abzulehnen, suchten die Indier einen übernatürlichen Grund dazu; und fanden ihn ohne Mühe in dem Lehrsatze von der Seelenwan-

derung. Es war sehr natürlich, daß jeder Böse-wicht nur um zu leiden wieder aufleben mußte, und in dieser Ueberzeugung ward ihm der elende Zustand eines Parta angewiesen. — Die Zahl der Parias ist so groß, daß sie im Stande wären, alle übrigen Stämme zu überwältigen, wenn sie sichs einmahl zu Sinne kommen ließen, von der ihnen anklebenden Schmach sich empor zu winden; aber sie sind nun schon ganz dagegen abgehärtet.

Eben dieser Abscheu, den die Indier wider die Parias hegen, wird auch den Europäern zu Theil, welche man um so viel mehr verabscheuet, da ihnen neben der wenigen Ehrerbietung für die Kühe, deren Fleisch sie essen, auch noch dieses zu Schulden kömmt, daß sie in den Häusern und sogar in den Tempeln ausspucken, beim Trinken das Geschirr an die Lippen halten, den Mund mit den Fingern wischen, so daß sie der Speichel verunreiniget, u. s. w. Folglich ist ein Europäer bei den Indiern das verächtlichste Geschöpf unter der Sonne; sie nennen ihn deshalb Parangi, wie sie die Portugiesen bei ihrer ersten Landung in Indien nannten, und wodurch sie ihre äußerste Verachtung gegen alle Europäische Nationen ausdrücken.

Diese Verachtung macht ihnen auch die christ-

liche Religion verhaßt. Die Bramanen, deren Intereſſe es iſt, ſelbige zu verſchreien, thun noch alles mögliche, dieſe unüberwindliche Abneigung der Indier gegen die Europäer zu vermehren. Sobald man in ihrer Gegenwart vom Chriſtenthum redet, ſchreien ſie aus vollem Halſe: die Chriſten ſind Schandbuben, welche Kuhfleiſch eſſen und Wein trinken; ſie ſind noch abſcheulichere Leute als ſelbſt die Parias. Dieß iſt hinreichend, jeden Indier, der allenfalls Luſt hätte ein Chriſt zu werden, von ſeinem Vorſatze abzuſchrecken. Noch größern Lärm machen die Bramanen, wenn ſie merken, daß einer den mindeſten Schritt zur Bekehrung thut; da betäubt man ihn von allen Seiten mit den Vorwürfen, er verliere die Vorzüge ſeines Stammes; man wolle ihn nicht mehr in der Geſellſchaft leiden, er werde zum Paria, zum Parangi, zum verächtlichſten Manne von der Welt. Bei ſolchen Zudringlichkeiten muß nothwendigerweiſe die Macht des Vorurtheils, die Schande und Furcht, alle Neigung zur chriſtlichen Religion in ihm erſticken.

Die Urſach dieſer Abtheilung in die rechte und linke Hand, wiſſen die Indier jetzt ſelbſt nicht mehr. Beide Theile ſtreiten unabläſſig um den Vorrang, und werden niemals darüber einig. Indeß wachen ſie mit äußerſter Sorgfalt dagegen,

daß die Eine Hand ſich niemals die Rechte der entgegengeſetzten herausnehme, wie z. B. in einem Fuhrwerk, oder zu Fuß, oder mit hölzernen Pantoffeln durch ihre Straßen zu wandern, welches ſie doch zu ihren alltäglichen Geſchäften mit bloſſen Füßen, oder in Schuhen thun dürfen. Weder die Hochzeitproceſſionen, noch die Leichenzüge, haben jemals die Freiheit, durch die Wohnplätze der gegenſeitigen Hand zu ziehen. Es iſt den Mitgliedern von der linken Hand durchgehends verboten, bei Hochzeitsfeierlichkeiten auf weißen Pferden zu reiten, oder weiße Fahnen und Sonnenſchirme dabei zu führen, wie es hingegen die Zünfte von der rechten Hand thun. Jeder Stamm hat beſtimmte Redensarten, die der andere nicht gebrauchen darf; ihre wechſelſeitigen Gebräuche, Rechte und Freiheiten, alles iſt genau entſchieden und abgeſteckt. Der mindeſte Verſtoß gegen dieſe Vorſchriften iſt im Stande, einen Bürgerkrieg anzufachen. Bei alle dem kommen ſie doch von beiden Seiten in einen und ebendenſelben Tempel, ihre Gottesanbetung zu verrichten; ausgenommen in den europäiſchen Beſitzungen und ihren eignen reichern Flecken, wo ſie ſich aus Hochmuth mehrere Tempel gebaut haben.

Die Anhänger der Schiwen reiben ſich des Morgens beim Aufſtehen die Bruſt mit Aſche aus

Kuhmist; mahlen, ehe sie die erste Speise zu sich nehmen, ein rundes gelbes Zeichen von Sandelholzsaft mitten auf die Stirn, und drei Striche von eben der Farbe auf die Brust und die Aerme. Die Anhänger des Wischenu machen, ihrer Meinung nach, die nämlichen Zeichen auf die Stirn, wie die Striwäschenavalen.

Man sieht also aus dieser Eintheilung der Stämme, daß jeder ein besonderes Volk ausmacht, dem Religion und Gesetze verwehren, sich mit den übrigen zu vermengen, oder auch durch die Ehe zu verbinden; denn man wählt sich seine Braut allemal aus seiner eigenen Familie, niemals aus einer andern, und sollte sie auch von dergleichen Zunft seyn. Der Sohn des Ackermanns kann nur ein Ackermann werden, und sich einzig mit der Tochter seines Vetters verehlichen, der ebenfalls ein Bauer ist. Diesen Unterschied der Classen spürt man eben so sehr in dem alltäglichen gesellschaftlichen Umgange. Die niedere vergißt niemals ihre Achtung gegen die höhere; ein Braman kann weder mit dem Könige, noch der König mit dem Schutre essen, ohne sich zu erniedrigen.

So jämmerlich sklavisch kriecht dieses Volk, das vermöge seines hohen Alterthums seine Vernunft längst von solchen widersinnigen Schlacken gereinigt haben sollte, unter dem eisernen Zepter

der Vorurtheile und der Unwissenheit. Statt sich mittelst jener Revolutionen, die es unaufhörlich erschüttern, der allgemeinen natürlichen Gleichheit zu nähern; scheint es nur da zu seyn, um ihre heiligen Bande täglich zu zerreißen.

Die meisten Nationen waren übrigens einst eben so vertheilt, wie es noch jetzt die Indier sind. Aegypten hatte sieben Zünfte, Athen vier und Arabien drei, unter denen die Priester ebenfalls die vornehmsten waren. Die Römer hatten zwei Classen von Bürgern. Fast alle europäische Völker dulden, eben so wie man es in Indien thut, gewisse Unterscheidungen in ihrem Staatskörper; und wir, die über die Indier spotten, sind wir billiger, sind wir klüger, haben wir nicht auch unsere Zünfte und Stämme?

Die Heirathen der Indier.

Auf den Genuß der unzerstörten Jungferschaft ihrer zukünftigen Weiber bestehen die Indier eben so eigensinnig, wie verschiedne andre orientalische Völker: darum heirathen sie die Mädchen schon lange, ehe sie mannbar sind, und verschmähen die ganz reif ausgewachsenen Töchter, weil sie bei diesen keine vollkommene Gewißheit ihrer unbefleckten Reinigkeit mehr haben können. Aber

wie meistens der Mißbrauch eines zu überspannten Grundsatzes die widersprechendsten Gebräuche zur Welt bringt, so ist es auch hier. Es ist Schande für ein Mädchen, wenn es nicht schon verheirathet wird, noch ehe es empfangen kann; und doch ist es keine für einen Mann, sich zu verheirathen, ungeachtet er schon wirklich das Zeugungsvermögen verloren hat. So sieht man oft einen Greis von siebenzig, der sich ein Kind von vier Jahr antrauen läßt. Dieses Volk, das, ohne weiter nachzudenken, an seinen Gewohnheiten hängt, bemerkt nicht, daß dergleichen so gar abentheuerliche Verbindungen gänzlich den Zweck verfehlen, dessen Erfüllung sie doch für eine unerläßliche und geheiligte Pflicht ansehen.

Obige Gewohnheit ist vielleicht auch daher entstanden, weil die erste Brautnacht von Rechtswegen dem Bramanen angehört, der die Trauung verrichtet hat. So aber verhindert ihn die Jugend des Kindes, diese Freiheit ächt zu nutzen. Doch dieses stimmt nicht ganz damit überein, was Thomas Lagrue von Abraham Koger anführt. Dieser sagt nämlich, daß auf der Küste Malabar die Vasallen, wenn sie heirathen, ihre Herren bitten, sie möchten die ersten zwei oder drei Nächte nach der Hochzeit bei ihren Weibern schlafen. Ist dieß geschehen, dann kommen die

Männer und holen sie in großer Pracht, mit Musik und den lebhaftesten Freudensbezeugungen, wieder zu sich. An andern Orten (setzt er hinzu) opfern die Männer die ersten Umarmungen ihrer Weiber den Götzenbildern, deren Impotenz dann die Pfaffen ersetzen. Noch in andern Gegenden schlafen gar alle Hochzeitgäste in der ersten Nacht bei der Braut. — Der König von Kalikut giebt dem ansehnlichsten Pfaffen ein Geschenk von 500 Rthlr. damit er für ihn bei dem Mädchen schlafe, das er heirathen will.

Die Wittwen verheirathen sich nie wieder. Hat ein Weib ihren Mann schon in dem Alter verloren, da sie noch unfähig war, die Bestimmung der Natur zu erfüllen, sey sie auch im strengsten Verstande eine Jungfer, so ist sie doch vom Aberglauben auf ewig zum ehelosen Leben verdammt. Auch sieht man den Wittwenstand als das größte Unglück an, weil man sich einbildet, die Weiber würden nicht darin versetzt worden seyn, wenn sie es nicht in einem vorhergehenden Leben verdient hätten. Wer also eine Wittwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen, der sich dem Laufe der göttlichen Gerechtigkeit entgegensträubte, und sich selbst dem Zorn der Götter aussetzte. Die Eltern jeder Wittwe, wenn sie nur etwas weniges auf Andacht und Frömmig-

keit halten, ſtellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Almoſen, zur Verſöhnung der vorhergegangenen Sünden ihrer Töchter, damit dieſelben wenigſtens bei der bevorſtehenden Seelenwanderung glücklicher ſeyn mögen. Dies iſt die traurige Wirkung des Lehrſatzes von der Metempſychoſe, in Rückſicht auf den Zuſtand der Wittwen; ſie macht ihn unendlich drückend, weil man ihn gar nicht mehr abändern darf.

Heirath auf den Pariam und das Kannigadanam.

Der Pariam iſt eine beſtimmte Summe von 21, oder höchſtens von 31 Ponnes, die der Vater des Bräutigams, oder das Oberhaupt ſeiner Familie, einige Tage vor der Hochzeit dem Vater der Braut, gleichſam als den Preis des Mädchens, das er für den Jüngling kauft, überreicht.

Wenn man ſeine Tochter jemanden zur Ehe giebt, ohne den Pariam zu fordern, ſo heißt es, man verheirathe ſie auf das Kannigadanam, welcher Ausdruck ſo viel ſagt, als Schenkung einer Jungfer. Die Religion empfahl Wohlthätigkeit gegen ſeinen Nebenmenſchen, und zeichnete drei Gattungen dieſer Wohlthätigkeit als die verdienſtlichſten aus. Dieſe ſind: das Goda-

nam, oder das Geschenk von Kühen; das Budanam, oder das Geschenk von Feldern; und das Kannigadanam oder die Schenkung einer Jungfer. Wer eins von diesen Geschenken annimmt, der nimmt stillschweigend auch die Sünden seines Wohlthäters auf sich, und muß sie durch gute Werke und Religionsübungen abbüßen.

Das Godanam wird gewöhnlich erst am Ende des Lebens gemacht. Selten unterläßt es jemand, der im Stande ist solches zu thun. Der Sterbende schenkt nämlich den Bramanen einige Kühe; und da es nöthig ist, daß er seinen Willen deutlich und öffentlich erkläre, so muß er das Thier, welches er verschenkt, berühren; darum giebt man ihm meistens den Schwanz der Kuh in die Hand. In den Pagoden hängt eine Menge von Gemälden, darauf diese schöne Handlung verewigt ist. Aber eben diese Gemählde haben fast Alle verführt, die über die Indische Mythologie geschrieben haben; weil sie glaubten und behaupteten, die Indier hielten sich dann der ewigen Glückseeligkeit versichert, wenn sie in ihren letzten Zügen einen Kuhschwanz in der Hand hätten. Das Wahre bei der Sache ist, daß sie sich glücklich schätzen, wenn sie noch vor ihrem Tode dieses Geschenk machen können.

Von den Leichenbegängnissen in Ostindien.

Bei jeder Nation steht das Leichengepränge eines Verstorbenen im genauen Verhältniß mit dem Range, den der Todte während seines Lebens behauptete. Der Reiche läßt sich mit Pracht und Verschwendung einscharren, und den Armen kennt man auch auf dem Wege zum Grabe an seiner Dürftigkeit. So siegen die im ewigen Kampfe mit der Natur ringenden Gewohnheiten und Vorurtheile selbst dann über dieselbe, wenn sie eins ihrer größten Rechte, das Recht, den durch Gesellschaftsverträge unter den Menschen eingeführten Unterschied durch den Tod wieder zu vernichten, geltend machen will. — So sehr sich die Heirathen der Reichen durch Pracht auszeichnen, so scheinen ihnen dennoch die Leichenbegängnisse diesen Vorzug noch streitig zu machen. Die Indier haben nur diese zwei Anlässe, ihr Gut zu verschwenden, wenn sie nicht etwa nebenher Tempel und Klöster bauen; denn Kleider und Nahrung kosten ihnen wenig; so schimmernd sie auch beides unterhalten mögen.

Die Leichenbegängnisse werden durchweg am Abend gehalten; die dabei gewöhnlichen Ceremonien sind nicht bei allen Stämmen gleich. Die An-

hänger der Schiwen begraben ihre Todten in die Erde; die Schüler des Wischenu verbrennen sie. Ihre Begräbnisse sind außer den Städten; denn es ist ein Grundsatz bei ihnen, daß die todten Körper den Ort verunreinigen, wohin man sie begräbt. Jeder Stamm hat seine abgesonderte Grabstätte, und zwar allemal am Ufer oder in der Nähe eines Flusses oder eines Teiches — Keinen Todten leidet man lange im Hause, weil man schon einmal den Begriff hat, er verunreinige es: Er ist ein unangenehmer Gast, dem man so eilig als möglich seine letzte Ehre erweiset, weil man sogar in seiner Gegenwart nicht essen darf, welches alle Leute beobachten, die in der nämlichen Gasse wohnen; und zwar so lange, bis man den Todten fortgeschaft hat. Dieser wird niemals durch die gewöhnliche Hausthüre weggetragen; sondern man macht eine eigne Oeffnung in die Mauer, wodurch man ihn in der Stellung eines sitzenden Menschen hinausschiebt, und sogleich hinter ihm das Loch wieder vermauert.

Das Todtenverbrennen der reichen Indier geschieht noch, und zwar unter einem großen Schwall von Ceremonien, bei denen allemal ein Braman Vorsteher ist, dessen Interesse gar sehr dabei gewinnt. Die ärmern Indier machen desto weniger Umstände, sie wickeln ihre Todten gerade

zu

zu in ein grobes Stück weißer Leinwand, und lassen sie durch vier Parias auf zwei Bambusröhren zum Scheiterhaufen tragen, der aus wohl gedörrtem Kuhmiste besteht.

Die Saniassi werden bis an den Hals in die Erde begraben. Ein Mönch aus ihrem Orden schlägt so lange Kokosnüsse am Kopfe des Verstorbenen entzwei, bis der Kopf selbst in Stücke bricht; dann deckt man ihn auch mit Erde. Der Grund dieser wunderlichen Gewohnheit ist heut zu Tage nicht mehr bekannt; wenn es nicht dieser ist, der Seele ein Mittel zu verschaffen, daß sie durch eine anständigere Oeffnung aus dem Leibe fahren könne, als der Mund, die Augen, die Ohren und andere Ausgänge aus dem Körper sind, die man alle für unrein und schändlich hält.

Ehedem verbrannten sich die Weiber mit den Leichen ihrer Männer; jetzt ist diese unmenschliche Gewohnheit in allen mahomedanischen Staaten gänzlich abgeschafft; und auch in den heidnischen Ländern ist sie blos noch unter dem Stamme der Bramanen und der Kriegsleute üblich.

Diese Ceremonie geschieht dann mit vielem Gepränge. Die Vorbereitungen dazu sind in jeder Provinz verschieden. Die gewöhnliche Art ist folgende: Sobald der Mann todt ist, setzt man, wenn er ein Braman war, das Weib in eine Gar-

tung von Sessel mit einer geschmückten Oberdecke vor die Thür des Hauses, schlägt die Trommel und bläs't beständig mit Trompeten. Das Weib ißt nicht mehr, käut nur Betel, und spricht ohne auszusetzen den Namen des Gottes ihrer Secte aus: Sie schmückt sich mit allen ihren Kleinodien und ihren prächtigsten Kleidern, als wenn sie zur Hochzeit gienge; ihre Verwandten und Freunde begleiten sie unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und andrer Instrumente. Die Bramanen sprechen ihr Muth ein, sich aufzuopfern, und versprechen ihr, daß sie im Paradiese einer Glückseeligkeit ohne Gränzen genießen soll; denn dort werde sie irgend ein Gott, zum Lohn für ihre Tugend, zur Frau nehmen; daneben versichern sie dieselbe, ihr Name müsse in der ganzen Welt berühmt, und bei allen Opfern besungen werden. Dieser thörichte Ehrgeiz ist es, welcher manche bewegt, sich zu verbrennen; denn kein Gesetz verbindet sie zu dieser Gewaltthätigkeit. Um die Weiber noch besser zu dieser heldenmüthigen, oder vielmehr zu dieser närrischen, Aufopferung aufgelegt zu machen, geben ihnen die Bramanen ein mit Opium vermischtes Getränk ein, und befeuern durch diesen Kniff die Einbildungskraft dieser unglücklichen Schlachtopfer der ehelichen Liebe. Die sichtbare Raserei, mit der ein solches Weib sich in

den unvermeidlichen Tod stürzt, beweiset hinreichend, daß ihr Kopf durch die Dünste eines so starken und berauschenden Getränks benebelt seyn müsse. Der Fanatismus kann sie wol zuerst darauf leiten, daß sie zu diesem Opfer einwilligt; aber um es auszuführen, muß sie den Verstand vollends verloren haben.

Während daß sie sich der schauerlichen Bühne nähert, auf der sie, oft noch in der Blüthe der Jahre, ihr Leben enden will, und wenn sie schon wirklich zu der Todesstätte gekommen ist, wenden die Bramanen alles mögliche an, durch Gesänge zum Lobe ihres Heldenmuths ihre Angst zu zerstreuen. Dieses mörderische Conzert unterstützt ihre Entschlossenheit mitten unter den schauerlichsten Vorboten des Todes. Der Schleier des Fanatismus benebelt ihre Sinne. Der unseelige Augenblick nähert sich, in dem die Flammen sie verzehren sollen: sie sagt jetzt unter lautem Schluchzen ihren Verwandten das letzte, traurige, Lebewohl, und jene wünschen ihr mit thränenden Augen Glück zu dem sie erwartenden Ruhme; sie überreicht ihnen ihren Schmuck, und umarmt sie nun zum letztenmale, geht nach Landesgebrauch dreimal rings um die brennende Grube, und stürzt sich plötzlich mitten in die Flammen. Sogleich macht man mit einer Menge von Instrumenten das be-

täubendste Getöse, damit Niemand das schmerzliche Jammergeheul des unglücklichsten Schlachtopfers höre. Man verstärkt die Wuth der Flammen durch zugeschüttetes Oel, und bald ist die Heldin zu Asche verwandelt. Auf dem Schauplatze wird dann zum Andenken der Heldenthat eine Ehrensäule errichtet. Indessen beneidet gewiß mancher das unglückliche Weib um ihren so theuer erkauften Ruhm. Der Ehrgeiz, noch nach seinem Tode gerühmt zu werden, macht sie gegen die Mittel, diesen Ruhm zu erhalten, blind und gleichgültig. Manchmal baut man solchen Weibern auf den gangbarsten Plätzen sogar kleine Kapellchen, die immer offen stehen, damit die Vorbeigehenden ihre Grabmähler sehen und verehren können.

In Bengalen ist dieses Schauspiel noch abscheulicher. Die Weiber haben dort Entschlossenheit genug, sich auf die Körper ihrer verstorbenen Männer binden zu lassen; halten dieselben in ihren Armen, bis man den Holzstoß anzündet, und erwarten diesen Augenblick mit der größten Gelassenheit.

Wenn man sie lebendig in die Erde gräbt, beobachtet man die nämlichen Ceremonien, ehe sie zur Grabstätte kommen. Sobald diejenige, welche das Schlachtopfer seyn soll, dort angelangt ist, steigt sie in die Grube hinunter, die wie ein

Keller gegraben ist; dort setzt sie sich, und schließt den Körper ihres Mannes in ihre Arme. Sogleich füllt man die Grube bis an den Hals des Weibes mit Erde; spreitet aber einen Teppich um ihr Haupt, damit sie die Anwesenden nicht mit den Schrecken des Todes ringend erblicken, und die übrigen Frauenspersonen nicht dadurch abgeschreckt werden: darauf reicht man ihr in einer Schaale etwas dar, das ohne Zweifel Gift ist. Endlich dreht man ihr vollends den Hals um, und zwar mit einer bewundrungswürdigen Geschicklichkeit.

Die Indischen Bücher sind allenthalben mit Beispielen von Göttinnen und Königinnen angefüllt, die sich auf solche Weise aufgeopfert haben, um allen Weibern vom Stande zum Muster zu dienen. Diese Wuth, sich selbst zu morden, ward manchmal schon so weit getrieben, daß bei dem Tode gewisser Könige oder Fürsten, ganze Familien, Väter, Mütter, Kinder und Bediente, alle zusammen sich in die Flammen stürzten, um ihre Liebe und Betrübniß über den Verstorbenen damit zu beweisen.

Diese unmenschliche Gewohnheit ist schon seit undenklichen Jahren in Indien eingeführt. Ueber ihren Ursprung hat man verschiedene Meinungen. Strabo sagt: der allgemeinen Sage nach sey sie von einem ihrer Könige in Gaug gebracht worden,

um die Weiber von der Vergiftung ihrer Männer abzuhalten, die sie sich vorher aus Ueberdruß oder Unbeständigkeit vom Halse schafften, um sich ungehindert frische Liebhaber beilegen zu können. Dieses, dem Anscheine nach kluge, Gesetz bewog natürlicher Weise die Weiber, sich die Erhaltung ihrer Männer angelegen seyn zu lassen; aber es vertilgte Einen Theil der Nation, indem es den andern vor einer ungewissen Gefahr in Schutz nahm. In der Folge ward eine in ihrem Ursprunge blos politische Anordnung vollends zu einem Religionspunkte gemacht. Diese von Strabo angeführte Angabe macht aber der Menschheit allzuviel Schande, als daß man sie im Ernste glauben sollte. — In Rom hinderte man das Vergiften durch ein gewiß eben so wirksames, und dennoch minder grausames Mittel *). Noch mehr: so ausschweifend und henkersmäßig auch jene Gewohnheit scheint, so leicht ist es indessen, die ächte Quelle davon ausfindig zu machen. Die unbe-

*) Livius erzählt, daß man dort, um den Vergiftungen Einhalt zu thun, worüber man eben die Weiber im Verdacht hatte, alle diejenigen zum beständigen Wittwenstande verurtheilte, deren Männer gestorben waren.

gränzte Liebe einiger Weiber für ihre Männer, die Verzweiflung dieselben verloren zu haben, waren ganz gewiß die ersten Triebfedern dieses Opfers, das der öftere Gebrauch erst billigte, und dann gar allgemein machte; so wie einst auch in Aegypten die vornehmsten Offiziere der Könige mit ihnen begraben wurden. Noch jetzt ists bei den Tartarn gewöhnlich, daß sich nach dem Tode eines Fürsten oder Mächtigen, seine Verwandte und Freunde auf seinem Grabe tödten. Alle diese Gebräuche sind aus einerlei Grunde entstanden; aus einer übertriebnen Anhänglichkeit nämlich an die Person, für welche man sich aufopfert *). Zudem erlaubt die Religion jenes schreckliche Opfer nur den Wittwen die keine Kinder haben; und gebietet hingegen allen jenen am Leben zu bleiben, die entweder wirklich Kinder haben, oder doch

*) Franz Caron erzählt in seiner Geschichte von Japan, daß bei dem Tode eines großen Herrn zehn, zwanzig, auch wol dreißig andre vornehme Leute und viele seiner Vasallen sich den Bauch aufschlitzen, um mit ihm zu sterben. Dieser blutige Auftritt ist die Folge eines Versprechens, das sie ihm aus Liebe für seine Person, oder aus Erkenntlichkeit für erhaltene Wohlthaten gethan hatten.

schwanger sind; damit sie dieselben erziehen, und dafür sorgen können.

Die Trauer der Indier besteht darin, daß sie sich die Haare abscheeren, das Haupt mit einem Theile der Leinewand, die sie über den Schultern tragen, verhüllen, und einige Tage hindurch keinen Betel käuen; denn lange sich davon zu enthalten, wäre ihnen die unleidlichste Buße.

Sprache und Schreibart der Indier.

Die lebenden Sprachen Indiens sind: das Tanudische, das Talinga, und das Induische. Neben der Landessprache spricht man auch noch das Mohrische und Persische, welches die Mongolen bei ihrer Eroberung in dieses Land einführten. Die drei ersten Sprachen Indiens haben so viele Aehnlichkeit mit dem Samskrutam, oder Samskret, oder Hanscrit oder Grandon, dieser so reichen und uralten Sprache der Bramanen, daß man sie sämmtlich für Töchter derselben hält, die aber durch die Beimischung schlechter Mundarten sehr verdorben sind. — Die Gelehrtensprache heißt Schentamy. Alle Bücher werden in dieser Sprache geschrieben; und zwar in Versen, die man allemal singend ablieset. Der Leser unterscheidet jeden neuen Vers, indem

er die erste Sylbe davon in einem hohen Tone ausspricht, den er dann unmerklich und musikalisch bis zur letzten Sylbe wieder herunterstimmt. Hat ein Vers eine Sylbe zu viel oder zu wenig, so verwirrt sich der Ton, wie es uns auch beim Herlesen unsrer mangelhaften Verse aufstößt; und eben dadurch kann man die in der Abschrift eines Buchs eingeschlichenen Fehler entdecken und verbessern. Wenn ein Redesatz sich zugleich mit dem Ende des Verses endet, so giebt es der Leser durch ein ziemlich lang anhaltendes Gesumse durch die Kehle und Nase zu verstehn.

Die Indier schreiben mit einem Grabstichel auf Olles; nicht aber, wie man ehedem glaubte, mit einem Griffel auf gewisse mit Wachs oder Mastix überzogene Baumrinden. Die Olles macht man aus den Blättern einer Art von Palmbaum, dessen Frucht in Indien unter dem Namen Longe bekannt ist. Diese Blätter haben die Form eines Fächers, und sind dicht und dürre; die Blätterchen, welche man davon abzieht, heißen dann Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und schreibt mit der andern. Sie schreiben auf beiden Seiten, und übertünchen dann die gegrabnen Buchstaben mit Dinte. Um einem Buche eine Gestalt zu geben, legen sie die Olles Eine auf die andre, und machen am Rande

einer jeden ein kleines Loch, das durch alle Blätter hindurchgeht; dadurch ziehen sie dann eine Schnur, und binden also alle Olles zusammen.

Götter Indiens.

Die meisten Leser finden wenig Geschmack an den fabelhaften Götterlehren, weil diese auf den ersten Anblick nichts als ein Gewebe von unzusammenhangenden Ungereimtheiten darstellen, die vielmehr der Auswuchs einer fieberhaften Einbildungskraft, als die Frucht einer aufgeklärten Vernunft zu seyn scheinen. So schwach man sich immer den allgemeinen Menschenverstand denkt, so ists doch nicht wahrscheinlich, daß man ihn zu allen Zeiten und an allen Orten durch abentheuerliche Mährchen habe berücken wollen, die, um Glauben zu finden, keine andre Empfehlung hatten, als ihre ausschweifende Albernheit. Die Philosophen, welche sich die Mühe gaben, diese Mährchen von Grund aus zu studiren, haben mit mehr Nachsicht davon geurtheilt; sie fanden, daß dieß lauter wohl ausgedachte Allegorieen waren, unter deren Schleier die Weisheit und Wahrheit eingehüllt lagen.

Diese Meinung erhält um so viel mehr Gewicht, wenn man sie auf die Indier anwendet, da ihr Geschmack für die Allegorieen schon seit

lange allgemein bekannt ist; denn blos unter diesem geheimnißvollen Schleier haben sie die Geschichte ihrer merkwürdigen vergötterten Männer, und die gewaltigen Revolutionen unsers Erdballs, davon er noch die Spuren trägt, verewigt.

Wie die Aegypter, Griechen und Römer, haben sie eine Menge Götter, welche alle Anfangs nur einen einzigen vorstellten; denn die übrigen entstanden blos aus den verschiednen Namen, die man jenem gab. Bald aber vergaß man, daß sie alle nur Einem Gott angehörten; und von diesem Augenblick an hatte man verschiedne Gottheiten.

Die heidnischen Indier haben drei Hauptgottheiten: Bruma, Schiwen und Wischenu, die nur Einen ausmachen; und dann heißt diese Art von Dreieinigkeit Trimorti oder Tritwan, welches Vereinigung der drei Mächte bedeutet.

Diese Glaubenslehre scheint ehedem in Indien allgemein gewesen zu seyn, wo man nur Eine Gottheit anbetete, die diese drei Eigenschaften in sich vereinigte; nämlich die Eigenschaft zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören. In der Folge der Zeit aber personifizirten sie jede dieser Eigenschaften und machten drei Götter daraus, deren besondere Macht sie allegorisch aus-

drückten: So ward Gottes Allmacht durch die Erschaffung, seine Vorsicht durch die Erhaltung, und seine Gerechtigkeit durch die Zerstörung angedeutet *).

Die gemeinen Indier beten nur Eine dieser drei Gottheiten an; aber einige Gelehrte verrichten ihr Gebet zu allen dreien insgesammt. Ihre Abbildung findet man in vielen Pagoden. Sie stellt eine Menschengestalt mit drei Köpfen dar; heißt auf der Küste Orixo Sari-Harabrama, auf der Küste Koromandel Trimurti, und in der Samskrutam-Sprache Tetrarreyan.

Bruma.

Bruma, den man für Gott den Schöpfer hält, hat weder Tempel, weder Gottesdienst, noch Anhänger; aber die Bramanen beten wegen ihres Ursprungs noch alle Morgen zu ihm, und verrichten ihm zu Ehren die Ceremonie des Sandiwane.

---

*) In dem 102ten Psalm, den die jetzigen Juden am Abend beim Anfang des Sabbaths beten, wird Gott auch als Erschaffer, Erhalter und Zerstörer angerufen.

Wischenu.

Wischenu wird als Gott der Erhalter geehrt.

(Bei allen Völkern findet man die Tradition von einer Ueberschwemmung. Die Sündfluth fiel in das Jahr der Welt 1656; die letzte Indische Ueberschwemmung schreibt sich von 1883 her, und die Chinesische von 4000 Jahren. Die alte Geschichte meldet von einer, die ganz Thessalien unter Wasser setzte, und zu den Zeiten des Deukalion in Griechenland im Jahre der Welt 2448 einfiel: die Attische, darin Ogyges ertrank, ist um 240 Jahre älter als jene. Nebenbei entdeckt man, wie Herr Boulanger sehr richtig bemerkt hat, daß die meisten Religionsgebräuche der verschiedenen Völker einigen Bezug auf diese fast allgemeinen Wasserverheerungen haben. Und jedes Land, wenn man es physisch untersucht, zeigt die Spuren eines allgemeinen Umsturzes in der Natur. Jedes Volk hat seinen Deukalion gehabt; und die sich so sehr unähnlichen schwarzen und weißen Menschen könnten einen beinahe auf die Gedanken bringen, daß sie nicht einen gemeinschaftlichen Stammvater haben konnten, und daß in einigen Gegenden dergleichen Leute noch aus den Vorzeiten jener Ueberschwemmungen übrig geblieben seyn.)

Schiwen.

Schiwen ist der Gott der Zerstörung. Die Indier von seiner Secte wollen nicht leiden, daß er Jemanden seinesgleichen bei sich haben soll; und da sie nur Einen Gott erkennen, so sind ihnen Bruma und Wischenu nur Geschöpfe von niederer Art als Schiwen.

Glaubenslehren der Indier.

Die Uebereinstimmung der Indischen Glaubenslehren mit den Lehrsätzen aller Völker Asiens; mit jenen der Chaldäer, der Aegypter, Phönizier, Griechen und Römer, beweiset hinlänglich, daß alle diese Religionen, trotz ihrer verschiedenen Außenseite, doch nur eine gemeinschaftliche Quelle hatten. Glaubt man über diesen Punkt den Indischen Denkmälern und Traditionen, so war Indien die Wiege aller Religionen, und die alten Brachmanen die Erfinder derselben. Anfangs führten sie ihre Lehrsätze erst in diesen glücklichen Gegenden ein, deren Gesetzgeber und Priester sie waren; bald aber verbreitete sich der Ruhm ihrer Weisheit über die ganze Erde. Nun wollten die Philosophen aller Nationen ihre Schüler werden; opferten Alles dem Durste nach Weisheit auf, eilten in dichten Hau-

sen nach Indien, sogen daselbst die Grundsätze und Sittenlehre der Brachmanen ein, brachten dieselben in ihr Vaterland zurück, und machten sie daselbst einheimisch.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Aegypter mit den Indiern handelten, daß die Griechen und Römer ihre Fabeln und vornehmsten Religionsgebräuche von den Aegyptern geholt, und daß selbst die Juden einen Theil ihrer Glaubenslehren von diesem alten Volke erhalten haben.

Es wäre vergebliche Arbeit, den Ursprung des so sinnreich ausgedachten Lehrsatzes von der Seelenwanderung, welchen Pythagoras nach Italien brachte, irgendwo anders zu suchen: Wischenu hatte denselben in Indien eingeführt, und Pythagoras nahm ihn auf seiner Reise dahin an. Die Aegypter, Griechen und viele andre Völker, sogar die Juden, machten ihn beim Anfange der Kirche zum Grundpfeiler ihrer Religion.

Die Seelenwanderung ist ein Fundamentallehrsatz, der von den Indiern nicht auf andre Völker verpflanzt werden konnte, ohne daß diese nicht auch den größten Theil von jener ihrer Religion überhaupt zugleich mit annehmen mußten: Folglich haben Europa, Asien und Africa ihre

ursprünglichen Glaubenslehren unstreitig den alten Brachmanen zu verdanken.

Kein Volk hängt so eigensinnig an seiner Religion wie die Indier; denn diese hat seit 5000 Jahren, nämlich seit der Stiftung der Secte des Wischenu, die um einige Jahrtausende jünger ist als jene der Schiwen, nicht die mindeste Abänderung erlitten. Eben so steif halten sie auf ihre Landesgewohnheiten, die sie für lauter herrliche Grundsätze des Naturrechts halten, und vermöge deren die ältesten aus jedem Stamme die zwischen den Mitgliedern ihrer Zunft entstandenen Streitigkeiten schlichten. Ihr Abscheu gegen die Gewohnheiten auswärtiger Völker ist vollends unbeschreiblich. Die Mongolen plagen und pressen sie im Innern ihrer Länder ganz entsetzlich, und doch ziehen sie dieses tyrannische Joch dem ruhigsten ungekränktesten Leben auf den Europäischen Faktoreien weit vor; und nichts ist vermögend, sie mit unsern Gebräuchen vertraut zu machen; ja ihr Haß gegen die Europäer wächst nur noch mehr, wenn sie unter denselben leben.

Indiens Gottesdienst.

Der Lehrsatz von der Seelenwanderung, den Wischenu einführte, schaffte alle blutige Opfer ab;

ab; und man bringt jetzt der Gottheit nichts mehr als Geld, Reis, Weihrauch, Früchte, Kokosnüsse, Milch und Butter, Getreide und Blumen. Die Andachtsübungen sind eben so einförmig, als die Opfer; sie bestehen in Fasten, Gebeten, Bußwerken, und besonders darin, daß man, wenn es möglich ist, den Namen des Gottes, welchen man anbetet, an jedem Tage tausendmal ausspreche. Eine der wichtigsten Bedingungen, um im zukünftigen Leben seelig zu werden, ist auch diese, daß man den Bramanen Almosen gebe.

Auch das Baden im Meere, oder in den geheiligten Flüssen, ist eine wesentliche Religionspflicht. Noch müssen die Indier zu den berühmtesten Tempeln wallfahrten, Wasser aus dem Ganges schöpfen, und es nach Rameßurin bringen, um den Lingam im Tempel dieses Fleckens zu baden. So glauben sie auch dadurch die Gunst der Götter zu gewinnen, wenn sie auf den Landstraßen Teiche anlegen, und Tempel und Ruhegebäude aufführen, darin die Reisenden eine Freistätte gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung finden: Und sollte nicht diese Art Gott zu verehren die beste seyn, da sie die physische Glückseeligkeit seiner Geschöpfe befördern hilft?

Indiens heilige Bücher.

Die Wedams sind die älteſten und verehrteſten heiligen Bücher der Indier; ſie beten dieſelben wie die Gottheit ſelbſt an, weil ſie glauben, dieſe ſeyen ein Ausfluß und zugleich ein Theil derſelben. Sie fürchten, deren Nameu zu entheiligen, wenn ſie ihn anders, als während des Gebetes ausſprechen.

Nach den Berichten der Indier handelten die Wedams von allen Wiſſenſchaften. Eben dadurch unterſchieden ſie ſich von den heiligen Büchern der übrigen Nationen, welche eigentlich nur hiſtoriſch ſind, und darin nichts von Phyſik, Aſtronomie, Naturgeſchichte und andern Wiſſenſchaften abgehandelt wird, als in ſo fern dieſe Gegenſtände nothwendig mit der Religion zuſammenhängen.

Dieſe Bücher waren in einer ſo übertriebnen Schreibart abgefaßt, die Wahrheit ſprach darin in einem ſo allgewaltigen Tone, oder der Fanatismus auf eine ſo räthſelhafte Art, daß wenige ſie verſtanden. — Die gelehrteſten Bramanen machten alſo Kommentarien darüber, welche die Indier in der Folge ebenfalls unter die geheiligten Bücher ſetzten, und davon die Schaſtas oder Schaſtrons die erſten waren. — Es ſind ihrer ſechſe, und ſie handeln von der Aſtronomie,

von der Astrologie, von den Vorbedeutungen, von der Moral, von den gottesdienstlichen Gebräuchen, von der Arzneikunst und der Rechtsgelehrsamkeit. Man begreift leicht von selbst, wie viele physische Irrthümer darin liegen müssen; aber da sie nun einmal durch die Religion geheiligt worden sind, so sind sie den Indiern auch vollends beliebt, und für sie mit dem Siegel der Wahrheit gestempelt. Man kann also die sichere Folge daraus ziehen, daß dieses Volk dazu bestimmt sey, stets im Dunkeln zu wandeln, und nie durch eigentliche Wissenschaft erleuchtet zu werden.

Indiens Tempel.

Die Indischen Tempel sind eben so viele Denkmähler, welche das hohe Alter, den Reichthum, die ausharrende Geduld und den Aberglauben des Volks beweisen, das sie gebaut hat.

Der Tempel, genannt die sieben Pagoden, zwischen Sadras und Pondischeri, muß einer der ältesten auf der ganzen Küste Koromandel seyn; denn, nahe an das Ufer der See gebaut, reichen die Wellen jetzt bis an das erste Stockwerk empor. Die Erklärung dieses Phänomens überlasse ich den Untersuchungen der Physiker.

Eben so wenig weiß man den Zeitpunkt, wann

die Pagode zu Schirangam erbaut worden sey. Die häufigen Staatsveränderungen, welche bald dieses bald jenes Volk zu Beherrschern von Indien machten, haben ein undurchdringliches Dunkel über die Vorzeit verbreitet.

Wollte man den Jahrbüchern und heiligen Schriften der Indier glauben, so wäre die Pagode zu Jagrenat unstreitig die älteste von allen. Zufolge der Berechnungen der Bramanen, fällt ihre Erbauung in die Zeiten des Paritschitu, ersten Königs auf Oriza, dessen Regierungsjahre sie zu Anfang des vierten Weltalters setzen; folglich stünde dieses Gebäude bereits 4883 Jahr.

Die Aegyptischen Pyramiden, von denen man so viel Rühmens macht, sind in Vergleichung mit den Pagoden von Salcette und Illura nur sehr geringfügige Denkmähler der Baukunst des Alterthums. Denn die Verzierungen dieser Pagoden, die Statüen, die Basreliefs und alle die Tausende von Säulen, womit sie geziert, und welche alle aus Einem Felsen gehauen sind, beweisen, daß man wenigstens tausend Jahre in Einem fort daran gearbeitet habe; und die Verwüstungen, welche dieselben von der Zeit an erlitten, zeigen offenbar, daß sie wenigstens dreitausend Jahre lang stehen müssen. Man wird sich also nicht sehr

verwundern, wenn man hört, daß die kurzsichtigen Indier die Erbauung der Erstern den Göttern selbst, und die der Letztern den Halbgöttern zuschreiben.

Alle etwas beträchtlichere Tempel sind mit mehrern viereckigten Einfassungen von dicken und sehr hohen Mauern umgeben, deren Winkel meist mit Bastionen versehen sind. An jeder Seite ist gewöhnlich ein Eingang, und über demselben ein pyramidalförmiger Thurm, Kobrom genannt, der eine runde und ausserordentlich dicke Masse krönt. Diese Thürme, die bald höher, bald niedriger sind, werden mit verschiedenen, meist sehr ärgerlichen, Bildern geziert, welche die Lebensgeschichte, die Siege und Unglücksfälle ihrer Götter vorstellen. In jedem Stockwerke ist auf allen vier Seiten eine Art von Fenster; und alle Abende wird an dem obersten derselben ein Licht aufgesteckt; an Festtagen aber werden alle Fenster erleuchtet. Mitten im innersten Umfange ist das Allerheiligste, die dem Gott geweihte Kapelle.

Wenn diese Kapelle dem Schiwen geheiligt ist, so stellt das vornehmste Bild darin den Lingam vor: Rings um dieselbe ist eine Menge kleinerer Kapellchen, die seinen Söhnen, oder den vornehmsten Göttern seiner Sekte geweiht sind. Darmadewe, Gott der Tugend, welcher unter

der Gestalt eines Ochsen vorgestellt wird, hat daselbst seine Kapelle allemal vor der des Schiwen, weil dieser auf ihm reitet. Wischenu hat als Tempelbewahrer seine Kapelle dicht neben dem Eingange. Die obere Wölbung dieser Gebäude ist, eben so wie die Thürme, mit schmutzigen Figuren bemahlt.

Die berühmten Tempel haben neben sich einen geheiligten Teich, den die Bramanen vergöttern, und ihm die Kraft zuschreiben, daß er alle, die sich darin baden, reinige, und sie von der Seelenwanderung befreie. Dieser heilige Betrug zieht viele Fremde und viele Opfer dahin. Die übrigen Einfassungen enthalten Ruhegebäude und Säulengänge, die manchmal entsetzlich weitläuftig sind, und worunter das Volk und die Reisenden sich vor der ungestümen Witterung flüchten. Nebst diesen sind daselbst noch kleine abgesonderte Plätzchen, wohin man die Bilder einiger Heiligen und Könige stellt, die durch ihre Tugenden die Götterwürde verdient haben. Auch die Bramanen haben hier ihre Wohnungen.

Die Bildnisse der Götter müssen aus Stein, Kupfer oder Gold gemacht werden; niemals aber aus Silber oder andern Metallen: Das Bild des Pollear muß unfehlbar allemal von Stein seyn.

Jede Pagode enthält zwei Statüen der näm-

lichen Gottheit: Eine äußere, der das Volk seine Opfer selbst darbringt; und eine innere, welcher es dieselben durch die Bramanen überreichen läßt, weil diese allein das Recht haben, sich ihr zu nähern.

Mönchswesen in Indien.

In allen Religionen entstanden einige Schwärmer, die sich in die Wildnisse verliefen, und ihr Leben unter Gebeten und Leibeskreuzigungen zubrachten. Aber diese heilige Raserei dauerte nicht lange. Die Zöglinge jener ersten Anachoreten schlichen sich bald wieder in die Städte zurück; machten zwar noch immer Miene, als wenn sie sich blos mit überirdischen Dingen beschäftigten, hingen sich aber im Grunde sehr gierig an die Erdengüter; affectirten Verachtung aller irdischen Größe, Uneigennützigkeit und tiefe Demuth; rangen aber sehr eifrig nach Ehre, Macht und Reichthum. Wenn sie fette Erbschaften wegschnappten, geschah es nur um zu verhindern, daß dieselben nicht in unheilige Hände fielen, oder damit der Sterbende durch ein solches Denkmahl von Nächstenliebe sich den Weg zum Himmel erleichtere. Wenn sie prächtige Palläste aufführten, thaten sie es ja nicht in der Absicht, sich bequeme Wohnun-

gen zu verſchaffen, ſondern nur um der freigebigen Frömmigkeit ihrer Wohlthäter ein ewiges Andenken zu ſtiften: Und wer hätte ihren Abſichten nicht trauen ſollen? Sie ſahen ja in ihrem Aeußern ſo bußfertig aus; ihre Verachtung gegen den Genuß vergänglicher Güter erſchien in einem ſo betrüglichen Dunſte von wohlmeinendem Ernſte, daß man ſie gelaſſen alle Reize des Lebens genießen ſah, ohne ſich einfallen zu laſſen, daß ſie auch nur einen Begriff von dem hätten, was ſie wirklich ausübten.

Die Indier haben ſehr viele Arten von Mönchen. Die vornehmſten darunter ſind die Sainaßi oder Sanaſchis: Das Volk ſieht ſie für Heilige an. Der Sainaßi iſt entweder ein Braman oder ein Schutre. Er opfert ſich ganz der Gottheit auf, ſchwört arm, keuſch und nüchtern zu leben. Er beſitzt nichts, hat ganz und gar keine Anhänglichkeit: irrt allenthalben, beinahe nackt, mit geſchornem Kopfe herum, und hat zu ſeiner Bekleidung ein Stück gelber Leinwand über den Rücken. Er lebt einzig von Almoſen, und iſſet nur ſo viel, daß er nicht vor Hunger ſterbe. Leute aus allen Stämmen, die Parias ausgenommen, können Sainaßi werden; und jede Secte hat die ihrigen. Sie leben wie die alten Brachmanen, und folgen genau ihrer Lehre, welches auf die

Vermuthung führen könnte, sie wären Nachkommen derselben.

Indiens Tugendübung und Meinung von der Seelenwanderung, dem Paradiese und der Hölle.

Das höchste Wesen anbeten, seine Schutzgötter anrufen, freundlich gegen seine Mitmenschen seyn, sich der Unglücklichen erbarmen und sie unterstützen, geduldig die Beschwerlichkeiten dieses Lebens ertragen, nicht lügen, vor dem vierten Tage der monatlichen Reinigung sich seines Weibes enthalten, nur dasselbe lieben, nicht ehebrechen, die göttlichen Geschichten lesen und lesen hören, wenig reden, fasten, beten, zur bestimmten Zeit sich baden; dieß sind die allgemeinen Pflichten, zu welchen die heiligen Bücher alle Indier, ohne Ausnahme irgend eines Stammes oder einer Zunft, insgesammt verbinden.

Eben diese Bücher enthalten auch noch besondere Gebote: So müssen zum Beispiel die Bramanen, wenn sie die Würde eines Guru bekleiden, die Wedams studiren und erklären *), die

*) Vermuthlich verstehen die Indier durch die Wedams die Kommentarien über eben diese

Opfer verrichten, oder wenigstens dafür sorgen, daß sie verrichtet werden; das Almosen in Verwahrung nehmen, und es unter die Dürftigen vertheilen u. s. f.

Die Rajas, welche die zweite Zunft ausmachen, müssen die Wedams studiren, Opfer anstellen, das Land beschützen, und die Feinde des Staats bekriegen.

Die Waßier oder Waniger, welche die dritte Zunft vorstellen, müssen ebenfalls die Wedams studiren, Opfer anstellen, und ihrem Berufe eifrig nachkommen: nämlich, die Bous-Waßiers sollen das Feld bebauen; die Gowaßiers die Heerden hüten und für derselben Vermehrung sorgen; und die Donawaßiers den Geldwechsel betreiben.

Die vierte Zunft, deren Mitglieder Schutres heißen, muß den erstern dreien getreulich dienen. Die Pflichten der einzelnen Personen dieser Zunft bestehen von Seiten des Weibes darin, daß sie das

---

heiligen Bücher; da wir schon weiter oben gesehen haben, daß die Bramanen dieselben Niemanden, der nicht von ihrer Zunft ist, in die Hände kommen lassen, und daß es sogar noch zweifelhaft ist, ob sie wirklich jemals existirt haben.

Hausweſen beſorge, ſich die Liebe und Hochachtung ihrer Verwandten verdiene, und ſich putze um ihrem Manne zu gefallen: Iſt dieſer ein Taugenichts, ſo iſt ſie deswegen nicht von ihrer Pflicht losgeſprochen; ſie ſoll ſich ſtets ſo betragen, daß ſie denſelben wieder auf beſſere Wege bringe; ja ſie ſoll ihn wie ihren Gott anſehen. Wenn ſie alles dieſes genau beobachtet, wird ſie in dieſem und jenem Leben dafür belohnt werden.

Die Handwerker endlich ſind verbunden, ſich den Pflichten ihres Berufs nicht zu entziehen. Jeder, der ſich klug, leutſeelig und weiſe beträgt, wenn er auch aus dem niedrigſten Stamme iſt, wird auf dieſer Welt geliebt und in der zukünftigen belohnt werden: denn nur eine unbeſcholtene Lebensart macht den Menſchen wirklich edel, und der Adel der Geburt iſt blos ein äußerliches und willkürliches Unterſcheidungszeichen.

Man ſieht aus dieſem Abriſſe, daß die Sittenlehre der Indier ſehr rein ſeyn muß. Sie verehren die gleichen Tugenden wie wir, und obſchon die meiſten Figuren in ihren Tempeln ſehr ärgerlich ſind, ſo iſt ihnen doch die Wohlanſtändigkeit ausdrücklich geboten, und ſie beobachten dieſelbe auch wirklich. Eben ſo ernſtlich iſt ihnen die Enthaltſamkeit vorgeſchrieben, an die ſie ſich aber nicht ſo genau halten. Die Leichtigkeit, z. B., wo-

mit ſie ſich die Gunſt der Tänzerinnen, welche ſich aus Eigennutz und Wolluſt jedermann Preis geben, erkaufen können, verleitet ſie, eine Tugend zu verabſäumen, die ihnen doch geboten iſt. Indeſſen erlauben ihnen die Geſetze, aus Nachſicht für das hitzige Klima, die Vielweiberei; deren ſie ſich aber nicht leicht bedienen, außer wenn ſie nach mehrern Jahren ihres Eheſtandes von der Erſten Frau keine Kinder bekommen.

Die ihnen vor allen andern empfohlnen Tugenden ſind Dankbarkeit und Dienſtfertigkeit, welche letztere auch alle Indier, ohne Ausnahme, ſtrenge befolgen.

Unter den geſellſchaftlichen Tugenden iſt ihnen das Mitleiden, zufolge deſſen man das Leben aller ſeiner Mitgeſchöpfe ſchonen ſoll, weit heiliger als der Eifer, welcher anderwärts dieſelben den Göttern zum Opfer bringt. Jede auf dem Altare abgeſchlachtete Kuh wird in der andern Welt ihren Opferpfaffen unausſprechliche Schmerzen verurſachen. Das weſentlichſte Opfer iſt das Opfer der Seele. Nur Unwiſſende richten ihre Gebete an Götzenbilder durch Menſchenhände gemacht; der Weiſe betet Gott im Geiſte an. Wer ſeinen Leib verachtet, überwindet auch bald ſeine Begierden, und macht ſich die Tugend leicht.

Der Ganges.

Ueberdrüssig, daß sie blos nach den Eindrücken der Sinne denken und urtheilen sollten, versuchten es die Menschen, sich von der Herrschaft derselben unabhängig zu machen, und sich zu methaphysischen Begriffen emporzuheben. Steigt man aber bis zur Quelle dieser vorgeblichen erhabenen Abstraktionen hinauf, so wird man bald einsehen, daß sie ihren Ursprung eben blos den Eindrücken sinnlicher Gegenstände zu danken haben. Aus keinem andern als diesem Grunde ist man z. B. auf den Einfall gerathen, das Wasser für heilig zu halten, und ihm die Kraft anzudichten, daß es Verbrechen tilgen könne. Man sah, daß es die Flecken vom Leibe wegwasche — also mußte es eben diese Wirkung auch auf die Seele thun.

Dieser Irrthum ward allmählig allgemein, und bevölkerte die Brunnen, Flüsse und Meere mit einer Menge eingebildeter Gottheiten. Man durfte nicht mehr darüber setzen, ohne den Schutzgeist desselben begrüßt zu haben *). Alle Nationen be-

---

*) Der Ganges, Quischena Polleor, Kawri und Collramm wurden zu heiligen Flüssen, über welche die Indier niemals wandeln, ohne sich die Hände in dem Wasser derselben zu wa-

eiferten sich in die Wette um den Vortheil, heilige Gewässer zu besitzen. Die Juden schrieben dem Brunnen der Tugend göttliche Kraft zu; diese Ehre thaten die Aegypter den für sie so wohlthätigen Quellen des Nils an, und die Indier allen Flüssen, an deren bezauberten Ufern sie wohnten.

Indessen kann man diese Letztern noch entschuldigen, wenn man die Vortheile überdenkt, welche sie von diesen Gewässern ziehen. Unter einem brennenden Himmelsstrich, durch die Hitze eines ununterbrochenen Sommers aufgezehrt, und durch den Kreislauf eines verbrannten Geblüts gepeinigt, war es ihnen sehr natürlich, jenes Element zu lieben, daß ihnen die heilsamste Kühlung verschaffte; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die erste Verehrung, die sie demselben erzeigten, blos ein Zeichen der Dankbarkeit war. Diese Eigenschaft des Herzens ist ein so kostbares Geschenk, daß man sie selbst dann schätzen muß, wenn sie sich gegen

---

schen, und ohne die Untergötter, die darin wohnen und den Lauf derselben leiten, mit ihrem Gebet beehrt zu haben. Eben so setzten auch die Griechen und Aegypter über keinen Fluß, ohne den Schutzgeist desselben begrüßt, und die Hände in seinem Wasser gewaschen zu haben.

unempfindliche Wesen äußert. Indessen haben die Indier jene ursprünglichen Ergiessungen des Dankgefühls mit so jämmerlich abgeschmackten Mährchen verunstaltet, daß sie beinahe unkennbar geworden sind. Die Geschichte des Ganges, so wie sie im Kandon aufgezeichnet ist, wird jedermann hinreichend von dieser Behauptung überzeugen.

Jedermann weiß, daß die Indier diesem Flusse die höchste Verehrung bezeigen: Sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füßen des Bruma, und vermöge dieses heiligen Ursprungs hat er große Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt, und von seinem heilsamen Wasser trinkt, ist von der lästigen Pflicht befreit, wieder auf die Welt zurückzukommen, und dort ein neues Leben anzufangen. Sobald also ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, eilen seine Anverwandte, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, wo er viele Züge von dem heiligen Wasser thun muß. Sie vermengen sogar etwas Schlamm mit dem Wasser, das sie ihm in den Mund gießen, und der Unglückliche stirbt endlich, wenn er von diesem schlammigten Wasser vollgestopft ist. Oft taucht man den Kranken ganz in den Fluß, der dann sein Grab wird. Alle, die wegen großer Entfernung nicht an den Fluß selbst kommen, haben stets etwas von diesem kostbaren Wasser bei sich, das man ihnen in ihren letzten

Zügen zu trinken giebt. Wenn ein Todter verbrannt ist, sammelt man die von dem Feuer übriggelassenen Knochen zusammen, und bewahrt diese traurigen Ueberbleibsel mit vieler Gewissensängstlichkeit auf, bis man eine bequeme Gelegenheit ausfindet, sie in den Ganges werfen zu lassen.

System der Indier über die Schöpfung der Welt.

Schon die ältesten Völker hatten jedes ihre Kosmogonie, so wie sie ihre Theogonie, Mythologie und fabelhafte Abstammung hatten.

Diese Kosmogonien sind zwar von der Einen Seite sehr von einander unterschieden, aber von der andern alle beinahe gleich ausschweifend und schimärisch; und stellt man sie nebeneinander, so machen sie vollends den lächerlichsten Kontrast.

Da die Kosmogonien der verschiedenen Völker lediglich ein Gewebe von Ungereimtheiten sind, so läßt es sich ganz natürlich denken, daß auch die der Indier von gleichem Werthe sey. In der That, sie trägt ganz anschaulich den Stempel ihres Genre; hat aber dessen ungeachtet etwas Originelles, das man in vielen andern nicht findet. Der folgende Abriß wird meine Behauptung hinreichend beweisen.

Die

Die Indier sind in ihren Meinungen über die Schöpfung der Welt nicht ganz einstimmig. Einige glauben, daß Alles, was ist, ein Theil von Gott selbst sey; und daß nach der Zerstörung unsrer Welt sich alles wieder mit dem höchsten Wesen vereinigen werde, von dem es ursprünglich ausfloß *). Andre hingegen behaupten, daß Alles aus dem Nichts komme. Gott, sagen diese, der in sich selbst verschlossen ist, schuf durch seinen bloßen Willen ein sehr kleines Sonnenstäubchen, aus dem er noch vier andere von gleicher Größe hervorbrachte; diese fünf Sonnenstäubchen setzte er dann zusammen, und bildete daraus ein unfühlbares Sandkörnchen: aus diesem brachte er wieder andre solche Körnchen hervor; setzte sie neuerdings zusammen, und daraus entstanden dann Himmel, Erde und Meer. Keine Tradition meldet, wie lange Gott an dieser Schöpfung gearbeitet habe.

Nach der Erklärung Anderer, hat der Schöpfer

---

*) Pythagoras, der bekanntlich ein Schüler der Brachmanen war, lehrte eben dies. Er glaubte, Gott sey eine allgemeine Weltseele, in alle Wesen ausgegossen, aus der auch die Seelen der Menschen geschaffen seyen. Die Stoiker nahmen, einige Zeit nachher, eben diese Grundsätze an.

fünf ursprüngliche Kräfte erschaffen, welche sie unter dem Namen der fünf Elemente anzudeuten scheinen. — Das erste, Mayeßura genannt, ist die Luft; das zweite, Namens Sadasiwa, ist der Wind; das dritte, Kudra, ist das Feuer; das vierte, Wischenu, das Wasser; das fünfte, Bruma, die Erde.

Alle diese zusammen nennen sie gemeiniglich Panjakartagel, das heißt, die fünf Kräfte oder die fünf Götter. Sie behaupten, Gott habe durch seinen Willen die Luft aus dem Nichts erschaffen, und die Bewegung der Luft habe den Wind erzeugt. Aus dem Stoße der Luft und des Windes entstand das Feuer; welches bei seiner Verschwindung eine Feuchtigkeit zurückließ, woraus das Wasser entsprang. Die Vereinigung dieser Kräfte erzeugte einen Schlamm, aus dem das Feuer durch seine Hitze eine Masse schmolz, die dann Erde war *).

---

*) Diese Begriffe der Indier über die Schöpfung sind gewiß nicht lächerlicher, als die Systeme der alten Philosophen, welche ihre Einfälle über die Erschaffung der Welt bekannt machten.

Unsere neuern begnügten sich, statt Welten zu erschaffen, damit, daß sie die Revolutionen erklärten, welche die Bildung der Erde veranlaßt haben.

Die Bramanen hingegen sagen nicht, daß dieß fünf Elemente seyen, sondern fünf Geister, welche dieselben beleben und beherrschen. Sie setzen die erste Schöpfung in sehr entfernte Zeiten hinaus. Die Anhänger des Schiwen und Wischenu stimmen über diese Epoche zusammen, und geben ihr 3,892,883 Jahre: Sie theilen dieselbe in vier Weltalter ab, davon Eins von dem andern durch eine allgemeine Ueberschwemmung getrennt ist, welche Gott zu einer neuen Schöpfung nöthigte.

Wiston glaubte, die Erde sey ein Komet gewesen, der noch im Mittelpunkte einen brennenden Kern enthalte, welcher rings mit Wasser umgeben sey, auf dem die Erde schwimme. Eben so dachte auch Wodward. Bourget behauptete, die Erde wäre ehedem in einem Zustande von Flüssigkeit gewesen, und sey darauf vom Feuer angesteckt worden, welches sie verzehre, und einst durch einen heftigen Ausbruch gänzlich zerstören werde. Leibnitz glaubte, die Erde sey eine von aller brennbaren Materie entblößte ausgebrannte Sonne, und nichts mehr als ein verschieden modifizirter Klumpen Glas. Maillet versicherte, sie sey erst eine Sonne gewesen, und dann zu einem ganz mit Wasser überschwemmten Planet geworden; und leitete aus jenen Wasserströmen und ihrem zurückgelassenen Bodensatze die verschiednen Ord-

nungen der Erdschichten her. Bonnet bewies, sie sey erst eine flüssige Masse gewesen, darin sich die Körper nach Verhältniß ihrer Schwere festsetzten, und auf diese Art Meere und festes Land bildeten. Büffon endlich glaubt, die Erde und die übrigen Planeten seyen abgestoßene Trümmer von der Sonne, die durch einen Zusammenstoß mit einem Kometen, der einen Strom von ihrem Stoffe abfließen machte, gerunzelt ward, und aus welchem Stoffe dann alle jene Körper entstanden, die sich um dieselbe bewegen.

System der Indier über das Alter und die Dauer der Welt.

Die Tamuler theilen die Dauer der Welt in vier Weltalter ab. Drei von diesen sind schon verflossen; das vierte muß bis auf eine gewisse Zahl von Jahren dauern, nach deren Verlauf das Daseyn der Welt aufhören wird, um wieder so, wie ehedem, von Neuem anzufangen.

Die Dauer der drei verflossenen Weltalter, und die des vierten, Kalyugam genannt, werden auf folgende Art berechnet:

Die Zeit, welche der Mittelfinger nöthig hat, um sich, wenn er gegen den Daumen gestützt ist, lebhaft von demselben zu trennen, ist einem Au-

genblicke gleich, und heißt Matire; zwei Matires machen ein Schipuron; zehn Schipurons ein Schenon; zehn Schenons ein Winandige; sechszig Winandiges ein Najige; sieben Najiges und ein halber ein Samon; acht Samons einen Tag von vier und zwanzig Stunden; vierzehn Tage ein Paruwon; zwei Paruwons einen Monat; zwölf Monate ein Jahr; und hundert Jahre sind das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens. Diese hundert Jahre mit 360 multiplizirt, weil jedes so viele Tage in sich hält, giebt 36,000. Diese Zahl, wegen der sechs Unterabtheilungen des Matires, Schipurons u. s. f. multiplizirt mit sechs, giebt 216,000, welches die Grundlage der Berechnungen über die Dauer der vier Weltalter ist. Diese Zahl, wegen der Gleichheit der Tugenden und der Laster multiplizirt mit 2, giebt 432,000, welche Zahl die Dauer des Kalyugam oder des jetzigen vierten Weltalters ausdrückt; diese, wegen der vier Wedams multiplizirt mit 2, giebt 864,000, die Zahl der Jahre des Tuwabarayugam, oder dritten Weltalters; dieses, wegen der sechs Schastrons, multiplizirt mit 6, giebt 1,296,000, die Zahl der Jahre des Tredayugam, oder zweiten Weltalters: Dieses endlich zu Ehren der acht Welt-Enden, multiplizirt mit 8, giebt 1728000, die Zahl

der Jahre des Kredayugam, oder ersten Weltalters.

Die gesammte Summe aller Jahre dieser vier Weltalter giebt die Zahl 432,000, welche Sadrygam heißt, d. i. die vier Weltalter.

Das Erste Weltalter ist in allem Betrachte vollkommen. Sein Name Kredayugam heißt die Zeit der Unschuld. Es ist das goldne Alter unsrer Dichter. Damals herrschte die Tugend unter der Gestalt einer Kuh, war, nach der Sage der Indier, auf der Erde, und gieng auf ihren vier Füßen. Im zweiten Weltalter, welches unser silbernes Alter vorstellt, ward sie schon schwächer, und gieng nur noch auf drei Füßen. Im dritten Weltalter, das mit unserm ehernen übereinstimmt, mußte sie auf zwei Füßen gehen. Im jetzigen Weltalter endlich, das unserm eisernen gleichkömmt, stützt sie sich gar nur noch auf Einen Fuß; und dieses heißt Kalyugam, oder das Weltalter des Elends und Unglücks.

Das Jahr 1800 ist mit dem Jahre 4891 des vierten Weltalters gleichzeitig: Nach dieser Berechnung wären also seit Erschaffung der Welt 3,892,891 Jahre verflossen.

Indiens Tagewählerei.

Beinahe alle Irrthümer sind im Grunde nichts Anders als der Misbrauch irgend eines richtigen Grundsatzes. Kaum war man auf die Vermuthung gekommen, daß die Bewegung der Gestirne auf unsere irdischen Körper Einfluß haben könnte, als man sogleich zu den Träumen der Zeichendeuterei ausschweifte. Man wollte die moralischen Erscheinungen aus eben den Gründen erklären, wie die physischen Phänomene; die Planeten wurden das Buch des Schicksals. Ganze Schwärme von Betrügern beschwatzten das Volk, sie besäßen das Geheimniß in jenem Buche zu lesen; und bald glaubte man ihnen auf ihr Wort: Daher entstanden die Wahrsager und Zauberer, die sich bei allen Nationen damit abgaben, zukünftige Dinge vorher zu sagen, und die glücklichen und unglücklichen Tage anzukünden.

Die Bramanen, deren Vortheil es ist, die Herrschaft des Aberglaubens zu verewigen, machen sich alle Jahre ein ununterbrochenes Geschäft daraus, die Tage des Glücks und Unglücks anzuzeigen, nach denen sie dann alle Handlungen der Indier anordnen.

Die übertriebene Neugierde der Indier, zukünftige Dinge zu wissen, spornt sie unaufhörlich,

alle Mittel hervorzusuchen, um dieselben auszuspähen. Ihre Ueberzeugung, daß die Bramanen in die Zukunft schauen können, treibt sie alle Augenblicke zu diesen scheinheiligen Betrügern hin. Die reichen und ansehnlichen Personen lassen sich nicht nur alle Tage die Ratschetrons und Tidis ankündigen, sondern auch allemal dabei wahrsagen; und richten dann alle ihre Geschäfte nach diesen Weissagungen und Pandjangkares ein. Man kann sich vorstellen, wie widersinnig und mährchenhaft diese Wahrsagereien abgefaßt sind.

Die guten oder bösen Tage, die glücklichen oder unglücklichen Stunden, die Zurückkunft von einer Reise, die Genesung eines Kranken, der Verlust einiger Mobilien, kurz, alle mögliche Zufälle im gemeinen Leben, geben Stoff, sich an die Wahrsager zu wenden. Ueberdieß sucht man durch den Flug, das Geschrei oder den Gesang der Vögel, die Zukunft zu ergrübeln: und nichts ist hinreichend, einem Indier die Furcht zu benehmen, die ihm eine böse Vorbedeutung beigebracht hat; obgleich er täglich überzeugende Beweise von der Nichtigkeit dieser Zeichendeuterei erhält.

Die periodischen Krankheiten der Weiber prognostiziren; aus der Art, wie man genieset hat, vordeuten und wahrsagen; Träume auslegen; die Tage ausspähen, an welchen es gut ist, den Bart

zu scheeren, ein neues Haus zu beziehen, oder ein solches zu bauen; Versuche anstellen, um zu entdecken, ob ein schwangeres Weib ein Knäbchen oder ein Mädchen zur Welt bringen wird; die giftigen Thiere zu beschwören; bestimmen ob die Bewegung oder Ansicht dieses oder jenes Thieres von guter oder schlimmer Vorbedeutung sey, u. s. f. Alles dieses ist bei den Indiern Wissenschaft, und macht das hauptsächlichste Studium der Bramanen aus, deren niedriges Interesse es mit sich bringt, das Volk ewig in diesen abergläubischen Albernheiten zu erhalten.

C.

Afrika.

1.

Atlantisches Meer.

Ein aus der Luft gefallener Sandregen.

Am 6. April 1719 fiel auf dem atlantischen Meere, auf 45° nördlicher Breite, und 322° 45′ der Länge, ein Sandregen, der von 10 Uhr Abends bis den andern Tag um 1 Uhr Nachmittags anhielt. Vor ihm gieng ein Licht her, das demjenigen, welches man in Paris den 30sten März gesehen hat, ähnlich, aber nicht von so langer Dauer war. Der Wind war damals Ostsüdost. Der Schiffskapitän, und alle die auf dem Schiffe waren, haben es dem

P. Fouiller bezeugt, und ihm etwas von diesem Regen gegeben. Er hat der Akademie ein Päckchen davon zugeschickt. Es ist gemeiner, und sehr feiner Sand. Das Land, das dem Orte des Schiffes am nächsten gelegen ist, ist Isle Royale, 8 bis 9 Meilen davon. Der Sandregen muß also wenigstens so weit in der Luft geflogen seyn.

So lautet die kurze Erzählung von diesem Sandregen, der in seiner Art immer merkwürdig genug ist. Regen von vulkanischer Asche sind oft zehn und mehr Meilen weit vom Aetna, Vesuv und andern Vulkanen, bei starken Ausbrüchen zu Boden gefallen. Aber hier war keine vulkanische Begebenheit mit im Spiele, sondern es war ein gemeiner, gewöhnlicher Sand, der aus der Höhe herabfiel; und so möchte denn also die wahrscheinlichste Art, dies Naturwunder zu erklären, folgende seyn:

Eine electrische Wolke erzeugte durch ihre anziehende Kraft einen Windwirbel, oder einen Typhon. Dieser gieng über die Sand-Dünen, am Strande der benachbarten Insel, zog und wirbelte eine große Last klaren Sandes mit sich auf in die Luft, und trug ihn, so lange die electrische Kraft der Wolke anhielt, vielleicht in wirbelnder Bewegung, durch die Luft mit sich fort, bis in die Gegend des Schiffes. Darauf ward die electrische

Materie endlich auf irgend eine Veranlassung abgeleitet. Dieß zeigt das sichtbare electrische Licht, das vor dem Sandregen vorhergieng. Die Wolke verlohr mit ihrer Electricität auch zugleich ihre anziehende Kraft, und ließ allmählig den angezogenen Sand niederfallen. Dies dauerte von zehn bis Ein Uhr des folgenden Tages, auf 15 Stunden, und machte den wunderbaren Sandregen, der immer ausnehmend merkwürdig bleibt, weil Jahrhunderte vielleicht vorbeigehen, ehe sich alle Umstände wieder vereinigen können, um seines Gleichen aus der Luft zu Boden zu streuen.

Auf eine ähnliche Art sah man in Island Steinregen von Gewitterstürmen entstehen. Ferner Staubnebel; eine merkwürdige Erscheinung, wenn der Wind Bimstein, Sand und Staub meilenweit führt. Und eben so Aschennebel, von der Asche der Isländischen Vulkane.

Eine merkwürdige Wasserhose an der Küste.

Nach einem Gewitter mit Sturm und Regenguß erschien, in der Gegend der Insel Senegal, auf dem Meere eine Wasserhose in Gestalt einer Säule von Rauch, die sich um sich selbst drehte. Sie war 10 bis 12 Fuß breit, und ungefähr 250

hoch, ruhte mit ihrem untern Ende auf dem Meere, und wurde von dem Oſtwinde auf ſie zu getrieben. Sobald ſie die Neger gewahr wurden, ruderten ſie aus allen Kräften, um ihr zu entgehen. Die Gefahr, welcher ſie alle würden ausgeſetzt geweſen ſeyn, wenn dieſe Waſſerhoſe über ſie weggegangen wäre, war ihnen beſſer noch als Adanſon bekannt.

Sie wußten die Wirkung derſelben, welche gewöhnlich darinn beſteht, daß ſie diejenigen, welche hineingerathen, durch ihre Hitze erſtickt, zuweilen auch die Strohhäuſer anzündet. Es waren ihnen Exempel von Leuten bekannt, denen dieſer Umſtand das Leben gekoſtet hatte.

Doch ſie hatten das Glück, dieſelben über 18 Toiſen hinter der Schaluppe zurückzulaſſen, und waren ſehr zufrieden, dieſem Feuerſtrome ſo gut entgangen zu ſeyn, welcher wegen des Tageslichtes wie ein dicker Rauch ausſah. Die Hitze, die derſelbe von ſich gab, war in einer Entfernung von 50 Ellen ſehr heftig und ſo ſtark, daß Adanſons naſſen Kleider anfingen zu rauchen; ob ſie gleich in der kurzen Zeit, während welcher der Typhon vorbeigieng, nicht trocken werden konnten.

2.

Senegal.

Eine schwimmende Insel.

Nach einer Ueberschwemmung auf Senegal erschien auf dem Flusse Niger eine abgerissene Erdzunge in Gestalt einer schwimmenden Insel. Sie schwamm daher wie ein neues Delos, um mit dem Flusse zur See zu gehen. Ihr angenehmes Grün, und die vortheilhafte Stellung der Bäume, mit welchen sie bedeckt war, gaben ihr das Ansehen einer bezauberten Insel. Es wurde sogleich ein Boot abgeschickt, welches die Insel erreichte, einige Taue an den Bäumen befestigte, und sie alles Widerstandes ungeachtet zwang, sich mit dem Sande der Insel Senegal zu vereinigen. Die Bewohner des ganzen Dorfes, sagt Adanson, wurden durch diese unerwartete Erscheinung herbeigezogen. Eine so reizende Insel hatte noch niemand gesehen; ein jeder eilte, sie zu betreten, nur traute man ihren Wurzeln nicht, die für lauter Schlangen angesehn wurden. Er maß sie aus, und fand, daß sie nicht mehr als 12 Ellen im Durchschnitt hatte. Sie war ganz rund,

und trug eine einzige Art von stachlichtem Gesträuch, eine neue Gattung Sesbau, welches 10 Fuß hoch wächst, und bei den Negern Billeur heißt. Die Wurzeln waren äusserst dicht ineinander geschlungen, und hatten nur noch ein wenig von einer fetten Erde an sich, welche das Wasser nicht hatte abspülen können. Das Holz von dieser Pflanze, das ungleich leichter ist als der Kork, wird von den Negern bei dem Fischfange gebraucht, auch, um sich damit zu helfen, wenn sie über den Fluß, an denjenigen Orten wo er zu breit ist, hinüber schwimmen wollen.

D.

Amerika.

1.

Das mittägliche Amerika.

Wirkung der Ebbe und Fluth tief in das feste Land hinein.

In dem mittäglichen Amerika liegt, ungefähr anderthalb Grad von der Linie südwärts, eine Stadt, welche von dem mitten durch sie fließenden Strom Para den Namen führt. Sie ist über 50 Meilen von der See entfernt: der Strom entsteht aus mehrern hier zusammenfließenden kleinen Bächen und Flüssen, welche von da ins Meer gehen. Der Ausfluß des Amazonenstroms ist

sehr

sehr weit von dieser Stadt entfernt. Man trifft auf dem Flusse Para viele Inseln an, und unter andern eine, welche von den Indianern Maraga genannt wird, und ungefähr 50 Meilen im Umfange hat.

Unter den kleinen Flüssen, welche sich bei Para vereinigen, befindet sich auch einer mit Namen Guama. Auf demselben trifft man eine kleine, aber bei den Einwohnern sehr bekannte, Insel an; sie liegt auf 45 Meilen von der Stadt, mitten auf dem Flusse, welcher hier ungefähr 200 Schritt breit seyn mag. Täglich bemerkt man hier zweimal eine Ebbe und Fluth, wenn der Mond nicht zu weit von der Erde entfernt ist: Einen oder zwei Tage nach jedem Neu- oder Vollmonde, wo das Ab- und Anlaufen des Meeres am stärksten zu seyn pflegt, schwillt das Wasser in diesem Flusse mit einer solchen Heftigkeit auf, daß es in sehr kurzer Zeit diejenige Höhe erreicht, zu welcher es die vorhergehenden und folgenden Tage erst binnen 6 oder 7 Stunden steigt. Dieses jählinge Anschwellen nennen die Indianer mit einem sehr ausdrucksvollen Worte Prororoka, wodurch zu gleicher Zeit die Geschwindigkeit des Wassers und die Gefahr angedeutet wird, welcher diejenigen ausgesetzt sind, die in diesem Zeitpunkte diesen Fluß beschiffen. Von dem Orte, wo dieses geschwinde Steigen des

Wassers anfängt, hat die ganze Insel ebenfalls den Namen Prororoka bekommen.

Obgleich alle Kräfte dieses stürmischen Wassers gegen den obern Theil des Flusses zu würken, so darf man doch nicht glauben, als ob gegen die Quelle des Flusses zu, und in etwas von dieser Insel entfernten Gegenden, eine entgegengesetzte Bewegung in dem Wasser anzutreffen wäre. Es ist unmöglich, daß eine so große Menge Wassers mit einer so ausserordentlichen Heftigkeit von dieser Insel komme, und bis zu einer beträchtlichen Höhe steige, ohne daß ein Theil desselben durch seine eigenthümliche Schwere nach der entgegengesetzten Gegend des Flusses zuströmen sollte. Das Wasser, welches von dem Prororoka herkömmt, und die Wellen des Oceans, müssen bei ihrem Zusammentreffen die fürchterlichsten Bewegungen verursachen. Diese Gefahr muß so lange dauern, bis das Wasser beinahe in dem ganzen Flusse einen fast gleichen Grad der Stärke erlangt hat.

Brunelli giebt folgende Erklärung hiervon.

Ein wenig über die Prororoka-Insel muß eine große Oeffnung befindlich seyn, welche zu einer großen, nicht weit von dem Ufer des Flusses sich ins Meer öffnenden, unterirdischen Höhle führt. Gewiß ist es, daß sich auf dem Wege, welchen der Prororoka nimmt, an verschiedenen Orten Ca-

näle dieser Art finden, wodurch das Wasser zu sehr entfernten Weiten wieder zurückfließt. Durch diesen unterirdischen Canal fließt nun das Wasser mit einer solchen Heftigkeit zurück, daß daraus der Prororoka entsteht. Das Wasser wird, vermöge seiner eignen Schwere, vom Meere nach der Insel zu gezogen, und bricht endlich durch eine Oeffnung hervor, welche Brunelli an diesem Orte annimmt. Es steigt aber nicht in gerader Linie, sondern in einer etwas schiefen Richtung, welche der schiefe Gang dieses Canals verursacht, mit einer unglaublichen Gewalt gegen das im Strome fliessende Wasser. Man hat Grund zu glauben, daß sich dieses eben so oft zutrage, als die Ebbe und Fluth einen großen Grad der Stärke erreicht, und das Wasser im unterirdischen Canale ganz bis an die Oeffnung desselben gegen das Meer zu gestiegen ist. Wenn man den Fall setzt, daß sich dieses Letztere erst einige Zeit nach dem Gegenscheine des Mondes mit der Sonne (Gyzygies) ereignet, so ist das Anschwellen des Meerwassers, wenn übrigens alle andern Umstände eben so beschaffen sind, als zu jeder andern Zeit, weit stärker, folglich muß der Prororoka unter diesen Umständen heftiger seyn. Vielleicht ist auch das Wasser über dieser Oeffnung des Canals tiefer als im Flusse, wo es um diese Zeit sehr niedrig steht. Wenn also das Meerwasser in

dieſen angenommenen Canal läuft, ſo muß es nach den Geſetzen der Hydraulik, bloß vermöge ſeiner Schwere, mit einer weit größern Heftigkeit gegen die Inſel zu fließen, bis ſowohl das in dieſem Fluſſe befindliche, als auch das aus dem Meere in dieſen Canal laufende, Waſſer beinahe die nämliche Höhe erreicht hat.

Die folgenden Tage, das heißt, wenn der Mond ſehr weit von ſeinen Syzygien entfernt iſt, hat das, über dem bei den Oeffnungen des erwähnten Canals ſtehende, Waſſer beinahe den nämlichen Grad der Höhe, weil alsdann das Meerwaſſer nicht ſo ſtark anſchwillt, und folglich die niederdrückenden Kräfte auf beiden Seiten einander gleich ſind, wie man es an dem Heber bemerken kann. Doch wird an dieſen Tagen kein Prororoka ſeyn. Da dieſer Prororoka, ſo groß und heftig er auch ſeyn mag, nur eine kurze Zeit dauert, ſo muß er ſich allezeit einfinden, wenn der Mond mit der Sonne entweder zuſammenſteht oder einen Gegenſchein macht.

Auch wird man leicht einſehen, warum der Prororoka um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen, wo ſich der Mond in den Syzygien mit der Sonne befindet, am heftigſten iſt. Die Ebbe und Fluth iſt dieſe Zeit über ſtärker als ſonſt, folglich iſt auch das Anſchwellen größer. Das Meerwaſſer fließt alſo mit einer größern Gewalt in den Canal,

und strömt aus demselben durch die gegen den Fluß zu gehende Oeffnung mächtiger hervor. Da sich endlich dieser Canal in einer kleinen Entfernung vom Ufer gegen das Meer zu öffnet, so kann man hieraus sehr gut erklären, warum sich der Pororoka allezeit alsdann einstellt, wenn das Flußwasser von dem Meerwasser zurückgetrieben wird. Denn das Wasser häuft sich nur alsdann in der Oeffnung dieses Canals an, wenn es nach und nach gegen das Ufer zurückfließt, und tritt von allen Seiten gegen den Fluß zurück.

2.

Westindien.

Die Menschen-Racen in den Europäischen Besitzungen.

Die Inseln Cuba, Portoriko, St. Domingo, so wie überhaupt alle Besitzungen der Europäer in Amerika, werden von sieben verschiedenen Spielarten des menschlichen Geschlechts bewohnt. Dahin gehören 1) die gebohrnen Spa-

nier, oder überhaupt die Weißen, welche aus Europa dahin ziehen und die angesehensten sind; 2) die Kreolen oder die eingebohrnen Nachkommen beiderseits Spanischer Aeltern; 3) die Mestizen oder die Nachkommenschaft der Weißen und der eingebohrnen Indianer; es giebt deren aber zweierlei: gelbe und weiße; der Amerikaner und Westindianer zeugt mit dem Weißen — rothe Mestizen; der Ostindianer hingegen giebt durch Vermischung mit Europäern die gelben Mestizen; 4) die Mulatten oder Blendlinge sind Nachkommen der Weißen und Neger; 5) die Indianer als die ursprünglichen Landeseinwohner; 6) die Neger oder die aus Afrika dahin verpflanzten Schwarzen; 7) die Zambi's oder die Abkömmlinge der Neger und Indianer, sie werden auch Kabugl und schwarze Karaiben genannt, und gehören in die verworfenste und untauglichste Menschenklasse.

3.

Brasilien.

Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Nach Aussage mehrerer Reisebeschreibungen sind in Brasilien ganze Völkerschaften, welche sich gehörig fortpflanzen, ohne daß das weibliche Geschlecht dort jemals die in der ganzen übrigen Menschenwelt gewöhnlichen, monatlichen Ausleerungen verspüret hätte. (Büffons allg. Naturgeschichte, Bd. 5. S. 112.)

E.

Australien.

Die Insel Otaheite.

Otaheite ist eins der anmuthigsten und gesegnetsten Länder des Erdbodens. Ein heitrer Himmel, ein mildes Klima und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte der Insel hinlaufen, und daselbst zu so hohen Gebirgen emporsteigen, daß man sie in einer Entfernung von 12 deutschen Meilen sehen kann. Am Fuße dieser Berge ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall, etwa die Gipfel der Berge ausgenommen, sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benetzt, und ist mit allerlei guten Fruchtbäumen bewachsen, welche kühlende Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind stark bevölkert, und nach der Ver-

ſicherung eines glaubwürdigen Indiers kann dieſe Inſel 6780 ſtreitbare Männer ins Feld ſtellen; wornach man ſich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuſer ſind nicht in Dörfer und Flecken zuſammengebaut, ſondern ſie liegen zerſtreut umher; und Jeder hat bei ſeiner Wohnung zu ſeinem Nutzen und Vergnügen eine kleine Waldung.

a. Naturgüter.

Die vorzüglichſten Naturgüter dieſer Inſel ſind: Brodfrucht, Kokosnüſſe, Bananas, Plantanan, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und ſehr wohlſchmeckend iſt, Kartoffeln, Kakaonüſſe, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verſchiedene andere, dieſem Lande eigenthümliche, Früchte und Gewächſe. Alle dieſe Naturgüter, die den Einwohnern zur Speiſe und zur Erfriſchung dienen, bringt die Erde entweder ganz freiwillig, oder nur bei ſo geringer menſchlicher Mithülfe hervor, daß der Ausſpruch: im Schweiße des Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, die Bewohner dieſer Inſel nicht zu treffen ſcheint. Europäiſche Gewächſe und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren findet man hier nur

Schweine, Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine andre als Enten, Tauben, kleine Papagaien, einige wenige andre Vögel und Ratten. Vierfüßiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerlei vortreflichen Fischen. Diese halten die Eingebohrnen für die wohlschmeckendste unter allen ihren Speisen; und sie machen daher aus der Fischerei eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

b. Einwohner.

Sie selbst sind von der größten europäischen Statur. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohlproportionirt und überhaupt ansehnliche Leute. Die größten messen 6 Fuß 3½ Zoll. Die Frauenzimmer von Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als unserer mittlern Statur; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie kleiner, ja einige derselben sehr klein.

Ihre natürliche Farbe ist eine Art von Oliven- oder Brunettenfarbe. Diejenigen aber, welche mehr als andere dem Winde und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, sind ungleich brauner. Sie haben dabei eine glatte, sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohl gebildet, nur daß die Nase gemei-

niglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruck; bald sprühet es gleichsam Feuer, bald drückt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß; ihre Haare schwarz, nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber einen großen Theil davon pflegen sie auszuraufen. In ihren Bewegungen bemerkt man eben so viel Stärke als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm; ihr Betragen gegen Fremde und untereinander edel, leutseelig und höflich. Außerdem muß man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und aufrichtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherei, Grausamkeit und Rachsucht sind. Nur in Einem Punkte läßt sie ihre Sittlichkeit durchgängig im Stiche; sie pflegen alle Diebe zu seyn.

Es herrscht bei ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokosnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten, Oele zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme sind ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch, als die Europäer zu ihnen kamen, nicht frei von Ungeziefer; und sowohl die Kinder, als auch die gemeinen Leute, pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildpret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und diejenigen,

denen Kämme geschenkt wurden, bedienten sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten, Instruments, welches, gleich einem Kamme, zu lauter spitzigen Zähnen eingekerbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt, und auf die Hand gesetzt; alsdann schlagen sie darauf; so daß die gefärbten Zähne in die Haut dringen, und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurücklassen. Diese Zeremonie wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ungefähr 12 bis 14 Jahr alt sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierrathen gemeiniglich ein Z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Außerdem sind beiden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an andern Orten eingedruckt, z. B. Vierecke, Cirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder seyn, deren Bedeutung aber den Europäern ein Geheimniß blieb.

Am freigebigsten sind sie mit diesen Zierrathen gegen denjenigen Theil des Körpers, der in Eu-

ropa für den ungeehrteſten gehalten wird. Dieſen pflegt man hier gemeiniglich mit einer dunkelſchwarzen Farbe ganz zu überziehen, und über demſelben, bis an die kurzen Rippen, einen Bogen über den andern einzuprägen. Auf dieſe Bogenlinien iſt man hier eben ſo ſtolz, als bei uns etwa auf ein Ordenszeichen, und man iſt auch eben ſo bemüht, ſie von Andern bemerken zu laſſen. Das Geſicht laſſen ſie ungezeichnet; nur ein einziges Beiſpiel vom Gegentheile fand man. Uebrigens muß die Operation, wodurch dieß Zeichnen verrichtet wird, ſehr ſchmerzhaft ſeyn.

c. Kleidung der Inſulaner.

Die Kleidungsſtücke dieſer Indianer ſind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertigt, deſſen Zubereitung weiter unten beſchrieben werden ſoll. Der Matten bedienen ſie ſich vorzüglich bei Regenwetter. Der weibliche Anzug beſteht aus drei oder vier Stücken, deren eins ungefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang iſt. Dieſes wickeln ſie einigemal um den Unterleib, und laſſen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinabhängen. Die übrigen Stücke, welche etwa $7\frac{1}{2}$ Fuß lang und 3 breit ſind, und deren jedes in der Mitte einen Einſchnitt hat, legen ſie überein-

ander, ſtecken den Kopf durch das Loch, und laſſen die Enden vorn und hinten herunterhängen, ſo daß die Arme frei bleiben. Die Kleidung der Männer unterſcheidet ſich bloß dadurch, daß ſie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hängen laſſen, ſondern es zwiſchen den Schenkeln ſo zuſammenbinden, daß es einigermaßen die Form unſerer Beinkleider erhält. Dieſe Kleidungsarten haben Vornehmere und Geringere miteinander gemein; die Erſtern unterſcheiden ſich von den Letztern durch nichts, als durch die Menge der Kleidungsſtücke. In der Hitze des Tages gehen beide Geſchlechter beinahe nackt.

Der Kopfputz macht den hieſigen Damen nicht weniger als den unſrigen zu ſchaffen. Er beſteht bei ihnen vornemlich aus fein geflochtenen Menſchenhaaren, die ſie in großer Menge und mit vielem Geſchmacke um den Kopf wickeln. Herr Banks hat Stücke von dergleichen Flechten mitgebracht, welche länger als eine engliſche Meile ſind, und nirgends einen Knoten haben; und ſolcher Stücke hat man oft fünf bis ſechs um einen Frauenzimmerkopf gewickelt geſehen, alſo Flechten, die zuſammengenommen über eine deutſche Meile lang waren.

Zwiſchen dieſes künſtlich geflochtene Haar ſtecken ſie allerlei Blumen, ſo wie die Männer die Schwanz-

federn des tropischen Vogels*) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammengebunden haben, zu stecken pflegen. Beide Geschlechter tragen zwar Ohrgehänge, aber nur an Einem Ohre. Diese bestanden bei unsrer Ankunft **) aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienten sie sich unserer Glaskorallen dazu.

d. Wohnungen.

Ihre Wohnungen bestehen blos aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet, und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirm wider den Regen. In einem so milden Klima bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familie.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung

---

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel, zwischen den beiden Wendekreisen, giebt. Sie gehört zum Geschlechte der Gänse.

**) S. Forsters Reisen.

angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dickbelaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brodfrucht- und Kokusbäumen; und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von Einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann angenehmer seyn, als dieser Schatten in einem so warmen Himmelsstriche, und nichts anmuthiger, als diese Gänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchzug der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man ebenderselben Annehmlichkeit.

e. Speisen.

Die Kochkunst ist hier sehr simpel. Man kennt nur zweierlei Arten, das Fleisch durch Feuer gar zu machen, nämlich das Braten und Backen. Letzteres geschieht hier wie anderwärts; von dem Erstern waren wir *) einst Augenzeugen. Es geschah auf folgende Art: Ein Eingebohrner nahm einen

*) Cook und Forster.

einen Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beiden Händen Maul und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch in die Erde gegraben, das ungefähr einen Fuß tief seyn mochte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheizen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und, nachdem man ihm das Haar abgesengt hatte, mit einer Muschelschaale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, und ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusammt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokosschaalen.

Sobald das Loch gehörig durchgeheizt war, wurde das Feuer herausgenommen, und von den heißgemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreut, und auf dasselbe der Hund nebst dem Eingeweide gelegt. Darüber machte man wieder ein Lage von Blättern, und über diese eine zweite Lage von heißgemachten Steinen, worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In diesem Zustande blieb der Braten beinahe 4 Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen

und aufgetiſcht. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortrefflich durchgebraten, ſondern auch von ungemein gutem Geſchmacke. Man muß aber wiſſen, daß dieſe Hunde nur mit Brodfrucht, Kokosnüſſen, und anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleiſch, welches die Eingebohrnen eſſen, ſo wie auch ihre Fiſche, werden auf eine und ebendieſelbe Art gebraten. Ihr gewöhnliches Getränk iſt kaltes Waſſer und der Saft aus Kokosnüſſen.

Es iſt unglaublich, was für eine Menge von Speiſen dieſe Leute auf einmal zu ſich nehmen.

f. Häusliches Leben.

Sehr ſonderbar iſt es, daß die Männer, welche hier ſonſt ſo gern in Geſellſchaft ihrer Weiber ſind, ſich gerade bei den Mahlzeiten allemal von ihnen abſondern. Wir haben uns oft bemüht, die Urſach dieſes ſeltſamen Gebrauchs zu erforſchen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als dieſe: „ſie äßen allein, weil es ſich ſo ſchicke.“ Die Macht der Gewohnheit war in dieſem Punkte ſo groß bei ihnen, daß ſie das äußerſte Mißfallen, ja ſogar einen Ekel bezeugten, wenn ſie hörten, daß wir in Europa mit unſern Weibern nicht nur zuſammen, ſondern auch von einerlei Speiſen äßen.

Jeder speis't bei ihnen allein. Sogar zwei Brüder und zwei Schwestern haben jedes seinen eigenen Korb und sein eigenes Geschirr bei der Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jeder seinen Korb mit; und wenn wir uns zu Tisch setzten, giengen sie hinaus, setzten sich 6 bis 9 Fuß weit voneinander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten ihre Mahlzeit ohne ein einziges Wort miteinander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von denen wir die Ursach und Absicht eben so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehrere von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch giengen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken miteinander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit gutem Appetite von Allem, was sie da vorfanden. Das Sonderbarste hierbei war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns andern einer während einer solchen Mahlzeit ins Zimmer trat. Nur einigemal glückte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen; allein sie äusserte auch jedesmal die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm seyn würde. Auch konnte man

sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheuerungen der Verschwiegenheit, zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hierbei ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jene werden vielmehr einige Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurechte machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann, wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich wie kleine Kinder füttern lassen, ist eine bekannte Sache.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von einigem Ansehn zu schlafen. Sie sind überhaupt äusserst träge; und essen, trinken und schlafen machen fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so schläfrig; und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

g. Zeitvertreib.

Zu Zeitvertreiben dieſer Indianer gehören, außer der Muſik und dem Tanze, auch das Ringen, das Bogenſchießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten ſind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, ſondern mit den Naſelöchern geblaſen. Ihre Trommeln beſtehen aus einem hohlen Stücke Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie ſchlagen nicht mit Stöcken, ſondern mit den Händen darauf. Zu dieſen Inſtrumenten ſingen ſie Lieder, welche jedesmal aus dem Stegereif gemacht werden. Dergleichen Verſe ſingen ſie auch oft ohne Muſik zum Zeitvertreibe, wenn ſie allein oder bei ihrer Familie ſind; beſonders iſt die Dunkelheit des Abends dieſer Ergötzlichkeit geweiht.

Selten vergeht zwiſchen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen ſich alsdann eines Lichts, welches ſie aus den Kernen einer gewiſſen ölreichen Nuß verfertigen. Dieſe reihen ſie auf einen langen und dünnen Holzſplitter auf, welcher die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn dann die oberſte Nuß angeſteckt wird, ſo wird eine nach der andern zugleich mit dem Splitter, woran ſie ſtecken, von der Flamme langſam verzehrt.

Durch Eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden sich Tag vor Tag am ganzen Körper dreimal in fließendem Wasser, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie sowohl die Hände als auch den Mund, beinahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider.

h. Die künstlichen Handarbeiten der Otaheiter.

Es ist schon oben eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie dasselbe ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreier Bäume, des Chinesischen Papiermaulbeerbaums, des Brodfruchtbaums, und eines dritten, welcher den westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erforderliche Größe haben, d. i. wenn sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind; so hebt man sie aus, und hauet die Zweige sammt der Krone und den Wurzeln ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgeritzt, abge-

löſ't, und, um erweicht zu werden, in fließendes Waſſer gelegt. Nach einer gewiſſen zum Erweichen nöthigen Zeit, gehen die Mädchen nach dem Bache, ſetzen ſich in dem Waſſer nieder und löſen die innere Haut von der äuſſern grünen Schale ab. Nur die erſtere, welche aus feinen Fibern beſteht, wird gebraucht, die letztere weggeworfen.

Dieſe abgeſchabten Fibern werden am Ufer auf Plantanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige 30 Fuß lang und 1 Fuß breit ſind. Zwei oder drei ſolcher Lagen werden aufeinander gelegt, und man ſieht dahin, daß ſie überall von gleicher Dicke ſind. So bleiben ſie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Waſſer abgelaufen iſt, ſind die Fibern der ganzen Maſſe durch einen klebrigen Saft, den ſie enthalten, dergeſtalt aneinander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüſt bereitet, worauf dieſe Maſſe gelegt und von den Mädchen mit einem gewiſſen Werkzeuge geſchlagen wird, welches ungefähr 1 Fuß lang, 3 Zoll dick und viereckig iſt. Die Seiten dieſes Werkzeuges ſind gereift, und zwar ſo, daß die der Länge nach hinablaufenden Reifen auf der Erſten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber ſtufenweiſe immer enger und feiner ſind. Die feinſten Reifen der letzten Seite ſind ungefähr

so weit, daß man einen Faden Nähseide hineinlegen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite des Instruments, und zwar nach dem Takte, geschlagen; dann mit der zweiten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fibern fügen sich genauer aneinander, und die Reifen des Werkzeuges drucken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehn hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden ist, ist es so dünne als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht, oder auch sofort getragen und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen: so legt man zwei oder drei Stück von dieser Waare der Länge nach aufeinander, und klopft sie von neuem auf die jetzt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen ineinander, und es entsteht ein Zeug, welches ungefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich Roth und Gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kömmt ihr noch am nächsten. Diese Farbe besteht aus einer Vermischung des Saftes zweier Pflanzen,

wovon jede allein genommen nicht das geringste von dieser Farbe zu enthalten scheint. Von der Einen Pflanze braucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Manufaktur auf Otaheite ist die Verfertigung der Matten von verschiedener Art; deren einige ungemein fein und in jeder Betrachtung besser sind als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinen hingegen brauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die Letztern verwenden sie vielen Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baums gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschickt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größtentheils ungemein zierlich und geschickt. Im Nothfall machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokosblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, sobald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu brauchen, sondern sie am

Abend wegwarfen, um sich am folgenden Morgen einen neuen zu flechten.

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze. Auch aus den Fibern der Kokosnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigung der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne bestehn. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre zu drehen, welche die stärksten Fische zu zerreißen nicht im Stande sind. Auf die Fischerei verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschicklichkeit von ihnen angewandt, daß man sie deswegen nicht genug bewundern kann.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meißel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Ellbogen, gemacht ist; aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

i. Religion dieser Insulaner.

Von der Religion dieses Volks haben wir *) keine deutliche und zusammenhängende Begriffe erlangen können; vielleicht auch deswegen nicht, weil keine deutliche und zusammenhängende Begriffe, wie das bei mehreren Volksreligionen der Fall ist, dabei zum Grunde liegen.

Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverlässigkeit herausgebracht zu haben.

„Die Welt hat ihren Ursprung zweien Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Taroataihitua-cuh, das andere hingegen, welches ursprünglich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter des Letztern, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte mit dem erstern die 13 Monate; diese verheiratheten sich untereinander und brachten die Tage hervor.“

„Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher untereinander erzeugt. Eben dieses gilt auch von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beiden ein Geschlecht von untergeordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwei von

*) Forster und seine Gefährten.

dieſen Eatuas bewohnten vor langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammeltern der Menſchen.“

„Der erſte von ihnen erzeugte Menſch war rund wie eine Kugel; aber ſeine Mutter war ſehr geſchäftig, ſeine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menſchliche Form zu geben. Da nannte ſie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes.“

„Außer der obbenannten Tochter bekamen die erſten beiden Urweſen auch einen Sohn, Namens Tane. Von dieſem glaubt man, daß er an den Angelegenheiten der Menſchen einen größern Antheil nehme, als die oberſte Gottheit ſelbſt. Sie richten daher auch ihr Gebet häufiger an jenen als an dieſe.“

„Die untergeordneten Gottheiten oder die Eatuas ſind ſehr zahlreich, und zwar von beiderlei Geſchlechte. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geſchlecht hat daher auch ſeine beſondern Morais, von denen das andere ausgeſchloſſen iſt. Männer verſehen indeß das Prieſteramt für beide; nur daß jedes Geſchlecht ſeine beſondern Prieſter hat.“

„Die Unſterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es giebt, ſagt man, zwei verſchiedene Oerter, wohin die Seelen der Verſtorbenen kommen, aber nicht, je nachdem ſie hier gelebt haben, ſondern nur je nachdem ſie zu dieſem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort nämlich iſt der Sammelplatz

für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode scheint man hier nichts zu wissen. Ja man glaubt nicht einmal, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig, und wenn sie ihre Götter anbeten, so geschieht es nicht um etwas von ihnen zu haben, sondern blos aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortrefflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten."

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerlei Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem Könige geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herren besteht darin, daß sie die Namen und die Rangordnung der verschiedenen Eatuas oder Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die oben beschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Theologie haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden. Aber auch in der Schiffahrt und in der Sternkunde sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kömmts, daß der Name Priester (Tahowa) hier einen Mann von Einsicht bedeutet.

Wenn einer von diesen Indianern sich seinem Morai nähert, so geschieht es allemal mit einer ehrfurchtsvollen Demuth; nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält; sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Ehrfurcht und Demuth äußert, ungeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebet zu verrichten, oder seine Gabe auf den Altar zu legen, so entblößt er sich allemal erst den Oberleib, welches hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Gebehrden drücken die ehrerbietigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben, noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabei auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu seyn; denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

k. Regierungsform.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrifft, so giebt es hier zwei unabhängige Beherrscher, deren jeder über eine von den beiden Halbinseln regiert, aus welchen dieses Land besteht. Der Name dieser Könige ist Earihrähie. Auf diese folgen die Earihes oder Freiherren, die nur über eine gewisse Gegend, wie bei uns die Güterbesitzer,

zu befehlen haben. Von dieser Art von Freiherren mag es gegen 100 geben. Die unterste Classe des Volks besteht aus Tontons oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, holen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrau die Mahlzeiten.

Mit dem Kinde des Freiherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nämlich, sobald es gebohren ist, die Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nämlichen Augenblick an verliert. Es fügt sich daher oft, daß einer der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders als mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann daher geht, indem alle Ehrenbezeugungen, die vorher ihm erwiesen wurden, nunmehr seinem neugebohrnen Kinde zugefallen sind, vorausgesetzt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkühr der Eltern überlassen hat.

1. Leichenbegängnisse der Otaheiter.

Ich (Cook) ging also, von einigen Andern begleitet, nach dem Orte hin, um Alles selbst in Augen-

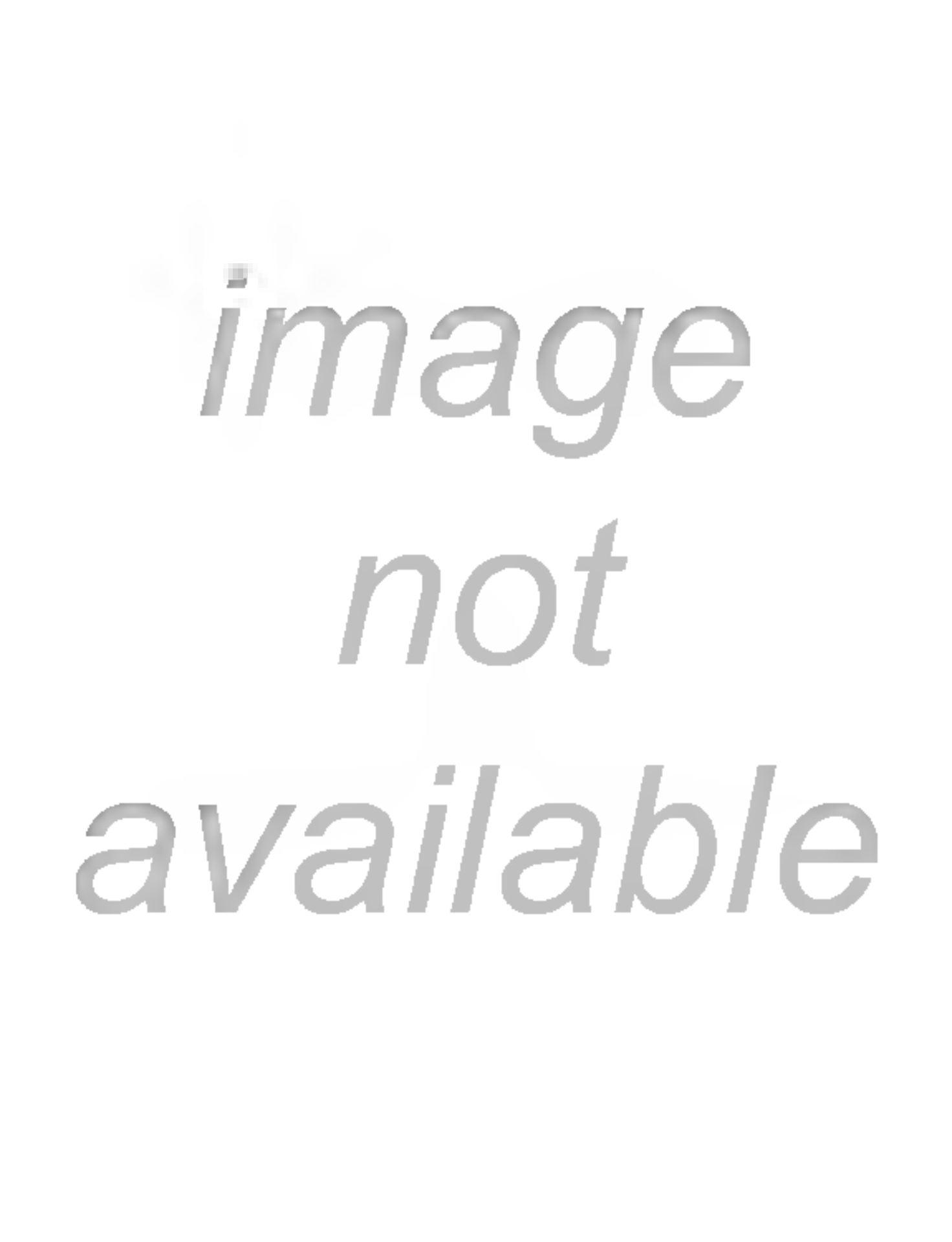
image
not
available

hohen Plantanenbaums aufrecht in den Boden gesteckt, und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschaale voll frischen Wassers hingestellt.

An dem Einen der vier Pfosten hieng ein kleiner Sack, in welchem wir einige wenige Stücke geröste-ter Brodfrucht fanden, welche nach und nach hineingelegt seyn mußten; denn einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dieß Alles muß manchem Leser freilich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise noch Trank, noch Waffen oder sonst etwas nöthig hat, oder zu gebrauchen im Stande ist. Allein wir müssen dabei erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerlei kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben und einen grossen Aufwand bei und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bei den rohesten Wilden herrschende, Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu gebrauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des innern Menschen beim Tode des äußern, der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt seyn müsse, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bei allen Menschen unter allen Zonen findet, deren Vernunftfähigkeit sich nur einigermaßen zu ent-

wickeln angefangen hat. Und in dieser Betrachtung muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmackte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmal ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ehrwürdig seyn.

Einige Tage darnach hatten wir Gelegenheit, dem Leichenbegängnisse einer alten Frau von Stande beizuwohnen, welche eine Verwandtin der Tomio war. Wir wurden dabei in der Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekannten Nationen zuwider, ihre Todten niemals begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem artigen Gitter von indianischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfosten ausgebreitet, und unter demselben die Leiche auf einem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedeckt. Neben ihr wurden Brodfrucht, Fische und andere Lebensmittel hingelegt; und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter seyn sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll blos ein Merkmal ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit seyn. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stückchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden: denn bei jedem Anfalle einer lebhaften Traurigkeit ist es durchgehends unter ihnen gebräuchlich, sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren für eine gewisse Zeitlang zwei Wohnungen aufgerichtet; die Eine für verschiedene Anverwandte des Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher allemal eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feierlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben nahe bei diesem Orte in die Erde gegraben.

Um allen Ceremonien des Leichenbegängnisses beiwohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter die Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschließen, Alles selbst mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabei zugegen seyn könnte. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfing ihn die Tochter des Verstorbenen in Gesellschaft von verschiedenen andern zu dieser Feierlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr 14 Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende seyn. Er erschien daher ganz vermummt in einer auszeichnenden höchst seltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehn, und statt seiner europäischen Kleider wickelte man ihm ein schmales Stück hiesigen Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füßen bis

an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über recht schwarz war.

Die nämliche Ceremonie nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter denen auch einige Frauenzimmer waren. Dann setzte sich die Prozession in Bewegung. Tubourai murmelte bei dem Leichname etwas her, welches ein Gebet seyn mochte, und machte es noch einmal so, als er an sein eigenes Haus gekommen war. Der Zug ging hierauf bei unserm Fort vorbei.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indianer versammelt waren, flohen sie auf das Eilfertigste von dannen und versteckten sich in der Waldung. Auch die Bewohner derjenigen Häuser, bei welchen das Trauergeleite vorbeigieng, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Ceremonie, die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein Einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr Banks und außer ihm noch zwei Indianer dabei versahen, wurde das Amt eines Nivve genannt, und bestand darin, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug gieng, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen und zu ihm sagten: imatata, es ist niemand da. Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch

ſich hierauf im Fluſſe, und legte hernach ſeine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Beobachtungen, welche man auf dieſer Reiſe anſtellte.

Unter andern Beſonderheiten, die uns, erzählt Herr Banks, auf dieſer Reiſe zu Geſicht kamen, ſahen wir in einem Hauſe funfzehn menſchliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Brett befeſtigt waren. Dieſer Anblick erregte unſre Neugier: aber alle unſere Nachforſchungen blieben damals fruchtlos; weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verſtanden, oder nicht verſtehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß dieſe Kinnbacken Siegeszeichen wären; und daß man dieſe hier eben ſo, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erſchlagenen Feinde, mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von ſonderbarer Art zu Geſicht. Es war die Geſtalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, ſonſt aber nicht übel gezeichnet. Dieſe Figur war über 7 Fuß hoch, für dieſe Höhe aber etwas zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelet des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleiſch und die Haut vorſtellten. Am Kopfe hatte die Figur

vier hervorragende Beulen, drei vorn und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indianer nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, dies Bild sey das Einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damals nicht verständlich machen, weil unsere indianische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mäuwe, eines ihrer Götter vom zweiten Range, seyn sollte.

Da wir in dem Gebiete angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir, ein ungeheueres Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser beiden Indianer wäre. Morai aber heißt bei ihnen ein Begräbnißplatz, der zugleich zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar pyramidalisch aufgeführt. Es ruhete auf einer länglicht viereckigten Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf den Seiten waren Stufen aus weißen Korallensteinen verfertigt, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden

Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu seyn schienen, weil sie in- und aufeinander paßten. Das Fundament bestand aus Felsenstücken, welche viereckigt gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht, und die Korallensteine aus der Tiefe des Meers herausgeholt seyn; weil von jenen in dieser und den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends als auf dem Meeresgrunde anzutreffen sind. Und gleichwohl muß hier Alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschaft werden, weil man weder lasttragende und ziehende Thiere, noch mechanische Werkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! Sowohl die Felsenstücke als auch die Korallensteine mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden: Man denke sich die Langweiligkeit und Mühseeligkeit dieser Arbeit? Und doch war der Fleiß und die Geduld dieser Leute damit zu Stande gekommen.

Oben auf dem Gipfel der Pyramide stand ein aus Holz geschnitzter Vogel; und neben demselben lag ein aus Stein gehauener aber zerbrochener Fisch. Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines viereckt-

gen Bezirks ein, welcher 360 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hie und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bei allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt; vermuthlich weil er ihnen, wie etwa bei uns die Birke mit herabhangenden Zweigen, ein Sinnbild ist, welches auf die Bestimmung eines solchen Ortes Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchen kleine Gerüste auf Pfosten ruheten. Diese hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu seyn schienen. In der Folge haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Dießmal waren nur etwa funfzig Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel darauf befindlich.

Ende.

BIBLIOTHÈQUE DE LA VILLE LYON *1893*